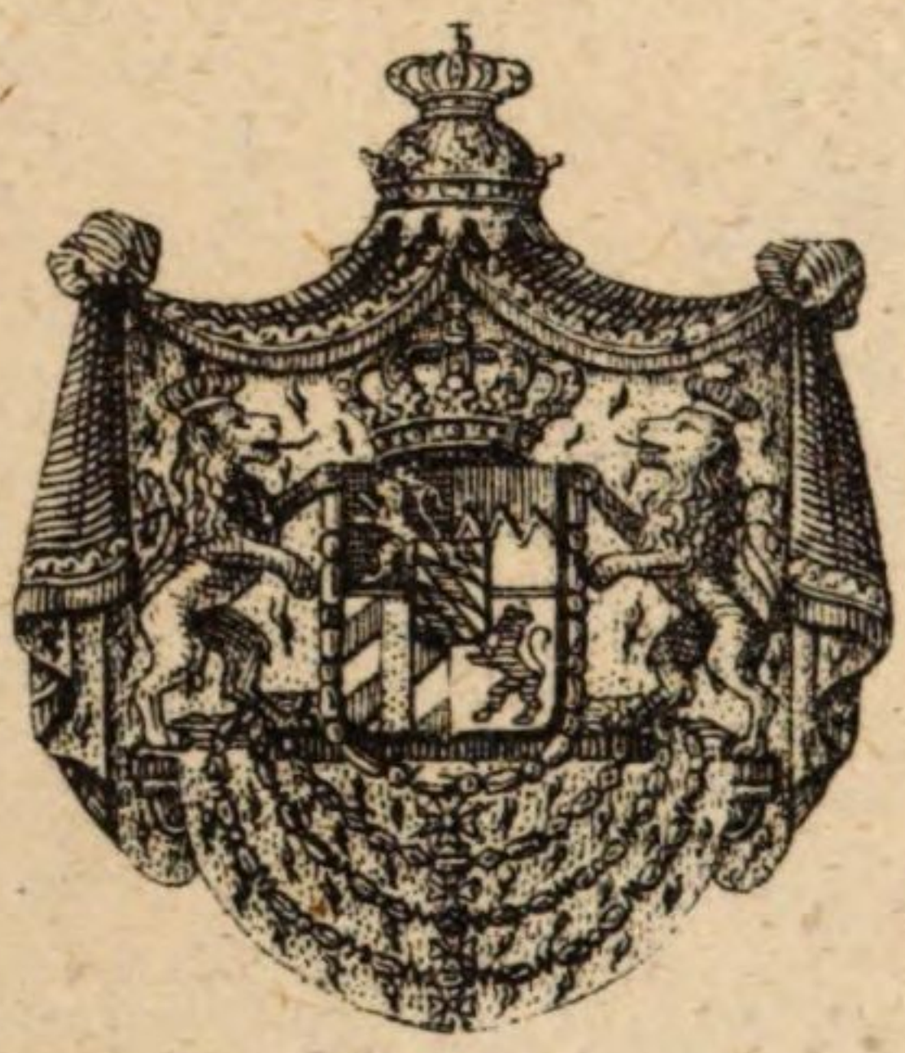
Bor. 211 d = 1
[Zuccalmaglio]



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

<36621788620015

<36621788620015

S

Bayer. Staatsbibliothek

Die Vorzeit

der Länder

Cleve-Mark, Jülich-Berg

und

Westphalen

von

Montanus.

„Lieblich sind Sagen vergangener Zeit!
„Sie gleichen dem heimlichen Schauer des Frühlings,
„Wenn in's Gefilde lugt die Sonne
„Und leichtes Gewölk' über Hügel dahinfliegt!"

Ossian.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Solingen und Gummersbach,
Verlag von Friedrich Amberger.

1837.

314. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß
des Ersten Bandes.

1tes Heft — Seite

Vorwort zur ersten Auflage — — — III
Vorwort zur zweiten Auflage — — — XII

Die bergischen Glaubenshelden in zwölf Legenden.

Zueignung — — — — — 1
I. Suitbert, der bergische Apostel — — 3
II. Die Brüder vom Berge — — — 9
III. Bertha vom Drachenfels — — — 13
IV. Der fromme Hirt — — — — — 16
V. Das Ave Maria — — — — — 26
VI. Rosen und Nachtigallen — — — — 28
VII. Gezelin, der Einsiedler — — — — 34
VIII. Engelbert der Heilige — — — — 39
IX. Die Eilftausend Jungfrauen — — — 49
X. Bernhard Hankebot — — — — 55
XI. Heinrich, der Klausner — — — — 60
XII. Adolph Klarenbach — — — — 66

Bergische Volkssagen und Romanzen.

I. Die Verführung — — — — — 74
II. Das Zwergjunkerlein bei Solingen — — 81
III. Das Turnier zu Neuß — — — — 88
IV. Die Saat — — — — — — 92
V. Wer hat den Besten Edelstein ꝛc. — — 94
VI. Der Strunderbach — — — — 97
VII. Der Neuenberg bei Lindlar — — — 103
VIII. Die eitle Bettel von Thumbach — — 109
IX. Die Verzweifelnde — — — — 112

2tes Heft.

Geschichten und Sagen, Biographien ꝛc.

I. Heinrich von Limburg und Irmgard von Berg 117
II. Das Kloster Heisterbach und der dortige Mönch Cäsarius — — — — — 151
III. Der Schwanenritter — — — — 172
IV. Herzog Johann I. von Cleve und die Belagerung von Soest — — — — — 176
V. Altena — — — — — — 187
VI. Graf Adolph der VIII. von Berg und seine Söhne 189
VII. Die St. Hubertusjagd — — — — 197
VIII. Herzog Adolph I. von Cleve und die Schlacht im Cleverham — — — — 201

IX.	Der Nonnenraub bei Gräfrath — —	210
X.	Otto der Schütze — — — — —	223
XI.	Merkwürdige Grabschrift des Grafen Ludwig von Ravensberg — — — —	232

3tes Heft. Seite

XII.	Die Herzoginn Jacobea — — —	235
XIII.	Der lustige Spielmann zu Monheim —	255
XIV.	Die bestrafte Spielsucht — — —	257
XV.	Graf Wilhelm V. von Jülich — —	266
XVI.	Das versunkene Schloß — — —	274
XVII.	Dietrich III., der Mannhafte, Graf von Cleve — — — — —	277
XVIII.	Der Rüden bei Solingen — —	282
XIX.	Der Berg des heil. Anno — —	285
XX.	Der Graf von Windeck — — —	310
XXI.	Der Kipphäuser — — — —	319
XXII.	Der Ritt zur Christnacht — — —	328
XXIII.	Der Schöneberg — — — —	331
XXIV.	Der bergische Gelehrte und Staatsmann Conrad v. Heresbach — — —	340
XXV.	Der Heidenkönig — — — —	345
XXVI.	Gunhilde — — — — —	350
XXVII.	Der starke Hermel — — —	355
XXVIII.	Der lustige Rath zu Düsseldorf — —	363

4tes Heft.

XXIX.	Die churfürstliche Ohrfeige — —	369
XXX.	Die Hochzeit zu Bensberg — —	374
XXXI.	Scenen aus dem Leben Adolphs und Eberhards der Grafen von Berg und Altena	377
XXXII.	Ritter Arnold von Elberfeld — —	401
XXXIII.	Friedrich, Graf von Isenburg — —	406
XXXIV.	Die Spinnerinn zu Scherven — —	423
XXXV.	Die Chronik des Klosters Altfeld bei Cleve	430
XXXVI.	Die Fürstengräber zu Niedeggen im Jülich'schen — — — —	460
XXXVII.	Der Königsraub zu Kaiserswerth — —	464
XXXVIII.	Das Walpurgisfeuer — — —	469
XXXIX.	Ritter Clas vom Drachenfels — —	474
XL.	Trinchens Gericht — — — —	480
	Nachschrift und Verzeichniß der eingeschlichenen Druckfehler — —	487

Die

Bergischen Glaubenshelden

in zwölf Legenden.

Vorwort zur ersten Auflage.

Nicht blos dem Reize seiner Lage unter segensreichem Himmelsstriche, nicht seinen Pallästen, seinem heutigen Glanze und seiner Kunst allein hat Rom den zahlreich ihm zuströmenden Besuch und die allgemeine Theilnahme zu verdanken. Die Erinnerung an ein längst untergegangenes Leben, an so viele Helden und Weisen, welche einst dort hervorgegangen sind, auf diesem Grabe so vieles Großen und Herrlichen durch die ewigen Zeugen der Umgegend zu beleben, ziehet nicht minder den Gelehrten wie auch den Menschenfreund dorthin. Mehr um der damit verknüpften Erinnerung willen, welche die Phantasie belebt und beschäftiget, als wegen ihrer kühnen Lage und gewaltigen Steinmassen tragen die Burgruinen am Rheine zur Verschönerung und zum Reize der romantischen Landschaften bei. Geschichte und Sagen beleben das todte Gemäuer und füllen die leeren schweigsamen Thäler und Wälder mit den anziehendsten Bildern und Gestalten. In Volksliedern und Sagen spiegelt sich der Volkscharakter am treuesten ab. Schon dieser Rücksicht halber, auch abgesehen von ihrer Belehrung, verdient die Aufzeichnung der Begebenheiten und Sagen eine dankbare Anerkennung. Die Sagen vom Rheine und die Geschichte seiner Städte und Burgen, alle geschichtliche Begebenheiten, sind schon häufig zusammen gestellt und in mancherlei Gewanden

der gebildeten Welt mitgeheilt worden. Es ist kein Mangel mehr an rheinischen Sagenbüchern, deren uns noch im Laufe dieses Jahres mehrere dargeboten wurden. — Die merkwürdigsten geschichtlichen Scenen aus der Vorzeit der Länder Berg, Jülich, Cleve und Mark, mit den merkwürdigsten dort umgehenden Sagen, die jetzo dem Vergessenwerden nahe sind, auf eine ähnliche Weise darzureichen, ist der Zweck dieser Hefte, welcher um so eher Anerkennung finden wird, als manche bisher noch ungedruckte Urkunde zur Bearbeitung vorgelegen hat, und manche schöne Sage, welche nur im Munde einzelner mährchenkundiger Weilerbewohner lebt, gemeinnützig gemacht werden wird. Das Ganze bildet demnach nicht blos eine sogenannte Landesgeschichte, in welcher blos Namen und Jahreszahlen vorkommen, sondern eine Geschichte des innern Lebens unserer Vorzeit und ihres Geistes mit allen seinen Blüten und Verirrungen. Zwar ist das Ganze nicht wie in einem Lehrbuche strenge nach Stoff und Zeit geordnet, sondern in einzelnen Zeit- und Lebensbildern gegeben; es wird aber dem, welcher der Landesgeschichtsbücher kundig ist, die Lücken derselben ausfüllen, und dem, welcher eine ausführliche zusammenhangende Geschichte unserer Heimat dereinst zu schreiben unternimmt, eine nicht unwillkommene Vorarbeit sein. Doch davon ein Mehreres zu den Heften der strenggeschichtlichen Darstellungen.

Was nun die den Inhalt des ersten Heftes hauptsächlich ausmachenden Legenden und die Sagen dieses und der folgenden Hefte insonderheit betrifft, so mögte mir wohl mancher eng-

herzige Bilderstürmer vorwerfen, daß ich die ganze Nacht des ihm so verhaßten Aberglaubens mit all ihren Gespenstern, Hexen und abentheuerlichen Wundern wieder heraufbeschwöre und so dem Aberglauben Vorschub leiste. Doch diesen schalen Vorwurf entfernt die Weise des Vortrages und die gegentheilige Wirkung wird klar werden. Was aber die Vorzeit bewegt hat, liegt der Geschichte zu erzählen ob, und ist es auch nur eine Verirrung des menschlichen Geistes, so bleibt sie auch als solche für den Menschenfreund höchst merkwürdig und lehrreich, eben so sehr als Fehdesucht und Raubluft, mit denen die meisten Bücher über deutsche Vorzeit angefüllt sind, und welche nicht lehrreicher eben so von menschlichen Geistesverirrungen reden. Leider hat die Furcht vor obigem Vorwurfe zu einer Erzählweise und zu Verwahrungen bewogen, die den Eindruck schwächen, welchen die Sage beabsichtigt, und den zarten Farbenstaub abwischen von den Flügeln der holden Schmetterlinge.

Die Legenden waren einst eben so in Aufnahme wie die heutigen Romane. Ihr Name schon sagt, daß man sie lesen müsse. Sie waren zur Erbauung geschrieben und es kann ihnen daher nicht zum Nachtheil gereichen, daß sie sich nicht ängstlich an der geschichtlichen Wahrheit halten. Daß sie oft auch der allgemeinen Wahrheit entbehren und mehr zur Verderbniß der wahren Religion als zur wirklichen Erbauung geschrieben sind, dies ist ein Vorwurf, der gewiß nicht alle Legenden trifft; — die darin enthaltenen goldenen Lehren möchten auch noch wohl jetzt heilbringend sein in jedem Gewande, mehr

als die vielgelesenen Anecdotenbüchlein, die eben so geist- als herzlos nirgendwo und niemals Nutzen stiften.

Das Wunderbare, welches der Legende anklebt, ist sehr oft nicht lügenhaft zu nennen, indem dies nicht allein in dem Geiste und der Fassungskraft jener Zeit, sondern meistens in der Darstellungsweise gründet, und daher mögen denn die in neuerer Zeit über Gebühr gelästerten Heiligen und ihre Reliquien viel mehr und größere Wunder gewirkt haben, als die Legende in ihrer jetzt für Manchen unverständlichen Sprache erzählt. Wie die Regenten früherer Zeit ob nicht aufgezeichneten Friedenshandlungen wohl höher zu preisen sein mögen, als wegen ihrer starken Hand in Fehden und ihrem Kriegsglücke, über welches sich die Chronisten mit der größten Vorliebe verbreiten, so können wir zur Ehrenrettung manches Gottesmannes wohl mit Zuversicht annehmen, daß wir Höheres und Würdigeres in ihm zu verehren haben, als gerade die abentheuerlichen, geistlosen und abgeschmackten Wunder, mit denen die Legenden verunstaltet sind. Sobald man anfing, die geistlichen Orden und Klöster durch Wunder zu verherrlichen, so erfand die irregeleitete Mönchsphantasie die greulichsten, nicht selten an Marktschreierei gränzenden Wunderthaten und die hierauf eifersüchtigen Orden (besonders Bettelmönche) überboten sich in Erfindung von Mährlein, die den Ordensvorbilden angelogen wurden. Daher kommt es, daß in den Legenden vom seraphischen Franz und dem Dominik mehr Wunder erscheinen, als in der ganzen heiligeu Schrift. Freilich sind sie

auch darnach, und wenn der Paduenser Anton, der Patron verlorener Sachen ein zerbrochenes Glas herstellt, oder einer Frau die durch ihren Haustyrannen ausgerauften Haare wieder einsetzt, so ist man unschlüssig, ob man solchen Unsinn mehr als ärgerlich oder als lächerlich aufnehmen soll, zumal da das Heiligste dadurch verunstaltet wird. Um diesem Frevel am Menschenverstande recht unmittelbar entgegen zu treten und ein Verwahrungsmittel gegen dies verderbliche Gift, den alten noch fortgährenden Krebsschaden darzureichen, ist (sagt ein würdiger Gottesgelehrter unserer Zeit) nichts so zweckmäßig, als die Brennpunkte der Möncherei recht ins Klare zu stellen, sie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zu schildern und die Entrüstung erregenden belegenden Geschichtchen allgemein bekannt zu machen, was sie leider noch lange nicht genug sind. Hier gibt es unerschöpflichen Stoff, die Kutten auf eine lächerliche Weise zu lüften, was bei umfassender Ausarbeitung eine Geschichte menschlicher Thorheiten bilden würde, die ihres Gleichen nicht findet. Eben diese Weise mögte wohl die wirksamste sein und daher die verdienstlichste. Doch wenn auch bei diesen Heftchen, die sich über Alles, was die Vorzeit bewegte, verbreiten sollen, diese Ansicht vorgeschwebt, so ist doch der Raum zu beschränkt, um hier alles Wünschenswerthe bieten zu können. Auch sind sie fern davon, sich der Undankbarkeit gegen die Cönobiten schuldig zu machen; sie eifern nur gegen das Mönchthum im schlimmsten Sinne, so wie es den Fall der Klöster überdauerte. Diesen aber nahen sie mit kindlicher Ehrfurcht

und lassen ihrem Guten völlige Gerechtigkeit widerfahren. Manche wahrhaft schöne Legende ist es werth, daß sie zur Erbauung in heutige Sprache übersetzt werde.

So hat, nach obiger Andeutung Suitbert durch seine Wunderkraft, d. h. ohne allen Gebrauch seiner physische Kräfte, blos durch die Gewalt des Geistes, der in seinen überzeugenden Lehren sich der Gemüter bemeisterte und sie zum sittlich Guten und zur höheren nützlichen Bildung antrieb, das einsame Eiland in eine Pflanzschule der Geistes- und Herzensbildung verwandelt, das ganze Bergische aus der Nacht des Aberglaubens, aus der früheren Wildheit und Rohheit empor gerissen und sogar Dörfer und Städte geschaffen. In dem zu Suitberts Zeit aufgeklärten England, dem, rings von Wasser umflossen, die Rettungsversuche bei Ertrunkenen nahe lagen, hatte der wahre Menschenfreund gewiß die in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen erworben, und die Mittel vom Scheintode zu retten in seinem Asyle der reinsten Humanität angewendet, hatte gewiß nach dem ersten gelungenen Versuche seine Jünger darauf aufmerksam gemacht und eine Rettungsanstalt gestiftet, in welcher die im Wasser Verunglückten aus der Umgegend gebracht wurden, woher denn bei der geringen Aufklärung des Volkes, das Alles Niegesehene für Wunder hielt, die Sage entstand: Suitbert habe die im Rhein Ertrunkenen zu neuem Leben erwecket, und noch könne keine Leiche an Kaiserswerth vorbeitreiben, sondern das Ufer, wo Suitberts Reliquien ruhen, ziehe sie an. — Man erinnere

sich hierbei nur der Heilung von Wasserscheue in dem Huberts-Kloster zu St. Hubert in den Ardennen. Dort werden die von rasenden Hunden Gebissenen noch heute geheilt. Hubert, ein reicher französischer Graf, hatte, als eifriger Waidmann, der sozusagen nur unter Hunden lebte, ein Mittel gegen die entsetzlichste aller Krankheiten gefunden. Als er der Welt entsagt und das Ardennenkloster gestiftet hatte, wollte er durch seine Heilkunst der Menschheit nützlich sein und übertrug sein Arcanum dem Convente, der dasselbe bewahrte und unzählige Menschen dadurch rettete. Den frommen Klosterbewohnern aber lag es sehr nahe, die Heilung mit mystischen Formen zu vermengen und so dem, von welchem alles Gute stammt, bei Gebet und Fasten die Rettung danken zu lassen, wie auch den Stifter der Rettungsanstalt in gebührendem Ehrengedächtnisse zu behalten.

An Eberhards Grabmale zu Altenberg sind in der Erinnerung an sein rührendes Beispiel von Frömmigkeit und Bruderliebe gewiß nicht mindere Wunder geschehen, und als es der Christenjungfrau Bertha gelungen war, in dem Busen der wilden Heiden das Licht des Christenthums zu erwecken, da mochten diese wohl vor seinem Symbole, dem Kreuze, den Götzenaltar, auf welchem so mancher Gefangene dem Aberglauben war geschlachtet worden, von dem Drachenfelsen hinab in den Rhein wälzen, so daß dieser furchtbare Drachen der Rohheit und des Aberglaubens zerschellte und versank. So tragen die Legenden vom frommen Hirten, vom Ave-Ritter, von den Rosen und Nachti-

gallen zu Altenberg ihre Wahrheit und goldene Lehren in sich. Die Erweckung der Quelle, das Hauptwunder Gezelins mag wohl nicht minder auf Wahrheit gründen. Um jene Zeit kam durch die Cisterzienserklöster das Flößen von Wiesen auf, und Gezelin als der Laybruder dieses Ordens, war gewiß mit der Bewässerungsvorkehrung bekannt, wußte auch wohl einer in Schlamm und Sand versiegenden Quelle wieder einen wirksamern Abfluß zu verschaffen; er übte diese Kunst, theilte dieselbe den Landleuten, wo er die Schaafe hütete, mit, und wurde auf diese Weise der Wohlthäter der Landschaft, und Dankbarkeit und Freundschaft, die schönsten Himmelsengel, mochten darum wohl den frommen Hirten bei der Schaafhut vertreten, wenn derselbe zu fernem Gnadenorte pilgerte. Bei dem Tode des Hirten mußte wohl die Lobpreisung seiner Wohlthaten laut werden, und seine Seele auf diesen Ergüssen des Dankes wie von Engelhand zum Elysium getragen werden. Mogte Gezelin nun auch dem Volke gelehrt haben, daß Quellwasser ein Heilmittel bei Augenübeln sei, mogte der mit der damals noch fast unzugänglich dichten Waldgegend bekannte Schäfer dem Volke in großer Dürre eine verborgene Quelle gezeigt haben! Er hat dadurch mehr Quellen und heilsamere erweckt, als die in seiner Legende. Mit Recht verehrt ihn deshalb der Landmann, und so mögen auch gewiß die meisten Legendenheiligen ein dankbares Andenken verdient haben, das ihnen nur die verkehrte Auslegung ihrer Legenden verkümmert hat. Die Art und Weise, wie man in alter Zeit einen Wohlthäter der

Menschen feierte, ist für die heutige Zeit unzugänglich und deshalb wird das Kind so oft mit dem Bade verschüttet. Mögten doch die Legenden dieses Heftchens dazu beitragen, unseren bergischen Glaubenshelden ein dankbares Andenken zu bewahren! —

Solingen am 1. Januar 1837.

Montanus.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Daß, noch ehe vorliegendes Werkchen allgemein in den Buchhandel gelangt, kaum 6 Wochen nach seinem Erscheinen, schon eine zweite Auflage des ersten Heftes nothwendig wird, gilt dem Herausgeber für eine günstige Vorbedeutung. Leider verhindert ihn die Dringendheit, mit welcher man jetzt diese zweite Auflage verlangt, Manches, wie er wohl wünschte, in der Bearbeitung zu ändern; doch hat er die Gelegenheit freudig ergriffen, die in der ersten Auflage eingeschlichenen Unrichtigkeiten und Druckfehler zu verbessern, sowie auch nicht unbedeutende Zusätze zu machen. Eben so willkommen wird es dem geneigten Leser sein, daß die zweite Auflage nun nichts mehr zu wünschen übrig läßt und die folgenden Hefte in demselben Aeußeren erscheinen werden. Der Druck des zweiten Heftes wird jetzt sofort begonnen, und die 8 Hefte des ersten Jahrganges werden bald nacheinander hervor treten. Diese, wofür die Subscription eröffnet ist, werden gegen 120 Aufsätze enthalten, in welchen von jeder Stadt, aus jeder Gegend der vereinten Lande Sagen und historische Denkwürdigkeiten erscheinen werden. Ob sich fernere Jahrgänge anschließen werden, ist von fortdauerndem Beifalle bedingt. — Vielseitigen Aufforderungen zur Folge hat sich der Titel der Schrift in soweit geändert, als das nachbarliche Westphalen darin mit aufgeführt ist und auch

die dortigen interessantesten Sagen u. s. w., besonders in den späteren Heftchen, erscheinen werden.

Weil die gegenwärtige Schrift dem bisher so vielfach laut gewordenen Mangel an historischen Nachrichten über uns're Heimat einigermaßen abhelfen wird, und sich für jeden Stand und jedes Alter belehrend und unterhaltend darstellt, sich aber besonders zu einer nützlichen Lektüre für Schulen eignet; so zweifeln Herausgeber und Verleger nicht, daß der Fortgang des Werkes sich derselben günstigen Aufnahme zu erfreuen haben werde, wie dem ersten Hefte bereits zu Theil geworden ist, und die den Unternehmern so schmeichelhafte Gunst wird ihnen ein Sporn sein, durch Inhalt und Ausstattung der bald folgenden Hefte dieselbe zu erhalten und zu mehren.

Solingen im Juni 1837.

Montanus.

Zueignung.

Den frommen Abt von Altenberg
Begleitet' ein einfält'ger Mönch
Nach Cöln, wo sie bei einem Freund,
Der dort Canonicus im Stift
Des heiligen Antonius,
Zu Mittag aßen. Abt und Mönch
(Dies wußte der Canonicus)
Begingen Sünde, wenn sie Fleisch
Genossen — ihr Gesetz verbot's.
Der Wirth jedoch, dem nicht zur Hand
Fischspeisen und die Freunde doch
Erfreuen wollt' mit gutem Mahl,
Auch übrigens der Meinung war,
Daß mehr als Fisch ein Fleischgericht
Den Körper nährt und das Verbot
Der Regel unvernünftig sei,
Indem wie Jesus Christus spricht,
Das Herz und nicht der Magen Gott
Verehret, — er gebot dem Koch
Verschied'ne Braten zu dem Mahl
Zu sotten und zu würzen wie
Man zubereitet Stör und Salm.

Den frommen Gästen schmeckt das Mahl
Vortrefflich, das der Reise Müh'
Mehr als des Koches Kunst gewürzt;
Doch einen Knochen fand der Mönch

In seinem Theil und den Betrug
Entdecket' er dem Abt sogleich.
Da schob der Abt die Schüssel fort
Und ungesättigt stand er auf;
Der bied're Wirth bedauert sehr,
Daß jetzt sein Mahl verschmähet ward,
Das doch, obwohl verboten, noch
Viel besser als erlaubter Fisch. —
Doch auf der Heimkehr sprach der Abt
Zu dem Begleiter: »Blöder Thor!
»Du hattest heut nicht wohlgethan,
»Daß du die Freude mir verdarbst
»Und auch dem Freund', der's gut gemeint!
»So lange du die Knochen nicht
»Mir vorzeiget, aß ich Fisch
»Und sündigt nicht. Die Sünde kam
»Von Dir allein; in dem Gericht
»War Lieblichkeit und gute Kost:
»Du wandtest sie in Gift mit um!«

Landsleute, die Ihr dieses Buchs
Heimatliche Legenden les't —
O! glaubt, daß es, der sie Euch bot
Von Herzen gut damit gemeint!
Drum macht es wie der fromme Abt,
Laßt Euch gedeihn des Freundes Mahl,
Nur laßt den dummen Mönch zu Haus,
Der auch im Fisch nach Knochen sucht. —

I.

Suitbert, der bergische Apostel.

(647—717.)

Vor eilfhundert Jahren lastet
In dem schönen Land der Berge,
Wo der hehre Christusglaube
Jetzt in allen Herzen glühet,
Noch des Heidenthumes Blindheit.
Und wie jenes Geistesdunkel
Die Gemüter trüb umfangen,
War des Landes Boden selber
Nicht so lieblich noch und freundlich;
Denn wo jetzo Blumenwiesen
Bach und Fluß so schön begleiten,
Waren einst noch tiefe Sümpfe,
Und wo jetzo Saatgefilde
Städt' und Dörfer rings umblühen,
Strebten Wälder wild und düster.
Wolf und Eber hauf'ten damals,
Wo jetzt schöne Gärten prangen
Und armsel'ge kleine Hütten
Boten den halbwilden Hirten
Ein gar kümmerliches Obdach.
Auf der Berge Stirn' erhob sich
Hier und dort ein fest Gemäuer,
Wo die rauhen Männer wohnten,
Die nur Raub und Kämpfe übten,
Deren friedlichstes Beginnen
Kampf mit wilden Thieren war.
Nirgendwo sah man die schönen
Gotteshäuser sich erheben,

Denn den Heidengötzen Wodan,
Thor und Frigga waren Haine
Nur geweiht, wo die Druiden,
Die den Aberglauben hegten,
Abgeschmackte Opfer brachten. —

Aus dem meerumwogten England,
Wo das Licht des Christenthumes
Herrlich damals schon geleuchtet,
Kam in's rauhe Land der Berge
Ein gar eifriger Apostel,
Dort die Heiden zu bekehren.
Suitbert hieß er, Herzog Siegfried
Von Northumberland und Bertha,
Eine edle Gräfin, waren
Dieses Priesters fromme Eltern.
Von des Christusglaubens Wahrheit
Tiefdurchdrungen und die Wonnen
Dieser hohen Lehre tragend,
Sah er es mit Schmerz, daß Völker
Solches Glückes noch entbehrten.
Dieses Mitleid spornt den Jüngling
Sich des hohen Werks zu würd'gen,
Blinde Heiden zu erleuchten.
Unter Fasten und Gebeten
Hatt' er bis zum Mannesalter
Sich in Allem vorbereitet,
Was zum Ziel ihn fördern konnte,
Und er zog mit eilf Genossen,
Die ein gleicher Zweck vereinte,
Die ein gleicher Geist beseelte
Aus der meerumwogten Heimat
Zu dem weitentleg'nen Friesland.
Und des Wortes Saamen streute
Er in vieler Heiden Herzen:
Sie verließen ihre Götzen
Und bekannten Jesus Christus.
Froh des glücklichen Erfolges
Eilt' er dann zum Ostseestrande
Zu dem wilden Volk der Preußen.
Dort auch fand die Lehre Eingang

Bei dem Volke, doch die Priester,
Welche ihren Gott Perkuno
(Dessen Macht auch sie empor hob)
Wanken sahen, nahmen Suitbert
Frech gefangen und verlangten
Von dem Volke ihn zum Opfer.
Aberglaub' ist leicht bethöret,
Und des Gottesmannes Bande
Sollte nur der Tod zerbrechen;
Aber Andres wollt' der Himmel,
Denn sein Wunder lös'te Suitberts
Unverdiente Bande nächtlich,
Und es ward ihm jetzo kundbar,
Daß dem wilden Preußenvolke
Der Erlösung Stunde noch nicht
Nahe sei: drum zog er wieder
Zu der Heimat, neue Kräfte
Dort durch sein Gebet zu sammeln,
Eilt sodann nach Rom zum Papste,
Welcher ihn zum Bischof salbte
Und ins Land der Berge sandte,
Daß er zwischen Ruhr und Wupper,
Wo das Heidenthum noch lastet,
Heil'gen Glaubens Saamen streue.
Zu Pipins, des Frankenherzogs
Hofburg zog sodann Suitbertus
Und erbat vom edlen Franken
Seines Werkes Unterstützung.
Dieser übergab zur Wohnung
Ihm ein schönes Wieseneiland,
Welches oberhalb der Anger
Sich am Rheingestade hinzog.
Seinen hohen Zweck verfolgend
Bauet einen hohen Münster
Hier der fromme Bischof Suitbert
Und verbreitete die Lehre
Christi in dem Land der Berge.
Es erscholl durch alle Gauen
Bald der Ruf des Gotterfüllten,
Wie er eine neue Lehre
Zu der Sterblichen Beglückung

Predigte, und deren Wahrheit
Er durch Wunderkraft und eignen
Gottergeb'nen Wandel darthat.
Deshalb zogen Heidenschaaren
Zu dem grünen Christeneiland,
Lernten Jesu Lehre achten,
Schwuren ab den blinden Götzen
Und empfingen Christi Taufe. —
Unermüdlich war Suitbertus
In dem hehren Glaubenswerke
Und durch seinen Feuereifer
Sah man bald im Land der Berge
Christi Lehre Wurzel fassen.
Ja, als Gott den Glaubenshelden
Aus dem Erdenleben abrief,
Lehrten viele seiner Jünger
Schon in christlichen Gemeinden
Und erbauten aus den blut'gen
Opfersteinen Friedenstempel,
Bildeten aus Wodans Eichen
Des Erlösungswerks Symbole.
Neun Gemeinden riefen damals
Schon die Glocken zu den Kirchen.
Es entriß der alten Rohheit
Sich das Volk in seinen Sitten,
Es erkeimt' in ihm allmälig
Milder Sinn und freudig Wirken.
Die Religion der Liebe
Führte bald die wilden Männer
Von dem Raub, vom Blutvergießen
Zu der Eintracht, und der Landbau
Tauschte blutigen Erwerb.
Wie die wilden Heidenherzen
Glaub' beglückte und erbaute,
Schufen auch die öden Haiden
Sich zu Saatgefilden um.
Aber Er, der edlen Samen
In das rauhe Land gestreuet,
Daß, wo wildes Dorngestrüppe
Unter moos'gen Eichen sproßte,
Jetzt so schöne Blüten lachten, —

Der Apostel unſ'rer Berge,
Suitbert wurde hoch verehret
Und der Papſt, gedenkend, wie er
In dem gottergeb'nen Wandel
Chriſti Lehre weit verbreitet,
Fügte zu der Zahl der Heil'gen
Seinen Namen, und es lebet
Bei dem Volke ſein Gedächtniß,
Wie in Frömmigkeit und Demut
Er gewandelt und im Eifer
Für die Wahrheit laut gepredigt,
Sich des Elends angenommen
Und ſogar durch Wunderthaten
Manche Wohlthat mild geſchaffen:
Denn es hatt' ihm Gott verliehen,
Daß er die, ſo in des Rheines
Wogen ihren Tod gefunden,
Wieder in das Leben rufe.
Noch bewährt ſich dieſe Sage,
Denn es treiben alle Leichen
Der im Rhein Ertrunk'nen an dem
Ufer an, wo Suitbert lehrte;
Aber ſolche zu beleben
Lebt der Heilige nicht mehr. —
Suitberts Erdenreſte ruhen
In dem Dome, den der Fromme
Einſt gegründet und die Kaiſer
Deutſchlands, jene Stelle ehrend,
Thürmten eine ſtarke Feſtung
Auf dem Eiland, welches vormals
Suitbertswörth geheißen, aber
Damals Kaiſerswerth genannt ward,
Wo die ſtolze Kaiſerfeſtung
Jetzt ein Städtlein überraget,
Das berühmt in der Geſchichte
Durch den Kampf um ſeine Mauern,
Aber würdiger bekannt noch
Durch den bergiſchen Apoſtel. —

Trotz dem Inſelnamen iſt jetzt
Kaiſerswerth durch keine Wogen

Mehr getrennt vom Land der Berge,
Denn es wollt' der heil'ge Suitbert
Fürder in dem Lande ruhen,
Wo die Lehre seines Mundes
Sich so wundervoll entfaltet,
Und der Rhein verließ sein Bette,
Daß das Land der Berge seinen
Lehrer inniger umschließe.

Anmerkung. Bischof Suitbertus oder Switbert der bergische Apostel und Heidenbekehrer, auch der Erleuchter der Bataver, Friesen, Dänen, Braunschweiger, Westplalen, Sachsen und Preußen, war geboren im Jahre 647. Seine Lebensumstände erzählt vorstehende Legende nach der vita Sanctorum von Surius, Canisius und Theodor Ray, sowie nach Cäsarius von Heisterbach in seiner Legende der heil. Plektruda, der Gemalinn des vorerwähnten Pipin. Auch Knapp erzählt die Lebensgeschichte Suitberts, welche Beck in den Lebensbildern aus den preußischen Rheinlanden aufnahm. — Suitbert starb im Jahre 717 und wurde in dem von ihm gestifteten Kloster zu Kaiserswerth begraben, wo seine Reliquien noch jetzt in einem silbernen Sarge dem Volke alle vierzig Jahre zur Verehrung ausgestellt werden, und wo zu dem Wunderbaren, was an seiner Ruhestätte geschehen sein soll, auch die Sage umgehet, daß alle Leichen, die der Rhein hinunterreißt, an dem Ufer zu Kaiserswerth antrieben. Der erste März ist der Kalendertag des Heiligen. Er wurde sanctifizirt von dem Papste Leo in Gegenwart Carls des Großen im Jahre 800. — Fromme Dankbarkeit setzte ihm noch in jüngerer Zeit (im Jahre 1818) ein einfaches Steindenkmal auf der Diemelshöhe bei Elberfeld mit der Inschrift:

„Dem ersten Boten des Evangeliums im Lande der Berge, Suitbertus. Geboren in England 647; ging heim in Kaiserswerth 717;" —

welches Denkmal jener Stadt, worin der rege Geist für das Religiöse mit allem reinen Feuer der ersten Christusprediger wieder erwachte, zu einem schöneren und mehr ehrenden Schmucke gereicht, als prachtvolle Parke und modernde Alterthümer.

II.

Der selige Eberhard
oder
die Brüder vom Berge.

(Nach einem alten Volksliede.)

(1126—1152.)

Es zogen zwei Grafen wohl über den Rhein
Umstralet von Vasallen und ihres Ruhmes Schein,
Zu Fuß und auch zu Roß
Der treuen Knappen Troß
Geschmückt gar blank und reisig.

Das waren die Brüder vom Berge, sie beid'
Wohl zogen thatenfreudig nach Braband in den Streit
Und ihre Ritter all
Mit Sang und Waffenschall
Begunnten zu suchen die Feinde.

Bei Löwen in Braband da tobte die Schlacht,
Dort sank auf helle Augen die düstr'e Todesnacht;
Es blitzt und klang die Wehr,
Es saus'ten Pfeil und Speer,
Hoch bäumten sich schnaubende Rappen.

Bald wankten die Feinde vor bergischem Mut
Und die nicht flohen sanken in's eig'ne rothe Blut;
Dort sah man große Eil,
Flucht war der Feinde Heil,
Kühn hetzten die Grafen vom Berge.

Da jubelt's so freudig ob herrlichem Sieg;
Doch stumm ward bald der Jubel, die Freude plötzlich schwieg,
Denn nicht gefunden ward
Der tapfre Eberhard,
Der jüngste der Brüder vom Berge.

Sie suchten den Grafen drei traurige Jahr;
Doch nirgend fand man Kunde, wo er zu finden war:

Darob sein Bruder weint,
Der da ihn todt vermeint;
Im Lande war große Trauer.

Drauf sieben Jahre zog über den Rhein
Graf Adolph von dem Berge in seines Ruhmes Schein,
Mit ihm zu Fuß und Roß
Der treuen Knappen Troß
Geschmücket gar blank und reisig.

Und als er gekommen in's fränkische Land,
Im wilden Wald am Wege er einen Hirten fand,
Und als er ihm genaht
Und als er zu ihn trat,
War's der verlorne Bruder.

»Halt an, ihr Genossen! nicht weiter der Zug!
»Wir haben heut der Beute erworben schon genug —
»Den Bruder find' ich neu,
»Drob sich ein jeder freu' —
»Gottlob ich hab' ihn wieder!

»O Bruder, dich sucht' ich drei traurige Jahr,
»Seitdem wardst du beweinet als auf der Todtenbahr;
»Da ich dich wieder fand,
»Geb' ich dir Leut' und Land,
»Du zolle die Liebe mir wieder!«

»»Ach! Bruder, du ladest vergeblich mich ein —
Ich kann, herzlieber Bruder, nicht dein Genosse sein,
Auf Erden nichts mich hält,
Ich tracht' auf bess're Welt,
Hab' mich geweihet dem Himmel!

Getroffen vom Schwerte in blutiger Schlacht
Lag ich dahingesunken in düst're Todesnacht;
Doch als mich Gott erweckt,
Sah ich den Plan bedeckt
Mit Leichen von wackeren Mannen.

Da flucht' ich des Kampfes verderblicher Wut,
Da faßt' mich tiefe Reue ob dem vergoss'nen Blut:

Ich tauschte mein Geschmeid
Mit einem Büßerkleid,
Drin hab' ich den Frieden gefunden.

Das Glück nicht entkeimt dem Geräusche der Welt,
Der Glanz der Erdengröße wie eitler Tand zerschellt;
In Demuth und Gebet
Nur wird das Herz erhöht
Zu reinen und ewigen Wonnen!

Drum laßt mich, ihr Lieben! ich bete hier fern
Für euch und alle Menschen, geweihet Gott dem Herrn:
Was ihr auch freudig glaubt
Mir meine Ruhe raubt,
Nur Gott ist meine Freude! ««

Da drückten die Brüder sich zärtlich die Hand —
»»Ich ziehe (sprach der Jüngste) wohl mit in's Heimatland;
Doch dort mein Grafenhaus —
Ein Kloster werde draus,
Ein Mönch jetzt will ich werden!««

Am Altenberge dort sang es im Chor,
Dort hoben Glaub' und Liebe den Geist zu Gott empor;
Die Grafen haben beid'
Ein Leben Gott geweiht
Im Kloster beisammen geführet.

Sie haben die Armen des Landes gespeis't,
Sie waren brave Väter für Alle, die verwais't;
Es heilt' ihr frommer Mund
So manche Herzenswund',
Sie führten den heiligsten Wandel.

Und als dort gestorben Graf Eberhard,
Er in der Klosterkirche mit Leid begraben ward,
Und nach drei Monat Zeit
Grub man an seiner Seit,
Ein Grab für seinen Bruder.

Drauf sah man wie bald sich ein Wunder begab,
Man fand am andern Morgen gesunken Adolphs Grab

Und als man suchte dort,
War seine Leiche fort,
Es ruhten beisammen die Brüder.

Die lebend sich liebten so innig, so rein,
Die mogten selbst im Grabe nicht fern einander sein;
Selbst in die Todesnacht
Dringt heil'ger Liebe Macht,
Das haben die Grafen bewähret.

Im Kloster die Mönche sie kündeten stet
Der Brüder frommen Wandel bei brünstigem Gebet;
Vom Grafen Eberhard
Noch viel erzählet ward,
Wie Gott ihn durch Wunder verkläret.

Viel Pilger sind drum nach dem Kloster geeilt,
Wohl an der Brüder Grabe ward manches Weh geheilt:
Drum in dem hohen Dom
Pries laut Gesanges-Strom
Die seligen Grafen vom Berge.

Das Kloster es lieget in Schutt und in Nacht,
Es sank in wilden Flammen des Domes stolze Pracht;
Doch die dies Haus gebaut,
Die Grafen schallen laut
In nimmerverhallenden Liedern.

Anmerk. Eberhards Legende ist nach der Weise eines altbergischen Liedes aus dem XIV. Jahrhunderte, welches sich in der bei Busse in Quedlinburg 1830 und folg. erschienenen Volksliedersammlung Bardale von W. von Waldbrühl und E. Baumstark befindet, verfaßt und mehrere von dessen Strophen sind hier unverändert geblieben. Eberhard und Adolph, die Grafen von Berg und Altena, stifteten im Jahre 1133 die Cisterzienser-Abtei Altenberg in ihrem Stammschlosse Berg an der Dhün, wo sie beide als dortige Mönche im Jahre 1152 gestorben sind. Ein ungenannter Mönch zu Altenberg, ein Zeitgenosse der Grafen, schrieb im Jahr 1180 die Biographie Eberhards in lateinischen, gereimten Hexametern, welches Manuscript in einer Abschrift eines spätern Altenberger Mönches sich noch erhalten hat. Der gelehrte Jesuit Harzheim, der

dieſes Manuſcript in ſeiner Bibliotheca Coloniensi p. 19 erwähnt, nennt es unrichtig Vita S. Eduardi. Die Chroniken der Klöſter Altenberg und Altenkamp von Caspar Jongelinus in ſeiner Notitia rerum Cistertiensium, Blankerbergs handſchriftliche Chronik von Altenberg, Teſchenmacher, Cremer, Broſius, Aſchenberg, Knapp und Andere Hiſtoriographen von Berg, die Geſchichte und Beſchreibung des Kloſters Altenberg von Zuckalmaglio, ſowie viele Handſchriften des Kloſters erzählen die Lebensgeſchichte Eberhards mehr oder minder ausführlich.

Welchem Bergiſchen iſt dieſer frühe Mondſcheinblick in ſeiner Landesgeſchichte nicht bekannt, — wen hat die brüderliche Liebe der beiden Grafen, von welchen noch ſo viele Sagen im Volksmunde leben, innig gerühret! Die Reſte beider Brüder ruhen in der Altenberger Kloſterkirche in der Mitte des Herzogen-Chores unter demſelben Grabſteine, auf dem die wohlerhaltene Randſchrift

† Anno Domini MCLII, II Jdus Octobris obiit Adolphus ex Comite monachus et fundator hujus Colnobii. † XI Cal. Junii obiit Everardus Comes de Alzena.

Eberhard ward beatificirt, und förmlich heilig geſprochen, doch vom Volke lange als Heiliger verehret und der 15. März war der Tag ſeines Gedächtniſſes. Wunder ſollen ihn noch im Grabe verherrlichet haben. Mögen dieſe auch vergeſſen werden! als Stifter eines Kloſters, das für den Anbau, für die Geſchichte und Bildung unſeres Landes ſo wichtig wurde, das als Ruheſtätte ſeiner älteſten Herrſcher dem Bergiſchen ſo theuer iſt, — als Vorbild der reinſten Frömmigkeit, der Bruderliebe und Humanität wird ſich das Andenken Eberhards in Berg bis auf die ſpäteſten Geſchlechter vererben! —

III.

Bertha vom Drachenfels.

(Aus dem 6. Jahrhundert.)

Wo weinumlockt am ſchönen Rhein
Die ſieben Rieſen ragen
Und ihrer Stirnen grau Geſtein
Hoch in die Wolken tragen,

Hört man aus ferner Heidenzeit
Gar schauervolle Kunde —
Manch Wundermährlein lebt noch heut
Dort in des Volkes Munde.

Drin schallt's von manchem stolzen Schloß
Auf all den sieben Bergen,
Von Rittern, Damen, Knappentroß,
Von Riesen, Drachen, Zwergen. —
Vom Drachenfels, der durch das Land
Der Berge rings zu schauen,
Mag eine Sage, dort bekannt,
Noch manches Herz erbauen.

Die dort gewohnt im Heidenthum,
Das waren rohe Leute;
Sie kämpften blos um Othins Ruhm,
Um Sclaven und um Beute.
Und wen man als Gefang'nen bracht'
Der wurde bald verzehret
Von einem Drachen, dessen Macht
Das Heidenvolk verehret.

Der hauset in der tiefen Kluft
Hoch auf dem Drachensteine;
Rings bleichten dort in Sonn' und Luft
Unglücklicher Gebeine.
Oft bebt in Angst das ganze Land
Vor dieses Scheusals Stimme,
Sein Rachen sprühte Dampf und Brand
Umher in wildem Grimme. —

Ein Fräulein aus dem Christenland
War einst erbeutet worden
Und hingeschleppt zur Felsenwand
Sollt' jetzt der Drach sie morden.
Bertha, so hieß die Christenmaid,
Holdblühend gleich den Rosen,
Saß da im weißen Opferkleid'
Und hört' das Unthier tosen;

Tief aus der Kluft brauf't es heran
Sein Opfer zu verschlingen;

Es fletschte manchen scharfen Zahn,
Wälzt sich in weiten Ringen;
Dampfwolken sprüht es vor sich her,
Die rothen Augen blitzen:
Ach! arme Bertha, ohne Wehr,
Wer soll dich dort beschützen?
Sie hebt getrost ihr Aug' empor
Und fleht zu ihrem Gotte —
In Mitleid sich die Wut verlor
Der wilden Heidenrotte.
Schon tobt der Drache nah der Wand,
Schon treffen sie die Flammen —
Sie hebt ein Kreuz in weißer Hand:
Das Scheusal stürzt zusammen!
Gleichwie vom Blitz getroffen fällt
Es jäh herab die Steine
Und rollt und wälzet sich zerschellt
Im wildbewegten Rheine.
Die Wogen zischen, rollen auf,
Hoch schlagen wilde Wellen;
Da tragen sie den Trümmerhauf
Die Flut hinab gen Cöllen.

Das Heidenvolk vor Bertha bebt,
Will sie als Göttin ehren;
Doch zu dem Gott, der ewig lebt
Strebt sie es zu bekehren.
Und bald umstralt das Christenthum
Die sieben grünen Riesen;
Die Jungfrau ärndtet hohen Ruhm,
Noch heut wird sie gepriesen.

Zu Cöln, der heiligen Stadt am Rhein
Trieb an der todte Drachen;
Dort zeigt man heut noch sein Gebein
Und Zähne seines Rachen.
Drei Rippen aufgehänget sind
Im Münster der Liebfrauen:
Die hat bestaunt manch Menschenkind,
Sind heut noch dort zu schauen.

Anmerk. Diese Sage vom Drachenfelsen lebet noch im Munde des Volkes, wornach sie hier aufgezeichnet wurde. Aloys Schreiber, Gustav Schwab, Simrock u. A. haben sie in ihren rheinischen Sagenbüchern auf verschiedene Weise bearbeitet. Die Hauptmomente stimmen ganz mit vorliegender Legende. —

IV.

Der fromme Hirte.

(Aus dem 6. Jahrhundert.)

Seht die Sülz! geschäftig schnelle
Sie der Berge Land durchfließt;
Manch Gehöft die Silberwelle
Glänzend spiegelt, plätschernd grüßt.
Seht sie stürmend fürder eilen
Von den Bergen öd' und kahl;
Aber wieder spielend weilen
In dem sanftern Blüthenthal!

Lächelnd küsset sie die Wiese
An der Ufer grünem Rand
Und voll Lust umschlingen diese
Sie mit einem Blumenband.
Dennoch eilet sie die Pfade;
Was sie Holdes auch umflicht,
Und die flüsternden Gestade
Bieten ihr Vergißmeinnicht.

Ueberragend alle Brüder
Hebt sich dort der Lüderich,
Blicket stolz ins Thal hernieder,
Sieht die Sülz tief unter sich.
Ferne schaut er, wie zum Rheine
Hundert andre Bäche ziehn —
Seines Hauptes grau Gesteine
Hemmt der dichten Wolken Fliehn.

Und die Sülz im tiefen Grunde
Brauset zu des Berges Preis,

Wohl erzählt sie manche Kunde,
Die sie von dem Hohen weiß.
Hundertjähr'ge Eichen lauschen
Mitternachts den Mähren zu:
Schauder dann den Wald durchrauschen
Und die Eule ruft: Huhu!

Grausenhaftes, bleiche Schrecken
Hüllet dieses Berges Nacht;
Wüste Greuel zu bedecken
Hat ihn Gott so groß gemacht.
Und die Sterblichen zu warnen
Stehet er, ein Denkmal da,
Weil ob höllischen Umgarnen
Er die Strafgerichte sah.

»Vor noch mehr als tausend Jahren
War der Lüderich hoch und grün,
Als des Heidenvolkes Schaaren
Dort gewaltet, rauh und kühn.
Nur nach Ruhm und Schätze geizte
Dieser Wilden roher Sinn
Und der Raub im Kriege reizte
Sie zu blutigem Gewinn.

In die nahen Christenlande
Um den saatumlachten Rhein
Drangen sie mit Mord und Brande,
Gut und Menschen raubend, ein.
Priester, die mit Gottes Worte
Kühn genaht der Heidenschaar,
Sanken hin in frevlem Morde
An Alfadurs Blutaltar.

Wachsam aber schau'n die Christen
Bald den blut'gen Marken zu:
Vor Gewalt und Ueberlisten
Brachten stolze Burgen Ruh.
Bensberg ragt als starker Wächter
Mit viel Nachbarn, hoch aus Stein,
Und es schloß die Gottverächter
In die engen Thäler ein. —

An den eisernen Gebissen
Knirscht sich stumpf der Rosse Zahn;
Wird der Zügel auch zerrissen,
Bindet leicht er doch sich an:
So stört Heiden-Groll und Rache
Fürder nicht der Christen Glück,
Denn der Frankenschlösser Wache
Treibt sie mit Verlust zurück.

Doch der Hölle finstre Mächte
Ködern sie zu bösem Bund:
In der Erde Schauernächte,
In der Berge tiefsten Grund
Führt der Kobold ihre Gierde
Und sie dringen grabend ein,
Wo des Goldes Sonnenzierde
Ihnen lacht und Edelstein.

Von der Hämmer dumpfem Schlage
Dröhnt des Lüdrichs tiefster Schooß,
Gold und Silber kommt zu Tage,
Diamanten hell und groß.
Durch der Schachten dichtes Dunkel
Geht der Kobold stets voran,
Mit dem flammenden Karfunkel
Leuchtet er die tiefe Bahn.

Und es kam zur Tageshelle
Was an Glanz dem Tage glich;
Wie das Netz der Bienenzelle
Höhlet sich der Lüderich.
Was man tief dort aus der Erden
An das Sonnenlicht gebracht
Sah man zu Palläsien werden,
Voll von wunderbarer Pracht.

Aus dem grauen Stein der Berge
Thürmten Riesen manches Haus
Und es schmückten kund'ge Zwerge
Alle Hallen prächtig aus.
Denn mit starken Zaubermächten
Zwang der Heid was Satan hegt;

Was da webt in Erdennächten,
Was im Boden Wurzel schlägt.

Und der Runen starkem Banne
Lös'te sich das Steingemach;
Zu dem Boden sank die Tanne,
Schiefer flogen auf zum Dach.
Drauf die Kuppel stralte golden
Und statt heller Fenster Pracht
Schimmert Edelstein, gleich Dolden
Bunter Blumen angebracht.

Innen waren alle Wände
Von Agat und Marmelstein,
Rings umbordet aller Ende
Herrlich mit Juwelenschein
Amethyst bedeckt den Boden,
Drinnen Blumen überall
Von Korallen, blauen, rothen;
Doch die Decke war Christall.

Statt des heitern Strals der Sonnen
Dem sich das Gebäu verschloß,
Flammten reiche Lichtesbronnen
Von Karfunkeln, riesengroß.
Statt des Mondes und der Sterne
Gleißte jedes Saales Wand
Von dem theu'rsten Muschelkerne,
Von Rubin und Diamant.

Auf den großen Silbertischen
Lacht' der goldene Pokal,
Rheinwein floß in hundert Nischen,
Stets bereitet war das Mahl.
Und von tausend Silbersaiten
Scholl die üppigste Musik —
Wohl ergötzten Lieblichkeiten
Dort das Ohr und auch den Blick.

Aber weh! es kam vom Bösen,
Was die Hallen hell durchgleißt;
Unheil nur und Frevelwesen
Sann der Heiden roher Geist! —

Manche Lust zwar gibts hienieden,
Die der Menschen Herz erfreut;
Doch die höchste ist der Frieden;
Den die Tugend uns verleiht.

Was dem trüben Quell entflossen
Bleibt ein ungesunder Trank;
Der erst hat zum Heil genossen,
Der's vom Himmel nahm mit Dank.
Sinnenreiz hat auch die Hölle,
Aber wehe solcher Lust!
Zur verkohlten Feuerstelle
Zehret sie des Menschen Brust.

Allem Bösen stehn die Schranken,
Alle seine Kraft und Pracht
Unterlieget dem Gedanken,
Der an Gott und Himmel dacht.
Doch die Heiden — gottvergessen
Trieben sie mit Heil'gem Hohn,
Sie verspotteten vermessen
Gott den Vater und den Sohn. —

Scheint die Hölle auch zu siegen,
Bläht ein Scheintriumph sie auf,
Schmälich muß sie unterliegen
Und ihr Wirken stürzt zu Hauf.
Weh! der Herr wird nimmer schlafen
Und er duldet keinen Spott.
Zögert er auch oft mit Strafen,
Richtet doch und strafet Gott.

Doch die wilden wüsten Heiden
Sie verschmähten ihn im Wahn,
Sie, die frevle Gier zu weiden
Schlossen sich der Hölle an.
Aber nicht allein verschmähten
Sie zu dienen unserm Gott:
Die Verruchtesten noch blähten
Stolz sich auf zu bösem Spott.

Aus des Lüdrichs dunkelm Walde
Warfen sie ein Weizenbrod

Und ihr Spottgeschrei erschallte:
»Herrgott lauf' und fall' dich todt!«
Und als rollend in den Tiefen
Es zerschellte und zerbrach,
Wälzten Steine sie und riefen:
»Teufel lauf dem Gotte nach!«

Gottvergessen, höllenwütig
Uebten solcher Frevel viel
Jene Heiden; übermüthig
Nannten sie's ein Herrgottspiel.
Aber nicht läßt mit sich spielen,
Welcher Erd' und Himmel schuf;
Schwer muß bald sein Zürnen fühlen,
Wer nicht horchet seinem Ruf.

Aber mild und gütig bleibet
Stets der Herr dem, der ihn glaubt.
Was verfliegt und was zerstäubet —
Ihm wird nie ein Haar geraubt.
Sieh'! ein Christensclave hütet
Schafe auf dem Lüderich;
Wie die Heidenschaar dort wütet
Sieht er und entsetzet sich.

Und mit glänzendem Gefieder
Schwebt heran ein Vögelein,
Singet holde Himmelslieder
Durch den grünen Buchenhain.
Und der Hirt horcht auf mit Freuden
All dem lieblichen Gesang:
Wohl mogt da sein Herz sich weiden
An dem Anblick, an dem Klang.

Lieblich sang's mit vollem Tone
Und der Sang ward Red' und Wort:
»Schäfer, daß dich Gott verschone
Treibe eilig, eilig fort!
Treibe fort mit Deinen Schafen
Fern hinab zum tiefen Hain!
Gott will diese Heiden strafen,
Fort! es stürzt der Lüdrich ein!«

Und der Schäfer trieb die Heerde
Schnell hinab zum stillen Bach —
Da erzitterte die Erde
Und es dröhnt' ein dumpfes »Ach«!,
Flammen sprühten aus den Lüften,
Donner rollten fürchterlich;
Stracks zu seinen tiefsten Klüften
Stürzt hinab der Lüderich.

Angsterschüttert, dankerfüllet
Sank der Schäfer auf die Kniee,
Brünstiges Gebet entquillet
Seiner frommen Brust, wie nie.
Aber als er drauf mit Blicken
Sucht der Heiden Berg und Haus:
Jener lag in Trümmerstücken,
Dieses sank in Nacht und Graus.

Von den Heiden, Riesen, Zwergen
Niemand dort entronnen war;
Es zermalmet' in den Bergen
Ihre wilde Frevlerschaar.
In des Lüdrichs tiefe Schachten,
In die Stollen voll von Gold,
War, als Berg' und Thale krachten,
Stein und Schutt hinabgerollt.

Wie ein Mann die Bienenzelle
In gespannter Faust zerdrückt
Muß vor Gott der Berg zerschellen,
Den er zürnend angeblickt.
Zinn und Kupfer zeiget heute
Früh'rer edlen Adern Spur;
Von der alten Höh' und Breite
Blieb dem Berg' die Hälfte nur.

Auch das Heidenschloß im Thale
War versunken in den Sand,
Nur ein Thurm zum ew'gen Male
Noch auf grüner Wiese stand.
Aber all der schöne Schimmer,
Gold und Perlen, Edelstein,

Sanken mit geborst'ner Trümmer
Tief zum Erdenschooß hinein.

Alle Heiden, all vernichtet
Lagen in der Erde Nacht;
Gott der Herr hat sie gerichtet,
Wo kein Stral der Sonne lacht.
Nur ein Bach von ihrem Blute
Strömte aus des Berges Schooß;
Warnend vor dem Uebermute
Quillt er heut noch, eben groß.

Und der Heiden bange Weiber,
Die gewahrt der Männer Tod,
Gruben tief, die theuren Leiber
Zu entreißen solcher Noth;
Doch vergeblich war die Mühe
Und sie klagten Weh und Ach —
Von geweinten Thränen siehe
Heut noch dort den hellen Bach!

Neben jener rothen Quelle
Sprudelt er noch rieselnd heut,
Ewig klar und sonnenhelle,
Wie noch jüngst geweint von Leid.
Weder Frost noch Dürre schließen
Ihren immer gleichen Lauf
Bis sie in der Sülz zerfließen;
Zitternd nimmt sie beide auf.

Auch von jenen tiefen Gruben,
Draus die Schätze licht und schön
Frevle Heiden einst erhuben,
Ist der Eingang noch zu sehn.
Heidenkeller heißt bis heute
Noch des Lüdrichs finst're Schlucht
Und sie jährt noch heut nach Beute,
Wenn ein Mensch dem Himmel flucht.

Jeder eilt bei Nachtzeit schneller,
Muß er dort vorbei nach Haus;
Selbst den Namen Heidenkeller
Spricht man nur mit Schauder aus.

Nächtlich um die zwölfte Stunde
Leuchtet oft die finstre Kluft
Und das Irrlicht geht die Runde,
Eiskalt wehet an die Luft.

Dann scheint Berg und Thal zu beben
Und des Lüdrichs Grund erkracht,
Dumpfe Schreckenslaute schweben
Tief empor aus Bergesnacht.
Aengstlich selbst die Thiere lauschen
Dann dem Ungethüme zu,
Schauder durch die Wälder rauschen
Und die Eule ruft: Huhu!

Betend seinen Morgensegen
Staunt der fromme Ackersmann
Aber oft auf frühen Wegen
Ein gar herrlich Wunder an:
Schön und bunt wie Regenbogen
Vor ihm in dem grünen Hain
Kommet mit Gesang geflogen
Wundersam ein Vögelein.

Schwingend seine Purpurflügel
Leicht wie Wind und Blumenduft,
Schwimmt es über Thal und Hügel
In der sonneheitern Luft.
Fröhlich singt's mit gold'nem Munde
Dann der heil'gen Lieder viel
Und die Sülz erzählt die Kunde
Von der Heiden Frevelspiel.

Aber wenn von prächt'gen Sälen,
Die des Bösen Macht erbaut,
Jetzt der Wandrer hört erzählen
Und voll Andacht um sich schaut, —
O! dann sind die Prachtpaläste
Jener Heiden öd' und kahl;
Gottes Bau, voll froher Feste
Sieht er schöner tausendmal.

All der Himmel ausgeschlagen
Von dem reinsten Edelstein!

Azur ist er an den Tagen,
Und bei Nacht Rubinenschein.
Gottes Auge, nicht Karfunkel,
Stralt, die Sonne, durch den Bau;
In der Thäler tiefstem Dunkel
Wird zu Diamant der Thau.

Strauch und Bäume — grüne Fächer,
Schöner als Saphyrenpracht,
Wölben glänzende Gemächer,
Wo der Zephyr Kühle fach't.
Schwimmend aus dem Osten leuchtet
Hehr des Goldes schönste Glut;
Blumdurchwirkten Teppich feuchtet
Glatter Bäche Silberflut.

Liebe lacht von jedem Hügel,
Schallt vom tiefen Thal herauf;
Lust bewegt der Schwalbe Flügel,
Freude zeigt der Rehe Lauf.
Segen rauscht die Silberwolke,
Saphyr träufelt ihr Chrystall
Und es strömet Gottes Volke
Lust und Reichthum durch das All.

Lerchen, Amsel, Nachtigallen!
Blumendüfte, Blumenglanz!
Windesfächeln! Buchenhallen
Und der Felder bunter Kranz —
Quellenrieseln, Blühen, Keimen
Und ein Auge, das es schaut! —
Wer mögt da von Schönerm träumen,
Wo das Schönste steht erbaut?

Aber in des Busens Mitte
Auch ein Herz, das liebend brennt
Und der Gottheit Segensschritte
Durch den schönen Bau erkennt —
Da erbauet sich der Himmel,
Jener Sage Glanz verbleicht
Und zu Moder, Schutt und Schimmel
Dann der Trug der Hölle weicht. —

Also fühlen fromme Leute,
Wenn sie jenes Vöglein schaun;
Schwand es auch in blaue Weite,
Mag sein Sang sie noch erbaun,
Denn er singt mit holdem Tone:
»Menschen, lernt am Lüderich,
Wie Verderben wird zum Lohne
Dem, der von dem Himmel wich!«

Anmerk. Der Lüderich, dessen Namen von Loh oder Lüh (heiliges Feuer) in heidnischer Vorzeit Heiliger Berg bedeutete, einer der höchsten Waldrücken im Bergischen, zeigt noch jetzt die Spuren eines früheren Einsturzes, welche nichts weniger als vulkanisch sind. In der Umgegend von Vollberg und im ganzen Bergischen weiß jede Velleda das Mährlein von den Heiden zu erzählen. Nur die Erscheinung eines Hirsches, der die Heiden vor dem Einsturze des Berges in die Bergesschacht verlockte, ist in vorstehender Legende nicht mitaufgenommen. Uebrigens stimmt diese ganz mit der Erzählung des Volkes überein. Das Alter und die theilweise Wahrheit der Sage scheint durch die darin erzählte Verspottung des Christengottes in der Gestalt des Weizenbrodes mehr verbürgt, als durch das Blutbächlein und die Thränenquelle, welche noch heute dort dem Neugierigen gezeigt werden. Auch ihrer romantischen Schönheit wegen ist die Gegend des Lüderichs sehenswerth.

V.

Das Ave Maria.

(Klostersage aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.)

Es wohnt' ein edler Ritter einst in der Berge Land,
Bei Fehden und Turnieren sein Namen ward genannt;
Doch all des wilden Treibens ward er von Herzen müd',
Ein höher edler Trachten in seiner Brust erglüht.

Der Traum von Ruhm und Ehren vor seinem Aug' zerrann,
Bei Jagd und Zechgelagen er keine Lust gewann;
Drum ließ er Roß und Waffen und ritterlich Geschmeid,
Erwählt statt Sammt und Seiden ein rauhes Ordens-kleid.

Am Altenberger Kloster pocht der Converse an;
Sein Herz sollt' hier genesen, fern allem Erdenwahn:
Das Lockenhaar geschoren, in schlichtem Mönchgewand
Ward er der frömmste Bruder im ganzen Stift genannt.

Doch wie er mogte beten und singen spät und früh,
Es waren blos die Worte: »Gegrüßt sei'st du Marie!«
Nichts And'res lernt' er beten, bei noch so großer Müh;
Er dacht', er sprach nur immer: »Gegrüßt sei'st du Marie!« —

Darob gesellt der Prior ihm einen Lehrer bei,
Der sollt' ihn lehren sprechen Gebet und Littanei,
Confiteor und Credo und Paternoster auch,
Wie dies bei frommen Mönchen in jenen Tagen Brauch.

Doch was er that und dachte, ihm wollt's gelingen nie,
Er betete nur immer: »Gegrüßt sei'st du Marie!« —
So hielt er's all sein Leben, rief brünstig stets und laut
Den süßen heil'gen Namen der hohen Gottesbraut.

Und als es kam zum Sterben, da war sein letztes Wort:
»Gegrüßt sei'st du Maria!« drauf zog die Seele fort.
Auf gottgeweihter Erde grub man ein tiefes Grab
Dort senkte man die Leiche im Ordenskleid hinab.

Doch an dem andern Morgen, da er begraben war,
Ward Gottes Wohlgefallen an ihm durch Wunder klar:
Auf seinem frischen Grabe stand eine Lilie schön
In engelreinem Kleide wie Morgenreif zu sehn.

Auf jedem Blüthenblatte, das Himmelsduft verlieh,
Laß man in goldnen Lettern: »Gegrüßt sei'st du Marie!«
Dies Wunder rief die Brüder des Klosters all zuhauf,
Man grub in tiefem Staunen das Grab des Bruders auf;

Wie war da erst das Staunen der frommen Männer groß,
Als aus des Bruders Munde der Lilienstengel sproß!
Da dachten alle innig des Seligen Gebet,
Das er gesprochen brünstig zeitlebens früh und spät;
Wie er von allen Sprüchen trotz aller Qual und Müh'
Nur dieses beten lernte: »Gegrüßt sei'st du Marie!«
Ihr Christen, Gott erfreuet nur Liebe treu
und warm;
Die allerreichste Liebe bleibt doch an Worten
arm!

Anmerk. Die Legende vom Ave-Ritter erzählt der Cisterzienserm önch Caesarius von Heisterbach in seinen Exhortationen, die in einer Handschrift zu Altenberg aufbewahrt wurden. Spätere Altenberger Mönche haben die Begebenheit aus der Tradition nacherzählet. Seit der allgemeinen Kloster-aufhebung (1806) aber sind die in Altenberg gefundenen Handschriften und Urkunden der Landesbibliothek zu Düsseldorf einverleibt, wo sie den Wißbegierigen offen liegen.

VI.

Rosen und Nachtigallen.

(Legenden aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.)

1.

Als noch in den deutschen Landen
Zu des Himmels Preis und Lob
Gottgeweihte Klöster standen,
Wo zum Herrn sich Lieb' erhob,
Mogt der Himmel gern ein Zeichen
Seiner Mild' und Gnade reichen.

Dies geschah in jenen Tagen
In dem Altenberger Stift,

Wo man auf so viele Sagen
Aus gar fernen Zeiten trifft.
Möge aller Welt jetzt frommen
Eine Mähr', die ich vernommen! --

Todeskrank, in herben Schmerzen
Einst ein Ordensbruder lag,
Und ersehnt' in frommen Herzen
Gläubig der Verklärung Tag;
Alle die Genossen flehten
Um das Ende seiner Nöthen.

Sieh'! da sproßt' im Mönchenchore,
Wo zu beten pflegt' der Greis,
Rings umfaßt von grünem Flore,
Eine Rose silberweiß.
D'rauf nach dreien Stunden Scheiden
Endigten des Siechen Leiden.

Oft noch ward die Ros' gefunden
Und nach dreier Stunden Raum
War mit ihr dahingeschwunden
Eines Mönches Lebenstraum.
Wer sie fand an seiner Stelle
Beichtet' seine Sünden schnelle.

Dieses hat so lang gewähret
Bis ein junger Mönch sie fand,
Der, dem Ird'schen zugekehret,
Sie mit frevelhafter Hand
Von des Todes Furcht umwoben
Rasch dem Nachbar zugeschoben.

Doch da färbt die weiße Rose
Plötzlich sich mit Purpurroth;
Beiden wurde sie zum Loose,
Beide sanken hin zum Tod,
Und mit jener Warnungsspende
War's für immerdar zu Ende.

Heut' noch sieht man in dem Münster
An des Hochaltares Rand
Eine Rose blutig finster,
Eine auch im Schneegewand:

Was sich einst dort zugetragen
Sollten sie der Nachwelt sagen.

2.

Es hat die Regel von Cisterz
Zwar manches sündige Menschenherz
Dem Himmel einzig zugewandt,
Gar Manchem Fried' und Trost gesandt;
Doch wie der strengen Väter Kraft
Bei schwächern Söhnen oft erschlafft,
So ging es auch mit diesem Orden:
Die Regel war vergessen worden,
Und ach! der Klöster gar zu viele
Vertauschten sie mit Gaukelspiele.
Den Generalkonvent verdroß
Ein solcher Wandel; er beschloß,
Das Zuchtverderbniß abzuwenden,
Den strengsten Ordensmann zu senden,
Der allen Mangel wieder hebe,
Mit Gottes Geist den Mönch belebe.
Der heil'ge Bernhard ward ersch'n,
Dem heil'gen Werke vorzusteh'n,
Und wie ihm stets nur Preis gebühret,
Hat er es herrlich ausgeführet.
Dem Eifelkloster Himmelrath
Der Abt von Clairvaur jetzo naht;
Dort lebten All' in frevlen Lüsten
Als ob sie nichts vom Himmel wüßten,
Von allen Ordenshäusern schuf
Sich dieses Stift den schlimmsten Ruf;
Doch was auch all der Ruf gesandt,
Der Heilige viel schlimmer fand.
Nicht Güte sparet er noch Strafe
Zu rütteln aus dem Sinnenschlafe
Abt und Convent; mit Flammenworten
Schloß Bernhard auf der Hölle Pforten
Und zeigt des bösen Wandels Loos:
Der Mönche Schrecken war nicht groß.

Dann zeigt' er, wie's im Paradiese
Von Milch und Honig ewig fließe:
Die Mönche hörten's jähnend an,
Nur Erdenlüsten zugethan.
Der Heil'ge dies mit Schmerz gewahrt,
Hält schon für fruchtlos seine Fahrt;
Er schließt sich in die fernste Zelle
Und betet, daß ihn Gott erhelle
Und ihm des Uebels Wurzel zeige.
Es ging der Tag gerad' zur Neige
Und milde haucht die Maienluft
Erfüllt mit würz'gem Blütenduft
Durch's offne Klosterfensterlein;
Sanct Bernhard sog die Würze ein
Und lieblich scholl zu seinem Ohr
Der Nachtigallen Lied empor:
Da stockt des Heiligen Gebet,
Ein wundersamer Traum umweht
Den gottergeb'nen frommen Mann,
Ein süßer Taumel ihn umspann.
Noch weiß er nicht, wie ihm geschieht,
Lauscht argslos fort der Vöglein Lied,
Und wie er lugt und wie er lauscht
Wird er von weicher Lust berauscht.
Die Sonne lachte milder schon
Auf grüner Berge Stralenthron,
Er schaute in befang'nem Sinn
Noch immer in die Dämm'rung hin.
Zur Vesper rufen schon die Glocken:
Er hört nur Nachtigallen locken,
Der Lust nur öffnen sich die Ohren,
Er hat den heil'gen Ernst verloren
Und was in weichem Tone wallt,
Was aus den holden Liedern schallt,
Das fluthet durch's erregte Herz
Mit Wehmutslust, mit süßem Schmerz.
Nicht Gott ist's, was die Seele füllet:
Der Sinne Trug hat ihn umhüllet.
Doch horch! da schallt des Klosters Chor!
Zu Schrecken trifft er Bernhards Ohr;
Vor heil'gem Sang der Traum verfliegt.

Der seine Seele eingewiegt.
Und als er nun erwachet war,
Da wurde seinem Geiste klar,
Was ihn zum Taumel eingelullt
Und was des Mönchenunfugs Schuld.
Die Hand hob zürnend er empor,
Die Nachtigallen er beschwor:
Sie flatterten in Angst davon
Mit ihrer Lieder weichem Ton,
Und von derselben Stunde an
War jedes Herz ihm aufgethan
Im Eifelkloster Himmelrath;
Es keimte seines Wortes Saat
Und der Verführerinnen Lieder
Verdrängten nie die Regel wieder.

Doch die Gescheuchten zogen fern
Wo fromme Brüder Gott dem Herrn
Im Altenberge Psalmen sangen;
Der Nachtigallen Lieder klangen
Rings um das Stift empor vom Bach,
Sie waren Tag und Nächte wach;
Doch der Verführerinnen Sänge,
Sie lockten nicht aus alter Strenge.
Und als der Abt von Clairvaux kam,
Als er den holden Ton vernahm
Und sah der Mönche löblich Treiben,
Da that er es in langem Schreiben
Dem Ordensgenerale kund
Und also sprach sein heil'ger Mund:
»Wohl sind der Erde sünd'ge Söhne
Verschieden nach des Himmels Rath;
Den Einen lockt vom Weg das Schöne,
Dem Andern zeigt's den rechten Pfad!
Nicht aus dem Lied der Nachtigallen
Fließt Sündenreiz in uns're Brust —
Sie singen auch in Gottes Hallen
Vom Himmel dargebot'ne Lust;
Doch wo umringt von Sinnenbanden
Sich unser Herz mit Gott entzweit,
Dort wird das Schöne mißverstanden
Und selbst das Heilige entweiht.

Drum mag das Lied der Nachtigallen
Zu heil'gem Chor jetzt heilig schallen!«
Er sprach's und segnete die Kehlen,
Die dort entzückten fromme Seelen.
Hinfür dem Kloster Himmelrath
Sind keine Sänger mehr genaht;
Doch jeden Frühling kamen sie
Mit aller ihrer Melodie
In's stille Altenberger Thal
Und wohnten dort in großer Zahl.
Ob dort die weichen Lenzgesänge
Verlockten von der alten Strenge —
Davon fand ich nichts aufgeschrieben,
Doch scheuchte sie kein Bannungswort:
Die Mönche zogen lange fort,
Die Nachtigallen sind geblieben.

Anmerk. 1. Die Rosenlegende erzählt man auch von Himmelrath in der Eifel; doch die beiden Rosen, die oberhalb des Altenberger Hochalters sich in bemaltem Holzschnitzwerke befanden und die Deutung derselben, sowie frühere Erzählungen, geben Grund genug, die Sage für Altenberg zu vindiziren, um so mehr, als die Rose das Wappen des Stifters und des ersten Klostergebäudes war, daher auch tiefere Bedeutung für die dortigen Ordensbrüder hatte. Gegen das Jahr 1200 soll sich unter Abt Goswin diese Wunderbegebenheit, die ganz die kindliche Phantasie des Mittelalters trägt, ereignet haben. Ueberhaupt war diese Zeit, in der auch Cäsarius von Heisterbach lebte, reich an solchen gemüthlichen und sinnreichen Legenden, und ohne Wunder geschah nichts in Klöstern.

2. Die Nachtigallen, welche der heilige Bernhard, Abt von Clärvaux, als Visitator des Cisterzienserordens in heiligem Eifer aus der Nähe des Klosters Himmelrath scheuchte, sollen gemäß der Erzählung Anderer nach dem Kloster Stuba, auf einer Insel der Mosel oberhalb Kochheim geflüchtet sein; doch wurde jener in vorstehender Legende erwähnte Brief zu Altenberg Bernhards aufbewahrt und hoch in Ehren gehalten. Die Sage lebt dort noch im Volksmunde, wie auch Klosterschriften dieselben erzählen. Die große Anzahl der Nachtigallen, die in jedem Frühjahre das schöne romantische Altenberger Thal mit ihrem Gesange beleben, scheinen die Wahrheit der Sage noch mehr bekräftigen zu helfen.

VII.

Gezelin, der fromme Einsiedler.

(Aus dem 13. Jahrhundert.)

Wo der Dhünbach mit den klaren
Wellen murmelnd irrt,
Wacht' vor siebenhundert Jahren
Seiner Heerd' ein Hirt.
Gezelin hieß man den frommen
Schäfer, Gottesluſt
War so hell und hehr erglommen
In des Büßers Bruſt.

Aus der Fürſten Stamm entſprossen
Zog er unerkannt,
Fern von Eltern und Genoſſen,
Aus dem Frankenland.
Hier gehüllt nach Büßerweiſe
In ein rauhes Fell,
Waaren Wurzeln ſeine Speiſe
Und ſein Trank der Quell.

Alle Erdenluſt verachtend,
Feind der Weichlichkeit,
Nur nach ew'gen Dingen trachtend,
Kämpft' er harten Streit;
Siegte über die Begierde,
Ueber Trugeszwang:
Zu der Tugend heil'gen Zierde
Stralend er ſich ſchwang.

Graſ'te froh der Schäflein Heerde
Auf dem Weidenplan,
Hob ſein Geiſt von dieſer Erde
Froh ſich himmelan.
Drum im Volke man vor Allen
Seinen Wandel pries;
Auch des Himmels Wohlgefallen
Bald ſich ihm bewies.

Zu des Landes bösen Plagen
Traf einst Dürre ein,
In des August's schwülen Tagen
Welkten Flur und Hain;
Brunn und Weiher lagen trocken,
Staubig Wald und Au,
Bach und Quelle sah man stocken,
Regen floh und Thau.

Glühend dampfte rings die Erde,
Rings ein drohend Grab
Und vergeblich lechzt die Heerde
Nach der Kühlung Lab';
Auf des Dhünbachs trock'nem Sande
Dorrt das Fischlein bloß,
Mangel schlug da alle Lande,
Aller Noth war groß.

Doch der Hirt erhob die Hände
Gläubig zum Gebet,
Dieser Noth, der Dürre Ende
Er von Gott erfleht;
Er gelobt zu Gnadenorten
Ferne Pilgerfahrt
Und mit des Gebetes Worten
Sich Vertrauen paart.

Sieh'! er stößt mit seinem Stabe
In den staub'gen Moor
Und es quillt die Himmelsgabe,
Hell ein Born empor.
Milde rauscht ein kühler Regen
Auf die dürre Flur,
Herrlich waltet Gottes Segen
Neu durch die Natur.

Also hat auf hehre Weise
Sich der Glaub erprobt;
Doch der Hirt begann die Reise
Wie er Gott gelobt;
Freudig dankend er sich kehrte
Hin nach Aachen fern

Und empfahl den Schutz der Heerde
Gläubig Gott dem Herrn:

»»Er, den ich zur Hut erkiesen,
Ist der beste Hirt,
Der euch Schäflein in den Wiesen
Treu bewachen wird.
Hat er mich hinweg beschieden,
Bleibet ihm die Hut,
Und ich zieh' in Himmelsfrieden —
Alles lenkt er gut!««

Als er sein Gelübd' vollendet
Und in Gottvertrau'n
Sich zur Heimath wieder wendet,
Zu ergrünten Au'n:
Er in seiner Heerde Mitten
Einen Hirten fand;
Doch vor seinen nahen Schritten
Die Gestalt verschwand.

Und des Himmels Wunderwalten
Gezelin erkannt:
Als er seine Fahrt gehalten
Gott den Engel sandt,
Der mit Hund und Stab statt seiner
Treu die Heerd bewahrt;
Aus dem Volke wußte Keiner
Von der Pilgerfahrt.

Und es pries des Himmels Güte
Laut des Hirten Dank,
Dient mit liebendem Gemüte
Stets ihm sonder Wank,
Bis sein Erdentag sich neigte,
Himmelsmorgenroth
Ihn verklärend hell sich zeigte
Ueber seinem Tod.

Von der Engel Schaar umgeben,
Himmelsglanz umhüllt,
Sah man herrlich niederschweben
Gottes Mutter mild.

Und sie trug des Hirten Seele
Lächelnd hoch empor;
Laut erscholl der Englein Kehle
In dem Psalmenchor.

Zu dem schönen Himmel droben
Zielt der Sel'gen Flug;
Sich zu freuen, Gott zu loben,
Es den Hirten trug.
Doch des Heiligen Gedächtniß
Lebt auf Erden fort
Und ein wundersam Vermächtniß
Ist sein Gnadenort.

Ueber jener klaren Quelle,
Die sein Glaube schuf,
Wölbt sich eine Waldkapelle;
Dort des Glöckleins Ruf
Zieht in Dürr' und Wetternöthen
Vieles Volk heran,
Gläubig dort zum Herrn zu beten
Wie der Hirt gethan.

Gezelin dann zeiget wieder
Seiner Gnade Spur,
Milder Regen rauschet nieder
Auf die dürre Flur;
Und die wilden Stürme schweigen,
Wetternacht vertobt,
Segen dann und Fülle zeigen,
Daß sich Glaub' erpropt. —

An der Gezelinkapelle,
Welche rings bekannt,
Taucht sich in die heil'ge Quelle
Manches Siechen Hand
Und wie er die lahmen Glieder
Gläubig betend näßt,
Ihn durch Gottes Gnade wieder
Schmerz und Gicht verläßt;

Blinder Augen wieder schauen
Durch des Bornes Kraft —

Also kindliches Vertrauen
Hohe Wunder schafft.
Und der Quell noch sprudelt heute,
Heilet fort und fort;
Täglich pilgern fromme Leute
Zu dem Gnadenort.

Anmerk. Das Leben Gezelin's (Jesulinus — Jesulein) ist in den gewöhnlichen vitis omnium Sanctorum nicht aufgenommen. Blos eine in Paris (1741 bei Buchon) erschienene Legendensammlung von abendländischen Glaubenshelden enthält die Legende Gezelins als die eines Heiligen des zweiten Ranges, sagt aber, das Grab desselben sei in Luxenburg zu finden, Gelenius und Theodor Rhey in ihren Festkalendern, vide 6. August, Canisius im Martyrologium und das Cistertium bistertium S. 618 erwähnen den Anachoreten. Winand Krodt, katholischer Pfarrer in Reußrath gab die Lebensgeschichte Gezelins in zehn Festreden (in Candelabris aureis decem) im Jahr 1720 bei Romerskirchen in Cöln heraus. Diesen Reden gleichlautend wird die Legende in eigenen Wahlfahrtsbüchlein, ziemlich ähnlich der Legende Wendelins erzählt. Pfarrer Johann Heimbach zu Schlebuschrath in seiner dissertatio de divotione Gezellinana (1699) sagt, der wahre Gezelin sei ein Luxenburger gewesen und habe in der Eifel gelebt. Die vorstehende Legende ist nach Winand Krodt und aus dem Munde des Volkes erzählt. Gezelin soll demnach in der Kirche zu Schlebuschrath (1200?) begraben worden sein, von welchem Orte die Reliquien vor ungefähr 20 Jahren in die Pfarrkirche zu Schlebusch übertragen wurden. Die Verehrung des Seeligen ist vom Pabste Sixtus V. mit einem 40 tägigen Ablasse gelohnet. Das Volk ruft ihn um günstiges Wetter, wie auch in Krankheiten, besonders Kinderkrankheiten, und um Heilung von Augenübeln an, wie es denn in früherer Zeit, wo heilig und heilend gleichbedeutend war, für jedes besondere Anliegen besondere Heiligen gab. Die Gezelinkapelle, erbaut zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch den Deutschordens-Compthur Heinrich von Reuschenberg zu Morsbruch, liegt bei Schlebusch in anmutigem Buchenhaine; unter dem Altar hervor sprudelt die durch den Hirten erweckte heilige Quelle, deren Wasser zur Heilung vieler Gebrechen noch immer fleißig geschöpft wird. Weil das Wasser physisch nichts Ungewöhnliches hat, so beruhet dies Alles auf Glauben. Eine achttägige Andacht mit Indulgenz und einem damit verbundenen Trödelmarkte an der Kapelle, ein anderes Wallenstein'sche Lager mitten im Gebüsche, beginnend mit dem ersten

Sonntage im August, ist ein weitberühmtes Volksfest, zu welchem noch fortwährend große Pilgerschaaren, unter profanem Lärm betend, hinströmen.

VIII.

Engelbert der Heilige,

als Märtyrer für die Klosterfreiheit gestorben bei Gevelsberg am 7. November 1225.

Unter allen deutschen Landen
Zeichnet sich durch schöne Lage
Wie durch Fruchtbarkeit des Bodens
Herrlich aus das Land der Berge.
Doch viel höhern Ruhm verleihet
Diesem reichbegabten Lande
Die Betriebsamkeit der Bürger,
So daß in die fernsten Zonen
Das Gebilde fleiß'ger Hande
Ueber Land und Meer gesandt wird.
Frommsinn, Unterthanentreue,
Redlichkeit und deutsche G'radheit
Sind mit Wohlstand und mit Bildung
Schön vereinet dort zu schauen.

Wie sich Alles dies gestaltet,
Lehrt der Blick in graue Vorwelt,
Wo, wie an dem nächt'gen Himmel
Hell die schönen Sterne leuchten,
Wir in Zeiten finst'rer Rohheit
Edle Landesherrscher schauen,
Welche weis' und gütig strebten
Glück und Wohlstand zu begründen
In dem Kreis der Unterthanen.
Unter diesen allen aber
Die sich solch Verdienst erworben
Schauen wir am höchsten ragen
Engelbert, den Erzbischof.

In dem neuenburger Schlosse
Auf der Felshöh' an der Wupper
Hauf't geliebt von Volk und Rittern,
Rühmlichst auch bekannt im Reiche,
Engelbert, der Graf vom Berge.
Hoher Ruhm durchscholl die Lande
Von des Grafen Waffenthaten
Und das süße Glück der Liebe
Lacht' ihm hold in seinem Schlosse:
Denn es war die edle Gattin
Gräfin Magareth von Geldern
Reich an Schönheit und an Tugend.
Seine treue Minne lohnte
Sie durch eine holde Gabe,
Durch zwei hoffnungsvolle Söhne.
Adolph, deren Erstgeborner,
War des Vaters treues Abbild:
In der Seele deutsche Gradheit,
Mut im Herzen, Kraft im Arme,
Deuteten in ihm dem Lande
Einen wackern Herrscher an.
Aber Engelbert, der Zweite
Dieser Brüder, zeigte früh schon,
Daß zu einer hohen Laufbahn
Gott ihn einst berufen werde.
Zwar auch in dem Spiel der Waffen
That sich kühn hervor der Jüngling;
Doch sein Trieb zur Geistesbildung
Lies ihn nicht blos rauhe Pfade
Eines tapfern Krieges wallen.
Unter seinen hohen Ahnen
Stralten zwar gepries'ne Helden;
Doch die nahm er nicht zum Vorbild,
Sondern sah mit heißer Sehnsucht
Auf der Erzbischöfe Wirken,
Die dem Hause Berg entsproßt.
Adolph, Theodor und Bruno,
Die das Pallium mit Ruhme
In dem heil'gen Cöln getragen,
Zeigten ihm ein höher Wirken.
Löblich es die Eltern fanden,

Was des Sohnes Herz bewegte,
Und die Mutter Margaretha
Nährte seine heil'ge Flamme.
Noch vor dem gesetzten Alter
Gab man ihm die Priesterweihen,
Zählt' er auch nicht viele Jahre,
War er doch an Geist und Weisheit
Wohl vor allen Zeitgenossen
Wunderherrlich ausgezeichnet,
Und der Ruf von seiner Tugend,
Wie von seinem selt'nen Wissen,
Göttlicher und ird'scher Dinge
Brachte, daß das Stift zu Münster,
Als er zwei und zwanzig Jahr' alt,
Ihn zum Bischof schon erkoren.
Doch es lag ein höher Trachten
In der Brust des edlen Jünglings,
Der die Bischofsstelle ausschlug:
Und das er sich nicht betrogen
Zeigte sich in wenig Jahren;
Denn das kölner Domkapitel
Wählte, als der alte Bischof
Theodorich abgesetzt war,
Engelberten von dem Berge,
Dem das Pallium von Rom aus
Ohne Widerspruch gesandt ward.
Bischof Engelbertus, damals
In dem schönsten Mannesalter,
(Denn er zählte dreißig Jahre)
War an Geist und Leibesgröße
Hoch vor allen ausgezeichnet.
In dem schönen Männerantlitz
Spiegelte ein edles Herz sich,
Seine würdevolle Haltung
Deutet Selbstvertrau'n und Kraft. —
Bald gewahrt' sein tiefer Scharfblick,
Was im Sturm der Zeit jetzt Noth that,
Und dem Unheil abzuhelfen.
Er vor allen fähig war.
Durch den Kampf um Deutschlands Krone
War besonders das Erzbisthum

Von den rohen Kriegesschaaren
Schrecklich ausgeplündert worden.
Nirgend herrschte Ruh und Ordnung:
Glaub', Gesetz und alle Rechte
Waren in den Staub getreten;
Zum Gesetze ward die Willkühr
Und zum Rechte Kraft und Kühnheit.
Selbst der Klerus war entartet,
Daß zu freveln Leidenschaften
Er mißbraucht sein altes Ansehn;
Aber Engelbert der Hohe
Führt durch seinen Feuereifer
Bald die Geistlichkeit zur Ordnung:
Es entflammt sein eig'nes Beispiel
Sie zum Rechten und zum Guten,
Daß ihr Mund, wie ihre Thaten
Alte Strenge wieder brachten.
Aber auch das Schwert des Richters
Mußte hoch geschwungen stralen,
Und dem wilden Räuberadel
Die Gewalthat zu verleiden.
Nirgend war der Wand'rer sicher,
Für den Räuber pflügt der Landmann
Seine Saaten, und der Kaufherr
Durfte nur im Heergeleite
Seinen Waarenreichthum senden.
Denn am Rhein und rings im Lande
Thürmten sich die Felsenburgen,
Deren adlige Besitzer
Uebermüth'ge Räuber waren.
Sie, die man die bösen Reiter
Nannte, lauerten gleich Adlern
Auf den Raub in's Thal und zankten
Selber sich in ew'gen Fehden.
Doch der wack're Bischof sammelt
Der Vasallen Schaaren um sich;
Unter Stahl den edlen Busen
Und das Schwert in starker Rechte,
Griff er kühn die Frevler an,
Stürmte ihre Felsenschlösser,
Schleifte deren starke Mauern,

Uebergab die Ruhestörer
Einem strengen Blutgericht.
Vor der Todesstrafe bangend,
Zögerte der wilde Ritter
Bald sein schändliches Gewerbe
Auszuüben, und die Bessern
Schlossen sich dem Bischof an.
Viele Herren, Grafen, Fürsten,
Die zu schwach sich selber fühlten,
Recht und Ordnung zu behaupten,
Holten Hülfe vom Erzbischof
Und zu schönem Zweck vereinigt,
Zogen sie durch ihre Lande. —
Auch das schöne Land der Berge
Blühte durch des Bischofs Sorge,
Denn als Adolph, Graf vom Berge,
Nach dem heil'gen Grab gezogen,
Hatt' er Engelbert, dem Bruder,
Seine Grafschaft übergeben,
Daß den Fernen er vertrete.
Wahrlich konnt' er keinem Bessern
Seine Lande anvertrauen,
Denn mit väterlicher Sorgfalt
Hegte Engelbert die Heimat,
Zügelte der Ritter Rohheit,
Förderte der Städte Wohlstand
Und begünstigte den Landbau.
Daß dem Frieden und der Ordnung
Er auch Ansehn hier verschaffe,
Ließ befest'gen er die Schlösser
Bensberg, Neuenburg und Windeck,
Gab den Städten Wall und Mauern,
Baute neue Burgen, legte
Kühne Wächter in sie alle,
Die er dann Trutzburgen nannt.
Gern verweilt' er in der Heimat
Auf der Burg am Wupperstrande
Und im Altenberger Kloster,
Wo er Jeglichem Gehör gab,
Manchen Mißverhältniß abhalf
Und der Unschuld, wie der Armut,

Liebevoll sich immer annahm;
Aber wer den Frieden störte,
Fühlte seinen schweren Arm.
So Gerechtigkeit und Milde
Weise übend, ruhte Segen,
Fried' und Wohlstand in den Landen,
Welche Engelbert regierte,
Und der Ruf der hohen Weisheit
Wie der Herrschertugend brachte
Ehren ihm und Gunst der Großen.
Ja der deutsche Kaiser Friedrich,
Als er seinen Hof nach Welschland
Legte, gab des Reiches Obhut
In die Hände des Erzbischofs,
Der den Erben deutscher Lande,
Friedrich's Erstgebornen, Heinrich,
Zum Regenten dann erzog.
Niemals ward das Anvertraute
Löblicher noch ausgeführet,
Als der weise Reichsverweser
Seine Herrscherpflicht erfüllte.
Hochgerühmt von Zeitgenossen
Wird die kräftige Regierung
Und es herrscht' im ganzen Deutschland
Solcher Fried' und Wohlstand damals,
Das man sagte: »Des Augustus
Gold'ne Zeiten kehrten wieder!«
Und wenn früherhin der Kaufmann
In den Schaaren des Geleites
Kaum der Räuber sich entschlagen,
Ward jetzt des Erzbischofs Handschuh
Statt Geleitsbrief vorgezeiget,
Von dem Adel mehr geachtet
Als ein Herr von tausend Lanzen.
Alle Mittel, Ruh zu halten,
Wandt' er an und selbst die Fehme
Mußt ihm ihre Arme leihen,
Den Verbrecher zu erreichen.
Doch in jener Zeiten Rohheit
Glaubt' er, Bildung, Fried' und Wohlstand
Mit des Klerus Macht zu fördern:

Denn wie Christi Friedensbotschaft
Aus des frommen Priesters Munde
Auch das wildeste der Herzen
Umgestalten kann zur Sanftmuth,
Also machten öde Wälder,
Wo sich nur das Wildpret aufhielt,
Angelegte Klöster urbar.
Unter deren Schutze konnte
Ungestört der fleiß'ge Landmann
Seine Saat gedeihen sehen,
Welche außer Gottesfrieden
Rohe Fehden bald zermalmten. —

Doch wie jene Zeit sich sträubte,
Mit Gerechtigkeit und Milde
Rohe Willkühr zu vertauschen,
So auch ward ein Kampf erhoben
Zwischen Welt- und Priesterherrschaft.
Letztere nach Kraft zu fördern,
War die Absicht Engelberts,
Denn den unbeugsamen Adel
Wußt er anders nicht zu zügeln.
Deshalb liebten ihn die Städte,
Deshalb pries ihn hoch der Landmann,
Darum ehrten ihn der Klerus
Und die mildgesinnten Fürsten;
Doch der raubbegier'ge Adel
Haßt in ihm den schlimmsten Feind.
Zwar ihm offen zu begegnen,
Scheuten sich die frev'len Räuber,
Aber heimlich brütet Tücke
Ihren frevelvollen Anschlag
Und es ward der Tod geschworen
Ihm, dem hohen Gottgeweihten.
Friedrich, Graf von Isenburg,
Engelberts verweg'ner Neffe,
Kam als Schirmvogt zweier Klöster
Mit denselben tief in Händel.
Deshalb mahnt' ihn Engelbert,
Das Geraubte zu ersetzen;
Doch als alle Milde fruchtlos,

Droht' er endlich mit Bestrafung.
Friedrichs Heftigkeit entbrannte
Und des Bischofs Feinde schürten
Diese unglücksame Flammen.
Viele hochgebor'ne Frevler,
Denen Engelbert im Weg stand,
Halfen seinen Mord beschließen. —

Es befand sich Engelbert
Unter stattlicher Begleitung
Eben im Westphalenlande
Seines Amtes Pflicht zu üben.
Einzuweih'n die Schwelmer Kirche,
Kam von Soest er hergeritten,
Und in dem Gefolge ritt auch
Friedrich, freundlich mit ihm kosend;
Doch im Busen tief verborgen
Wälzten sich die Mordgedanken.
Zu verüben seine Unthat
Nahm er Urlaub von dem Oheim:
Da erhielt von unbekannten
Händen einen Brief der Bischof,
Welchem darin hinterbracht ward,
Daß der wilde Isenburger
Seinen Tod beschlossen habe.
»»Auf den Pfaden meines Amtes
»»Scheu' ich nicht der Menschen Bosheit:
»»Bei dem Himmel steht mein Leben,
»»Es geschehe Gottes Wille!««
Also sprach er voll Vertrauen,
Ritt getrost des Weges weiter,
Als bei Gevelsberg im Holweg
Friedrich mit den Mordgehülfen
Ihm entgegen trat. Die Flucht nahm
Das Gefolge; Engelberten
Riß ein frecher Bub vom Rosse.
»Schlagt ihn todt, den stolzen Hund!«
Brüllte Friedrich: da durchborte
Heribert von Rückerode
Mit dem Schwert den Gottgesalbten
Und ein Reitknecht, Jordan, schmettert

Auf das heil'ge Haupt die Streitaxt.
Den Entseelten noch zerfleischen
Diese blutbegier'gen Mörder,
Bis der Isenberger Friedrich,
Seine That zu spät bereuend,
Voll Entsetzen heimwärts sprengte.
Achtundzwanzig Wunden gossen
Engelberts des Edlen Herzblut
Auf der Heimat Boden nieder,
Den er zu beglücken strebte. —

Als die herbste Trauerbotschaft,
Ward die Kunde der Ermordung
Bald von Land zu Land verbreitet;
Nur des rohen Adels Raubsucht
Freute sich der neuen Freiheit
Und begann die alten Greuel.
Aber Acht und Bann verfolgte
Bald die Mörder, All' erreichte
Sie die wohlverdiente Strafe.
Und die Tugend zu belohnen,
Die den Tod nicht einmal scheute,
Wo es galt die Pflicht zu üben,
Eingedenk, der wackern Thaten
Und des christlich frommen Lebens
Des Erzbischofs, wurde dieser
Zu den Heiligen gezählt.
Wie er lebend manches Gute
Treu gefördert und bewachet,
Bleibt er jetzt ein treues Vorbild,
Das an Glaub' und Tugend mahnet,
Für die ganze Christenheit.
Aber auch das Land der Berge
Denket seines Grafen gerne
Und es glüht in edlem Stolze,
Wenn es schaut, daß jenes Sternes
Heller Stral, der aus der Vorwelt
Nacht durch alle Zeiten leuchtet,
Einst aus ihm hervorgegangen.
Nicht bedarf's der vielen Wunder,
(Die nach mancher Klosterchronik

Nach dem Tode ihn verherrlicht)
Daß wir innig ihn verehren:
Denn was er im Leben übte
Preisen wir als groß und edel,
Und noch zu den fernsten Tagen
Wird ihr Lob die Tugend tragen!

Anmerk. Der heil. Engelbert fand einen Lebensbeschreiber unter seinen Zeitgenossen. Der Cisterziensermönch Cäsarius von Heisterbach, ein Cölner von Geburt, lieferte eine in eben keinem kritischen Geiste verfaßte Biographie, welche später, im XVI. Jahrhunderte die beiden Brüder Gelen in Cöln mit einem Commentare versahen. Andere Quellen sind Gottfried Coloniensis ad annum 1225; Chronica Belg. p. 218; Kölnische Chronik, s. v. 52 Bischof; Th. Ray, animae illustres, p. 195; dann: Teschenmacher, von Steinen, Aschenberg, Brosius u. A. Eine Legende Engelberts, verfaßt von Rautert enthält Beschuldigungen, die alles geschichtlichen Grundes entbehren und mit christlicher Duldung im Widerspruche stehen. Sie bedurften nicht der Widerlegung, welche die essen'sche Geistlichkeit auf ihre Weise versuchte. Doch traurig ist's, daß eine im vorigen Jahre zu Dortmund erschienene Doppelbiographie Engelberts und Friedrichs von Manz obige Beschuldigungen erst als Sage und dann als erwiesen vorbringt. Freilich traten für den Isenburger wackere Ritter auf, die sein Recht durch Gottesurtheil zu erweisen sich erboten. Der Herzog von Limburg, die Grafen von Berg, Cleve, Tecklenburg, Schmalenberg und Lippe waren für Friedrich; allein dadurch ist doch die Sage nicht erwiesen, daß Engelbert Friedrichs Schwester verführt und drum gerechte Strafe erlitten habe. Daß Manz sich sogar darüber ärgert, daß unser Landsmann Aschenberg dem Erzbischofe Gerechtigkeit widerfahren läßt, zeugt von Leidenschaftlichkeit. Er kommie vorab mit Beweisen. — Der Calendertag des heil. Engelberts ist der 7. November; im Jahre 1225 war dieser Tag sein Todestag. Seine Reste ruhen in einem schönen Grabmal in silbernem Sarge verschlossen im Dome zu Cöln, zu welchem er den Plan entworfen haben soll, und der also noch der Nachwelt von seinem hohen Geiste kündet

IX.

Die eilftausend Jungfrauen.

(Klosterlegende aus dem 12. Jahrhunderte.)

Auf dem altenberger Thale
Lastet schwarze Mitternacht,
Nur mit mattem Flimmerstrale,
Kaum ein bleiches Sternlein lacht;
Selbst des Mondes Sichelbogen
Dämmert hinter Wolkenflor;
Leise Wind' im Laube wogen,
Sonst trifft kein Geräusch das Ohr.

In dem Altenberger Münster
Nur die ew'ge Lampe lebt,
Alle Zellen sind schon finster,
Keine Lippe betend bebt.
Ruh' umfängt die frommen Brüder,
Büßung gab dem Frieden Raum,
Schlaf schloß alle Augenlieder
Und den Geist umarmt der Traum.

Doch Ranulph, der fromme Priester,
Ist allein noch wandernd wach
Und er eilt durch Nacht und Düster
Zu des Klosters heim'schem Dach.
Daß er einen Kranken stärke
Mit des Glaubens heil'gem Mahl
War er fern, nach frommen Werke
Schreitet freudig er zu Thal.

Betend und in sel'gen Träumen
Wallt er durch den ew'gen Dom —
Hoch zu dessen Sternenräumen
Flutet seiner Liebe Strom;
Englein spielen auf und nieder,
Küssen ihm den frommen Mund,
Und es füllen Seraphlieder
Rings den stillen Thalesgrund.

Freundlich lispeln Laub und Lüfte
Lieb' und Seligkeit ihm zu,
Wonne spenden süße Düfte,
Linder Maihauch flüstert Ruh. —
Wem im Busen Gott und Liebe,
Wallet nimmermehr allein,
Er erträumt zum Lustgetriebe
Selbst bei Nacht den dunkeln Hain.

Aber ist es nur im Traume,
Was der Priester hört und schaut?
Helle webt im nächt'gen Raume,
Frohe Hymnen schallen laut.
Tausend hehre Lichtgebilde
Gleiten sanft den rauhen Weg
Ueber'n Bach, durch Waldgewilde,
Ohne Bahn und ohne Steg.

Davids Psalmen hört er schallen,
Salomonis hohes Lied
Wald und Felsen wiederhallen,
Wie die Schaar sie dort umzieht;
Und als Ranulph zu dem Zuge
Frommen Herzens sehnend strebt —
Ihn sein Wille wie im Fluge
Ueber Strauch und Klippe hebt.

Was ihn mit den Schaaren ziehet,
Ist nicht seiner Füße Schritt;
Nicht sein Mund, sein Busen glühet
Seraphinen-Lieder mit.
Doch wie lieblich ist's zu schauen
In der Reihen lichten Kranz,
Denn eilftausend von Jungfrauen
Sind es im Verklärungsglanz.

Aller Gottheit hehre Flammen
Heil'ger Sehnsucht, sel'ger Lust
Wogten wonnig da zusammen
In des Priesters Ranulph Brust.
Und von Engelhand getragen,
Lind geküßt von Engelmund,

Sah er schon sein Kloster ragen
Aus erhelltem Thalesgrund.

Schnell erschloß sich dort des Domes
Hochgewölbtes Mauerthor
Und der Klang des Psalmenstromes
Scholl entgegen aus dem Chor.
Alle Gräber gaben wieder,
Was einst Todesnacht verschlang;
Längstgeschied'ne Klosterbrüder
Einen hier sich zum Gesang. —

Wer da wallt voll Gottvertrauen
Fraget nicht: warum und wie?
Andacht — Lieb' und Glaube schauen
Immer Wunder, oder nie.
In dem Chore mit den Brüdern
Ranulph Lyttanien singt;
Engel nah und fern erwiedern,
Und der ganze Himmel klingt.

Schweigend schreitet durch die Hallen
Bernos*) Geist jetzt zum Altar,
Bart und Locken silbern wallen
Ueber goldenem Talar,
Und nach des Erlösers Weise
Spendet er das Gnadenmahl,
Reicht den Kelch zur Himmelspeise
Dort der sel'gen Geister Zahl.

Die Eilftausend sich erfreuen
An der Frommen hehrem Lohn,
Und die schönsten Lieder weihen
Sie voll Lust dem Gottessohn.
Die umher im Grabe schlafen
Dann zur Lebenspende ziehn,
Obenan die hohen Grafen
Eberhard und Adolph knie'n;
Ihre Ahnen, ihre Sprossen,
Waffenglänzend, ruhmesreich,

---

*) Siehe die Anmerkung.

Brausen her auf stolzen Rossen,
Sitzen ab, und alsogleich
Knieen sie an Adolphs Seite,
Und in blendendem Gewand
Treten ihrer Jugend Bräute
Zu der Ritter rechten Hand.

Wie nun alle Orgel klingen
Durch den dufterfüllten Dom,
Wie nun alle Sel'gen singen
In dem schönsten Liederstrom,
Schließen sich Ranulphens Augen,
Blöd' ob all dem hellen Schein,
Und des Herzens Triebe saugen
Seligkeit des Himmels ein.

Schlummernd an geweihter Stätte
Finden Abt und Mönche ihn,
Die zur frühen Morgenmette
In die Klosterkirche ziehn.
Staunend, wie er hergekommen,
In das rings verschloss'ne Chor,
Wecket Abt Goswin den Frommen;
Aengstlich fährt Ranulph empor,

Und er rufet hohe Namen
Voll Entzücken betend aus:
Heil'ge Schauer überkamen
Alle in dem Gotteshaus.
Doch die Kunde, was erschienen
Ihm in stiller Nachzeit war,
Machte endlich Abt Goswinen
Gottes hehre Weisung klar:

»Heil'ges muß die Stätte haben,
Wo der fromme Ranulph schlief!«
Sprach's und ließ die Mönche graben
Eine Grube breit und tief:
Zarte Wohlgerüche stiegen
Schwellend aus der Erde Schooß,
Weiße Todtenbeine liegen
Schon im schwarzen Grunde bloß.

Und man hört die Orgel klingen,
In der reichsten Liederzier
Laute Engelstimmen singen:
»»Die Eilftausend ruhen hier!««
Goswin sinkt anbetend nieder,
Alle Mönche beten laut,
Alle singen heil'ge Lieder
Hier so mancher Gottesbraut.

Aber nicht vergönnt der Böse
Solchen Reichthum diesem Stift;
In verwirrendem Getöse
Sprudelt er der Hölle Gift,
Bildet es zum Roßgebeine,
Steigt im Donnerwetter auf,
Stürzt durch des Gewölbes Steine
In die Gruft den Knochenhauf.

Wohlgeruch und Lustgeflüster
Wich vor höllischem Gestank,
Es verstummten alle Priester
Im Gebet und frohen Dank;
Alle stürzten aus den Hallen,
Fest verhaltend Nas' und Mund,
Denn der Grube jetzt entwallen
Qualm und Dampf gleich Satans Schlund.

Doch den frommen Abt, Goswinnen,
Schrecket nicht der Hölle Trug,
Er mit ernsten heil'gen Mienen
Ueber'n Spuk ein Kreuzlein schlug,
Und als er zur Fluchgebärde
Sprach das rechte Bannungswort,
Flog hinab durch Nacht und Erde
Schnell des Bösen Machwerk fort.

Winselnd in dem Höllenschlunde
Krümmet Satan sich in Noth,
Seine Macht ging all zu Grunde;
Doch wie gold'nes Morgenroth
Stralte jetzt aus tiefem Grabe
Anmutsvoll ein Heil'genkranz,

Es umfloß die Himmelsgabe
Wohlgeruch und Lied und Glanz.

Und die Orgel klangen wieder,
In der reichsten Weisenzier
Sangen holde Engellieder:
»»Die Eilftausend ruhen hier!««
All die Priester wieder kamen,
Lobten Gott aus voller Brust;
Die Reliquie'n keuscher Damen
Sind der keuschen Männer Lust.

Vier und zwanzig der Altäre
Sah man Altenberg erbau'n,
Und der heil'gen Schaar zur Ehre
Dort wir ihre Reste schau'n.
Aber alte Schriften sagen:
Ein unendlich großer Schatz
Nahm in Abt Goswinus Tagen
In dem Altenberge Platz.

Was in alter Schrift enthalten
Hab' ich hier erzählet, treu;
Sollten Zweifel drüber walten,
Trag' ich keine Schuld dabei.
Wer Ranulphens Wunderschauen
Seinen Glauben nicht will leihn,
Dem mag auch die Zahl Jungfrauen
Wohl nicht minder Wunder sein.

Doch nicht Aberglaubens-Blindheit
Nennt, daß man einst Wunder sah:
In des Mittelalters Kindheit
Waren Erd' und Himmel nah
Und die Menschen, Gott und Engel
Lebten nicht einander fern —
Schöne Zeit! durch deine Mängel
Lacht so herrlich mancher Stern!

Jetzt geschehen keine Wunder;
Weil der Himmel uns so fern;

Luft und Klötze, hohler Plunder
Wälzt sich hinter Sonn' und Stern.
Ach! das ferne Sterngewimmel
Haben Denker klar gemacht;
Aber um den nahen Himmel
Hat man leider uns gebracht.

Anmerk. Die eilftausend Jungfrauen sollen auf einer Fahrt aus ihrem heimatlichen England in der Gegend von Cöln durch die Hunnen erschlagen worden sein, und man soll die Altenberger Klosterkirche zufällig über einer Gruft, wo mehrere hunderte ihrer Skelette begraben lagen, erbaut haben. Viele wollen die Annahme so vieler reisenden Jungfrauen bedenklich finden, und übersetzen die Worte des römischen Martyrologiums: „Ursula et XImillia, virgines" —, woraus sich freilich Ursula und Eilftausend Jungfrauen machen läßt, mit: „Jungfer Ursel und Eimille" woher denn diese Zahl gewaltig reduzirt wird. Doch staunt man über die Masse von Gebeinen, die in Altenberg als der Ursulaschaar angehörig, noch jetzt gezeigt werden und womit viele Altäre verziert sind. — Die Legende der Auffindung unter Abt Goswin erzählt Caesarius Histerbacensis in seinen Dialogen de diversis visionibus, Jongelinus in seinem bereits erwähnten Buche: die Geschichte und Beschreibung von Altenberg, Seite 11.

Der in vorstehender Legende genannte Berno war der erste Abt des Klosters Altenberg (†1151); Adolph und Eberhard aber die Stifter desselben. Adolph ward außerdem der Begründer der bergischen und märkischen Dynastenlinie. Die Klosterchronik gibt zu der Vision Randulphs das Jahr 1199 an.

X.

Bernhard Hankebot,

der Märtyrer für seinen Glauben, zu Deuz verbrannt im Jahr 1274.

Kennt ihr die Sage vom Hankebot
Und seinem grausigen Flammentod?
O lauschet, die ihr sie noch nicht gehöret
Wie Heuchlergezüchte die Welt einst bethöret!

Wohl rings umher in der Berge Land
War Bernhard Hankebot bekannt;
Er lebt' als ein frommer Gottgeweihter,
Doch Lug und Trug der Mönche scheut' er.

Er bewahrte zu Lennep der Gemein'
Die Lehren Christi treu und rein
Und seiner Reden heiliges Feuer
Macht' ihn der frommen Gemeinde theuer.

Wohl eifert' er gegen die Mängel der Zeit,
Den Aberglauben, Steigreif und Streir;
Doch sonderlich gegen den Unfug der Klöster,
Den sündigen Wandel der Mönche entblößt er.

Die kehrten sich wenig an Gottes Wort,
Sie übten selbander oft Raub und Mord,
Erbettelten gleißnerisch fette Gaben,
Oder stalen sogar wie die Raben.

Es machte das üppige Drohnengeschmeiß
Dem Aberglauben Schwarz zu Weiß,
Damit als zu Gottes erwähleten Knechten
Die Thoren ihr Gut in die Klöster brächten.

Sie machten Gespenster und trieben sie aus,
Benedizirten den Stall und das Haus,
Salbaderten viel von Lösen und Binden,
Verkauften Ablaß für künftige Sünden;

Sie malten den Teufel ganz ungeheuer,
Sie heizten gewaltig das Fegefeuer
Und kochten sich selber ohne Schaden
Auf seinen Flammen die fettesten Braten.

Sie sprachen von Fasten und Abstinenz,
Doch fraßen sie selber wie Raupen im Lenz
Und fraßen und soffen beständig wie Löcher
Von silberner Schüssel, aus goldenem Becher.

Dem Prälaten that es im deutschen Reich
Der Kaiser selber an Pracht nicht gleich,
Kein Höfling auch in üppigem Wandel,
Kein Jude in vortheilhaftem Handel.

Sie verkauften gar theuer die himmlische Luft
Und wurden dadurch nicht ärmer just,
Der Heiland trug einst die dornene Krone,
Sie stralten von Gold auf seidenem Throne;

Dabei sprachen sie von der Armut stet
Und trieben Geldwucher mit Gebet
Und zwangen Alle, die lagen im Sterben,
Dem Kloster das Beste zu vererben.

Und mit der Keuschheit stand es schlimm,
Sie gingen extra und interim;
Ihr Bräutlein, die Kirche sie listig bestahlen
Und thäten mit Weibern und Dirnen dahlen.

Was den Gehorsam anbetrifft,
So scheuten sie ihn wie Wasser und Gift,
Sie soffen sich voll und prügelten dann
Vom Novizen sich bis zum Guardian.

Dabei waren sie dumm und ungelehrt,
Nur eitelem Tande zugekehrt;
Sie lernten nichts einsehen noch begreifen
Als zu salbadern, fluchen und keifen.

So waren sie stets nur bedacht auf den Schein
Und führten statt Gutem nur Formeln ein:
Viel Wunder dem Volke zum Trug sie ersannen,
Wie Zauberer wollten den Himmel sie bannen.

Drum predigt' in Lennep der Hankebot,
Wie die Christenheit sei in großer Noth,
Er zeigte der Mönche sündhaft Walten
Und daß sie die Leute für Narren halten.

Er sagte es der Gemeine frei,
Daß dies das Gezüchte der Hölle sei,
Die äußerlich zwar wie Lämmer gleißen,
Gleich Wölfen aber die Schafe zerreißen.

Und die Leute zu Lennep sahen es ein,
Sie litten die Brut nicht in ihrer Gemein,
Und kam ein Mönch zum Betteln und Stehlen,
Verjagten sie ihn zum Heile der Seelen. —

Zu Beienburg an der Wupper Strand
Damals ein gewaltiges Kloster stand;
Dort schwelgten die Mönche mit ihren Dirnen
Und thäten über die Lenneper zürnen,

Und sagten: daß Priester Hankebot
Vielfach verdienet hätte den Tod,
Weil er den Mönchen verbringe die Nahrung
Und läug'ne die göttliche Offenbarung.

Allein der Bernhard Hankebot,
Der fürchtet sich wenig vor dem Tod,
Und zeigte durch Lehren und durch Exempel,
Daß würdig er ziere den Gottestempel.

Und als die Beienburger nun
Mit Verwünschungen gar gräulich thun,
Da kommen die Lenneper Männer mit Waffen,
Zu stürmen das Haus der üppigen Pfaffen:

Sie prügeln die zitternden Mönche hinaus
Und verkehren jämmerlich das Haus,
Sie stäupen die Dirnen mit sausenden Ruthen
Und lassen im Keller die Fässer bluten.

Allein dies gab ein gewaltig Geschrei
Bei hoher und niederer Klerisei;
Man sagte: »Ergreifet den gottlosen Schwätzer!
Herr Hankebot ist ein gräulicher Ketzer!«

Jedoch so ergreift man den Hankebot nicht,
Der Lenneper Liebe ihm Schutz verspricht;
Sie sprechen: »Wir wollen Leib und Leben
Für unsern theuersten Priester geben!«

Die Klosterknechte feig entflieh'n,
Wie kühn die Lenneper gegen sie zieh'n;
Doch jene die List ersprieslicher fanden,
Der arme Hankebot schmachtet in Banden.

Sie führen ihn gefesselt nach Deuz;
Dort steht vor dem Thor ein hohes Kreuz
Und unter dem Kreuz ein Scheiterhaufen,
Um welchen die Mönche blutgierig schnaufen.

Sie krächzen: »Der Priester Hankebot
Hat vielfach verwirket den Flammentod:
Man muß ihn zum Heile der Christen verbrennen,
Damit sie die Bosheit der Ketzer erkennen!«

Doch Hankebot steiget den Holzstoß hinauf
Und redet begeistert hinab in den Hauf;
Da schrieen die Heuchler: »Hört nicht auf den Schwätzer,
Er ist ein gottloser verderblicher Ketzer!«

Und Hankebot auf zum Himmel blickt,
Dort sieht er den Märtyrerkranz entzückt
Und wie die Gluten sprühen und qualmen,
Singt er frohlockend heilige Psalmen.

Und durch das Getöse vernehmlich er spricht:
»»Den Leib könnt ihr tödten, die Seele nicht;
»»Sie wird geläutert durch diese Flammen
»»Bei Gott sich erfreuen, trotz eurem Verdammen!««

Dies ist die Kunde vom Hankebot
Und seinem grausigen Flammentod.
So manches Denkmal ward aufgestellt,
Doch kein's hat erhalten der Glaubensheld!

Anmerk. Bernhard Hankebot stammte aus einer niederländischen Familie, welche nach Lennep einwanderte, wo Bernhard Leutpriester wurde. Predigten gegen religiöse Mißbräuche und Ketzerverbrennen waren in jener Zeit etwas Alltägliches. Besonders in Cöln und in Straßburg wurden viele Prediger verbrannt, die gegen Rom und die Klöster, die damals so sehr entartet waren, daß (wie ein unpartheilicher deutscher Geschichtschreiber sagt) gelassen davon reden, Verrath an der Menschheit wäre, geeifert hatten. Die Verfolgung der Albigenser durch Pabst Innocenz III., welcher über 100,000 solcher nach unserer Ansicht meist unschuldiger Opfer schlachten ließ, ist allgemein bekannt. Um das gläubige Volk gegen harmlose antipaptistische Secten aufzuhetzen, wurde der abentheuerlichste Unsinn ihnen angedichtet, der von dem abergläubischen Volke für wahr gehalten wurde. Man gab diesen religiösen Widerbellern vorzüglich Schuld, daß sie den Teufel in Gestalt einer großen Kröte oder einer großen schwarzen feuersprühenden Katze anbeteten, und von

dieser Fabelkatze her stammt der Name Ketzer und Ketzerei wohl eher als von dem griechischen Worte Katharer. — Wie das gewaltsame Vertilgen Andersdenkender die Politik eingab, so mogten auch viele der sogenannten Ketzer unlautre Absichten hegen, oder in Irrthümern versunken sein; doch der erste bergische Reformator Hankebot scheint den Ruhm der Redlichkeit und der Ueberzeugung zu tragen. Seine letzten Worte, die er aus den Flammen rief, waren Psalm XXII. Vers 17 — 22. Er starb im Jahr 1274. Seiner erwähnen die meisten bergischen Historiographen. Siehe Knapp Regenten- und Volkgeschichte, Seite 499. —

XI.

Heinrich, der Klausner.

(Legende aus dem 14. Jahrhundert.)

Es führt der Klausner Heinrich ein Leben gottgeweiht
In einer Felsenhöhle, wo jetzt Marienheid
So viele Menschen nähret, von reicher Flur umlacht;
Doch damals düstert' dorten noch öde Waldesnacht.

Von seiner Hände Arbeit des Klausners Mahl gedieh,
Er pflanzt' um seine Höhle, doch Gott der Herr verlieh
Gedeihen seinen Saaten, daß noch für Manches Noth
Den Ueberfluß der fromme, der milde Heinrich bot.

Doch mehr als seiner Aecker hatt' er des Herzens Acht,
Weil er für's Heil der Seele gebetet und gewacht:
Er lebt' in heiliger Strenge, dem Weltgeräusche fern,
Dient' nur der Muttergottes und diente Gott dem Herrn.

Wer hätte Mahl und Lager des Klausners wohl getheilt?
Wer hätt' in düst'rer Höhle bei Heinrich gern verweilt?
So schaurig war die Höhle, so dürftig Bett und Mahl;
Doch ist der Heil'gen Zelle der Engel Freudensaal.

Und selbst die Muttergottes mied nicht den engen Raum,
Sie kam herab vom Himmel zu Heinrichs frommem Traum,

Sie hat ihn oft erfreuet und oft ihm offenbart,
Was nie der Witz des Weisen, was Glaube nur gewahrt.

Da hat er einst in Träumen ein wunderbar Gesicht,
Ein Bild der Muttergottes erscheinet ihm und spricht:
»»Zu Köln wirst du mich finden, — auf hole mich von dort,
Daß mich das Volk verehre, mich preis' an diesem Ort!««

Drei Nächte nacheinander das Bildlein also sprach
Und drauf am frühen Morgen gab dem Befehle nach
Der fromme Klausner Heinrich, der sich erhoben hat,
Mariens Bild zu suchen in Köln der heil'gen Stadt.

Da frug er in Gebeten die Gassen ab und auf,
Durch Kirchen und durch Klöster eilt er in ämsig'em Lauf;
Der Kirchen u. der Klöster in Köln manch Hundert stand,
Ob er durchspäh't auch Alle — das Bild er nirgend fand.

Er pocht an allen Buden, wo Heil'genbilder feil,
Doch ward, was er gesuchet, ihm dorten nicht zu Theil.
Es nahm den Leiderfüllten des Fährmanns Nachen ein,
Die Heimat zu gewinnen wollt' schon er über'n Rhein.

Da frug ein Weib, gewahrend des Klausners tiefen Schmerz:
»Was ist euch widerfahren? was quält so arg eu'r Herz,
Daß es sich offenbaret auf eurem Angesicht?«
Und unter heißen Thränen und Seufzern jener spricht:

»»Ein Muttergottesbildlein sucht' ich in dieser Stadt,
So mir Maria selber im Traum gezeiget hat,
Daß es geehret werde wohl auf Marienheid —
Ach! daß ich's nicht gefunden, dies ist mein großes Leid!««

Und als er drauf beschrieben das Bild der guten Frau,
Da sprach sie: »Die Beschreibung die passet ganz genau
Mit einer Mutrergottes, die mir gar wohl bekannt,
Die ward vor wenig Tagen aus Asien mir gesandt.«

Und froh vernahm's der Klausner, wie ward er hoch entzückt,
Als er das Langgesuchte im Haus der Frau erblickt!
Von Gottes Fingerzeige gerühret und bewegt,
Das Weib in Heinrichs Hände die Muttergottes legt.

Für dreißig Silberthaler kauft' er das Wunderbild
Und bracht' es in die Heimat von hoher Lust erfüllt.
Durch Wipperführt das Städtchen schon eilt er freudenschnell —
Da sahen ihn zwei Weiber, die wuschen an dem Quell.

Und als davon die Eine den Klausner kaum gesehn,
So rief sie voll Entzücken: »Wie ist dies Bild so schön!«
Entgegen sprach die Andre: »Bin ich nur erst geschmückt,
Mein Anblick mehr als dieses verfalbte Bild entzückt!«

Kaum hatte sie's gesprochen, so stand sie da in Nacht,
Da schwand ihr rings die Gegend und selbst der Sonne Pracht,
Sie mußt' sich führen lassen und leiten wie ein Kind;
Durch jene Spottesworte war sie und blieb sie blind.

Und ward nicht wieder sehend, bis reuig sie gelobt,
Zu Heinrichs Zell zu pilgern: da ward für ächt erprobt
Des Klausners Gnadenbildniß; denn als sie es verehrt,
Da ward das Licht der Augen ihr wiederum gewährt.

Und eine breite Eiche die höhlte Heinrich aus,
Sie ward des Bildes Nische, sein erstes Gotteshaus;
Der Pilger zogen viele dorthin gar ferne Fahrt,
Wo sich durch manches Wunder Maria offenbart.

Die Blinden dort erhielten aufs neu der Augen Licht,
Die Kranken und die Lahmen verließen Schmerz und Gicht,
Besessene die wurden vom Argen dort befreit;
Der Wunder viel geschahen da zu Marienheid.

Der Muttergottes brachte man reiche Opfer, traun,
Da fing der Klausner Heinrich ein Kirchlein an zu baun,
Drin ward gestellt das Bildlein, drin ward es hoch verehrt,
Da es durch große Wunder sich immer mehr verklärt.

Und als der Graf des Landes die Wunder all vernahm,
Er selber zu verehren die Muttergottes kam,
Dann schenkt' er frommen Mönchen zu einem Stift den Ort,
Daß würdig sich erhebe das Lob Mariens dort.

Dominikanermönche die baueten alsbald
Ein schönes großes Kloster dort in den dichten Wald;
Es predigten die Mönche umher im ganzen Land
Und machten rings die Wunder des Gnadenbilds bekannt.

Da kam mit Kreuz und Fahne so manche Procession,
Da wurden reiche Opfer der fromme Mönche Lohn;
Bald wuchsen Feld und Auen umher in weitem Kreis,
Da ward zur Flur die Oede durch wack'rer Hände Fleiß.

Der heil'gen Muttergottes sei froher Dank gebracht,
Die also umgewandelt die öde Waldesnacht,
Daß Häuser dorten ragen und Fluren lächeln mild:
Dies that der Klausner Heinrich mit seinem Gnadenbild.

Anmerk. Die Legende vom Klausner Heinrich erzählt die Chronik des Dominikaner-Klosters Marienheide, sowie verschiedene handschriftliche Urkunden, wie auch die mündliche Ueberlieferung. Das Kloster wurde gestiftet 1420 durch Gerhard, Grafen von der Mark. Das Muttergottesbild wird dort noch immer hoch verehret, und jetzt sogar, nach der Aufhebung der Klöster wird dorthin noch sehr viel gewallfahrtet.—

XII.

Adolph Klarenbach,

als Märtyrer für die evangelische Wahrheit,

gestorben am 28. September 1529.

Wenn treu für Recht und Vaterland,
Das Heldenschwert in starker Hand
Ein kühner Mann gefallen,
Hebt sich zu Thaten uns're Brust,
Den Helden segnen wir mit Lust,
Wenn seine Lieder schallen,
Und Ruhm steht über seinem Tod
Gleich ewig jungem Morgenroth.

Doch wer für die Religion,
Nicht um der eitlen Ehre Lohn,
Allein um Licht und Wahrheit,
Wenn Läst'rung ziscbt und Marter dräut,
Den qualenvollsten Tod nicht scheut,
Der stralt in höh'rer Klarheit.
Hinauf zu ihm wir staunend schau'n,
Die Brust erfüllt von heil'gem Grau'n.

Dann ist's nicht Glanz und Erdenpracht,
Nicht Sinnentrug und Zornesnacht
Wovon der Busen glühet:
Der schönsten höchsten Liebe Quell
Dort sprudelt rein und sonnenhell,
Der Himmel dort erblühet,
Und himmelan mit heil'ger Lust
Entschwingt der Held sich, gottbewußt.

Und die wir's freudig staunend schau'n,
Wir folgen ihm zu Himmelsau'n
Und mit hinauf erhoben
Fühlt unsre Seele heißen Drang,
Im Lallen und im Hochgesang
Den großen Gott zu loben.
Hört Christen: Adolph Klarenbach
Ruft hohe Gottesfreuden wach! —

Und hörtet ihr aus ferner Zeit
Von mancher Helden Lust und Streit
Im Land der Berge sagen,
So kehret jetzt vom Leichenfeld
Zurück und schaut den Glaubensheld,
Die Krieger überragen:
Ihm, der für Gott und Glauben rang
Schallt billig Preis und Hochgesang. —

In unser Berge schönem Kreis
Mag man ob der Bewohner Fleiß
Wohl Lüttringhausen loben;
Doch höhern Ruhm es drob gewann,
Weil einst ein wack'rer Gottesmann
Sich stralend dort erhoben.

Zum Büscherhof' im stillen Thal
Lacht' ihm zuerst der Sonne Stral.

Als stiller Knab lernt' Adolph gern
Und wandelt' gläubig vor dem Herrn
In keuschem, lauterm Sinne;
Der alten Sprachen reicher Schatz
Schloß sich ihm auf und Satz für Satz
Hatt' er die Bibel inne.
Da schöpft' er Wahrheit klar und hell
Aus diesem reichen Himmelsquell.

Das Lehreramt ward seine Wahl:
Wohl füllte sich der weite Saal,
Den Adolphs Weisheit schmückte;
Ein jeder Edle lieb gewann
Den biedern anspruchlosen Mann,
Der Aller Herz entzückte
Und seiner Hochgelahrtheit Ruhm
Berief ihn schon zum Priesterthum.

Doch war in jener Zeiten Nacht
Des Christenthumes heil'ge Pracht
Von düsterm Flor umzogen;
Aus Herrschsucht und durch Gier nach Geld
Ward Gottes reines Wort entstellt
Und alle Welt betrogen;
Es fütterte die Klerisei
Das Volk mit mattem Fabelbrei;

Des Christenthums wahren Sinn
Verzerret irdischer Gewinn,
Statt sich zu Gott zu wenden
Kauft' man sich Indulgenz und Beicht:
Da gab man Heil und Himmel leicht
Dem Schuft mit vollen Händen;
Das Fegefeuer und die Mett,
Sie machten dumme Mönche fett.

Doch Gottes hohe Gnad' erschloß,
Da manches Aug' und rein entfloß,
Die Wahrheit manchem Munde:
In Gottes Nam' zu Gottes Ruhm

Erscholl das Evangelium
Als neuerwachte Kunde.
Der Heuchler Blindheit grollte zwar,
Doch Wahrheit stralte hell und klar.

Zu Wittenberg der deutsche Mann
Schlug öffentlich die Sätze an,
Die manchen Trug zerstoben,
Und Deutschland raffte sich empor,
Aus dichtem düstern Nebelflor
Zu Sonnenglanz erhoben.
Da rief auch Adolph Klarenbach
Die Christen aus dem Schlafe wach.

Von jeglicher Verzerrung frei,
Verkündigt' er dem Volke treu
Jetzt Gottes Offenbarung
Und seines Wortes Samen sproß,
Aus seinem Feuermunde floß
Der frommen Seelen Nahrung;
Jedoch der ganzen Hölle Glut
Kocht in der falschen Heuchlerbrut;

Aus mancher Stadt vertrieb sie ihn,
Und als er dennoch gläubig kühn
Dem höhern Ruf willfahret,
Ergreift man ihn zu Köln am Rhein,
Schließt ihn in finst're Kerker ein,
Wo Haß ihn hart verwahret;
Doch Klarenbach spricht unverzagt:
»»Zu Gottes Ehr hab ich's gewagt!««

Der Blindheit und dem Trug zum Lohn
Stralt hoch zu Rom dreifache Kron',
Jedoch den Sohn der Wahrheit
Schleppt man zum Kerker; aber bald
Zersprengt die Mau'r des Herrn Gewalt,
Dann stralt des Lichtes Klarheit:
Was auch der Hölle Trug erdacht —
Nicht hemmet sie der Sonne Pracht!

Es öffnet sich des Kerkers Thor,
Der Bosheit Werkzeug tritt hervor —

Die Kläger sind die Richter!
Der Ketzermeister wüthet dort
Und Mönche, schnaubend Wuth und Mord,
Gar sauberes Gelichter.
Herr Adolph spricht zu ihrem Spott:
»Hier bin ich und mir helfe Gott!«

Da soll er dieser Klerisei
Gesteh'n, daß er ein Ketzer sei:
Wohl sagt' er seinen Glauben,
Der war fürwahr zu Gottes Ruhm,
Getreu dem Evangelium,
Kein Wort ließ dran sich rauben;
Doch riefen sie voll Lug und Trug:
»Er glaubt nicht recht und nicht genug!

»Und wer nicht glaubet wie er soll,
»Der ist des Satans übervoll,
»Den muß man stracks verdammen;
»Man muß ihn pfählen, spießen, traun,
»Daß sich die Christen dran erbaun:
»Er sterb' in lichten Flammen!«
So drohte man mit grausem Mord;
Doch Adolph widerrief kein Wort.

Von Gott erfüllt er also sprach:
»»Was ich, ein schwacher Mensch, verbrach,
»»Mag man mir widerlegen,
»»Und findet sich, daß mit der Schrift,
»»Mein Glaube nicht zusammen trifft,
»»So werd' ich Christi wegen
»»Ihn widerrufen hier zur Stund!««
Da grinzte mancher gift'ge Mund:

»Die heil'ge Schrift ist lieb und werth,
»Wenn man sie in der Kirche hört;
»Doch wenn sie Layen lesen,
»Ist sie des Teufels eignes Wort:
»Oft heißt es: »Ja«! und »Nein«! steht dort
»Und mehr dergleichen Wesen!«
Doch Adolph gotterleuchtet sprach:
»»Die Schrift ist klar wie heit'rer Tag!««

Und nun mit Muth und klarem Geist
Er alle Lügen da beweis't,
Womit man ihn umstricke;
Schamroth die Richter überkam,
Doch Rache sind der Hölle Schaam,
Tod funkeln Eulenblicke.
Sie riefen da mit Ungestüm:
»Der Teufel selber spricht aus ihm!

»Zum Widerlegen sind wir nicht
»Allhier, wir sitzen zu Gericht:
»Du bist ein böser Ketzer!
»Was du als deinen Glauben gabst,
»Ist offen gegen Kirch' und Papst,
»Drum widerrufe, Schwätzer!
»Macht dich nicht schweigen unser Wort,
»Verstummst du auf dem Holzstoß dort!«

Doch ernst trug Adolph Droh'n und Spott,
Er sprach: »»Ich halt' allein an Gott,
»»Nicht an der Menschen Lügen!
»»Frei jeglicher Sectirerei
»»Bekenn' ich Christi Lehre frei —
»»Gott wird's zum Heil mir fügen!
»»Nach eurer Marter frag' ich nicht,
»»Dem Herrn allein bleibt das Gericht!

»»Vor Gott beug' gern ich Geist und Kniee;
»»Doch Holz und Stein verehr' ich nie,
»»Nie Moder und Gebeine!
»»Und nimmer bet' ich Menschen an;
»»Reliquien sind böser Wahn:
»»Gott ist der Herr alleine!
»»Ist dieses gegen Christi Lehr,
»»So kommet mit Beweisen her!««

Und Basiliskenblicke sprühn,
Vor Blutdurst Heuchlerwangen glühn;
Das Urtheil wird verkündet,
Und Adolph lobet Gott den Herrn —
Wie stirbt er für sein Wort so gern,
Das ihn mit Lieb' entzündet!

Zu Köln am Rhein vor'm Ehrenthor
Dort ragt das Hochgericht empor.

Als Adolph dort den Holzstoß schaut,
Da lobt er Gott im Himmel laut,
Weil er ihn würdig funden,
Daß er durch seines Fleisches Tod
Aufsteig' zu ew'gem Morgenroth,
Dem Heiland dort verbunden.
Noch predigt' er dem Volke kühn,
Doch Mönche überschreien ihn. —

Viel milder führte man zum Tod,
Die gegen jegliches Gebot
Gefrevelt und gesündigt;
Doch ihm ward Hohn und Härte nur,
Weil er gefolgt der Tugend Spur,
Weil Wahrheit er verkündigt.
Doch rief der Mönch voll Mordbegier:
»Den rechten Glauben haben wir!

»Schaut unsrer Kirche Gloria
»Steigt aus dem Scheiterhaufen da!«
So hörte man sie pochen.
Wohl schlachtete die blinde Wut
Noch Millionen, doch ihr Blut
Wird all dereinst gerochen:
Gott straft den Mord, gerecht ist Gott
Und duldet nicht der Wahrheit Spott.

Doch höhnisch jetzt und ohne Schaam
Vertheilte man den Ablaßkram,
Als könnt's den Greuel sühnen.
Viel Edle sahen es mit Schmerz,
Es faßt wie Eis ihr liebend Herz;
Doch wer durft sich erkühnen,
Auch nur zu Einem freien Wort?
Denn Scheiterhaufen drohten dort.

Hoch loderten die Flammen schon
Und Adolph rief, wie einst Gottsohn:
»»Mein Gott in deine Hände

»»Befehl' ich meinen Geist!«« Da stieg
Des Feuers Glut, der Märtyr schwieg,
Hier war's mit ihm zu Ende!
Zu Asche ward sein Leib, zu Gott
Entstieg sein Geist dem Menschenspott.

Die Mönche jubelten hellauf,
Doch Mancher aus dem Bürgerhauf
Rief laut: »Wir sind betrogen!
»Sie haben wider Gott und Recht
»Zu schnödem Morde sich erfrecht
»Und uns was vorgelogen!«
Und mancher fromme Priester sagt:
»»Ihm ist das Heil, er hat's gewagt!««

Doch segnete nach altem Brauch
Sich mancher arme Tropfen auch
Und sprach in Angst und Zittern:
»Gott steh' mir Armen gnädig bei,
»Daß nichts an mir von Ketzerei
»Dominikaner wittern!« —
Doch aus des Glaubenshelden Tod
Stieg frommer Seelen Morgenroth.

Dem Feind der Wahrheit und des Lichts
Half all sein Trug und Unsinn nichts:
Gleich ausgebranntem Dochte
Steht er jetzt da zu Spott und Schand,
Der sich der Knecht der Knechte nannt'
Und mehr als Kaiser pochte.
Wenn Wahrheit mit dem Truge ringt,
Ihr doch zuletzt der Sieg gelingt!

In diesem Satze, Dir o Christ,
Gewähr für Gottes Klarheit ist:
Laß dir dies nimmer rauben!
Zwar währte lange jener Kampf
Und Blutesqualm und Pulverdampf
Erst reinigten den Glauben;
Doch das Warum? führt nur zu Wahn —
Was Gott thut, das ist wohlgethan! —

Vor Lennep steht ein hoher Stein,
Der soll Herrn Adolphs Denkmal sein;
Ihn setzte Christenliebe.
Wohl mahnet er das schöne Thal
Daß heil'ger Gottesliebe Stral
Ihm leuchtend ewig bliebe!
Wer für die höchste Liebe stirbt
Mit eig'nem Andrer Heil erwirbt!

Der du von der Sectirerei,
Von blindem Aberglauben frei,
Durchglüht von Christi Blute
Dort ragen siehst den grauen Stein,
Laß dir ihn stets ein Spiegel sein
Von wahrem Christenmute!
Wer für den Herrn zu sterben weiß,
Dem schalle billig Lob und Preis!

Es segnet jetzo frei von Wahn
So Katholik wie Lutheran
Den Streiter für die Wahrheit:
Was er gethan zu Gottes Ruhm
Geschah für's ganze Christenthum,
Drum stralt sein Nam' in Klarheit.
Wer denkt an Adolph Klarenbach;
In dem wird heil'ge Liebe wach!

Anmerk. Klarenbachs Legende ist hier getreu nach den Akten seines Ketzerprocesses erzählt und die ihm hier in den Mund gelegten Worte waren seine eigene. Man findet Nachrichten über ihn und sein Wirken unter Andern in der bergischen Reformationsgeschichte von Berg, verdeutscht herausgegeben von Ludwig Troß und in dem ersten Bande der Reformationsgeschichte unserer Heimat von Recklinghausen. Eine ausführliche Biographie, worin auch die Akten des Ketzerprocesses und die Aussagen derer, die Adolphen zum Scheiterhaufen begleiteten, sich abgedruckt finden, erschien unter dem Titel: „Wahrhafftige Historia von den wohlgelahrten und beständigen Männern Adolpho Clarenbach und Peter Fliesteden, Was Adolpho im Lande vom Berge, ehe er dann zu Cöln gefangen, des Evangeliums halber von seinen Widersachern begeg-

net und zugestanden sei, Und wie ihn hernach als er zu Cöln gefangen die Sophisten und Ketzermeister zu Cöln so verrätherisch, diebisch, mörderisch, unchristlich, ja ganz und gar unmenschlich wider alles sein gründlich Darthun aus der heiligen Schrift zum Feuer verurtheilt haben im Jahr 1529 am Abend Michaelis. Neu auf Vieler Christen Bitt gedruckt in Wittenberg, 1560." Dieses Werklein ist mit anderen Nachrichten über Klarenbach, Fliesteden und mehre vaterländische Märtyrer und mit des Philipp Camerarius selbsterzählten Schicksalen in Italien vereint, neu bearbeitet erschienen unter dem Titel: Zwei Beiträge zur Geschichte der Finsterniß u. s. w. von Joh. Arnold Kanne, Frankfurt am Main bei Hermann im J. 1822, eine höchst merkwürdige Schrift, die uns nicht allein über die Schicksale unseres verehrten Landsmannes Klarenbach hinlänglich unterrichtet, sondern uns auch einen Aufschluß gibt über den Gang und das Wesen der damaligen Ketzerprocesse, — ein Buch, das kein Christ, in dessen Seele Wahrheit liegt, ungelesen lassen sollte. Klarenbachs edlen Charakter zeichneten Sanftmut, Reinheit und Standhaftigkeit. Er war ein würdiger Bruder dessen, für den er litt, dem er in Allem nachzueifern strebte und dessen Loos er theilte. Wohl mag die Heimat sich eines solchen Mannes rühmen. Er stehet den würdigsten Märtyrern der ersten christlichen Zeit würdig zur Seite, frei von allem Fanatismus, frei von Verblendung, an erkannter Wahrheit festhaltend, und nur dummstolzer Sektenhaß konnte je den Glaubenshelden verkennen. — Klarenbach war geboren zum Busch oder Buscherhof in der Gemeinde Lüttringhausen, eine Viertelstunde von Lennep gelegen. Er besuchte die Schulen in Münster und Cöln, wo er auch, noch fortstudirend, schulmeisterte. Im Jahre 1523 wurde er als Conrektor des Gymnasiums zu Münster angestellt und zwei Jahre darauf kam er als solcher nach Wesel. Allgemein galt er für einen hochgelehrten, tugenhaften Mann. Durch Luthers und Anderer Schriften war er auf manchen Religionsunfug aufmerksam geworden, er hatte die Bibel fleißig gelesen und theilte die erkannte Wahrheit, obwohl er kein Kleriker war, schriftlich und mündlich mit. Die günstige Wirkung seiner überzeugenden Beredsamkeit zog ihm den Haß derjenigen zu, deren Unwesen er angriff; er hatte viele Verläumdungen und Verfolgungen zu erdulden, die er geduldig ertrug, aber nie schweigend, wo es galt die Lehre Christi von den Schlaken des Aberglaubens und des sträflichsten Eigennutzes zu reinigen. Drum wurde er am 3. April 1528 in Cöln verhaftet und der Ketzerproceß gegen ihn begonnen. Ein schändliches Lügengewebe sollte ihn umstricken, die empörendste Bosheit war thätig gegen ihn. Doch wie einst der Apostel

Paulus, beschämte er seine elenden Kläger und Inquisitoren. Er vertheidigte seine Erkenntniß siegreich aus der heiligen Schrift und bat, daß man seine Ansichten widerlegen möge. Doch die Ketzermeister kannten keine andere Gründe für ihre Sache, als daß der, wer anders glaube, verdammt sei, und auf ein ewiges Kukukgeschrei um Widerruf beschränkte sich, wie gewöhnlich, ihre Disputation. Nachdem man ihn über ein Jahr lang auf die unchristlichste Weise gemartert und honigsüße Worte, sowie Drohungen vergeblich gegen seine Standhaftigkeit verschwendet hatte, wurde er als Ketzer zum Tode verurtheilt und am 28. Sept. 1529 auf dem Hochgerichte vor dem Kölnischen Ehrenthore mit Peter Fliesteden lebendig verbrannt. Und dieses Brandopfer wurde dem römischen Stuhle von denen gebracht, die so bereitwillig sind, gegen Mohameds Feuer- und Schwerdt-Predigten zu eifern! — Doch haben Gottlob auch diese teuflischen Auto da Fe's ihr Gutes bewirkt, sie haben die Wahrheit mehr gefördert als mit ihrem Rauche umdüstert, und herrliche Heldenvorbilde sind stralend daraus hervor gegangen. Merkwürdig ist es, daß der Kölnische Erzbischof, Graf Hermann von Wied, auf dessen Geheiß Adolph und Fliesteden verbrannt wurden, bald darauf seine Verfolgungen bereuete und selber zum Protestantismus übertrat. — Dem Märtyr Adolph Klarenbach wurde unweit seines Geburtsortes an der Heerstraße zwischen Lennep und Lüttringhausen am 28. Sept. 1829 zu der 300jährigen Feier seines Andenkens ein würdevolles Steindenkmal errichtet. Mögten doch die Katholiken der Stadt, die der Ketzerverfolgungen wegen lange so verschrieen waren, ihm auch ein noch so einfaches Denkmal weihen! Es würde ein unzweideutiger Beweis der wahren Duldung, würde ein schönes Zeichen sein, daß man auch dort jetzt auf der Höhe europäischer Menschheit stehet, daß ein wirklich christlicher Geist auch dort herrschet. Ein einfacher Gedächtnißstein und ein grünender Baum wären hinreichend, die Stadt von dem überlebenden Leumunde der frühern Obscurität bis zum letzten Fleckchen zu reinigen. Eine noch so geringe Sühne dieser Art würde der heiligen Stadt mehr zur Zierde gereichen, als selbst die Vollendung ihres prachtvollen Domes. —

Bergische
Volkssagen und Romanzen.

I.

Die Verführung.

(Volkssage aus dem vorletzten Jahrhundert.)

Im wilden Wald am kühlen Quell
Die Jägerhütte stand,
Wo oft ein wack'rer Waidgesell
Sein einsam Obdach fand.
Spätabends lust'ge Jagd einstmal
Der stillen Hütte naht:
Die Junker sind's von Tiefenthal
Und der von Nesselrath.

»»Des Herbstes Abendroth verglüht,
Die Sonne geht zur Ruh,
Drum Knechte eilt, vom Jagen müd,
Jetzt eurem Heerde zu!
Wir wählen uns dies Hüttlein traut
Heut Nacht zum Aufenthalt,
Jedoch sobald der Morgen graut
Weck' laute Jagd den Wald!««

Also der Herr von Nesselrath
Und der von Tiefenthal;
Das Jagdgefolge zieht den Pfad
Im letzten Dämmerstral.
Der Hütte Fenster goß die Flut
Des Lichts durch zitternd' Laub,
Es dreht sich über Heerdesglut
Ein Reh des Waldes Raub.

Was wackern Jägern nur genehm,
Ist hier nach Herzenswahl,
Sie machen sich's am Heerd bequem
Und setzen sich zum Mahl.
Die Flamme knistert lustig drein,
Reich spendend Glut und Licht,
Der dunkelrothe Firnewein
War wohl zur Probe nicht.

Wer solches Trankes ungewohnt,
Nicht manchen Zug er that,
Doch ward des Bechers nicht geschont,
Wo Junker Nesselrath.
Der Tiefenthal war auch zur Hand,
Der ist der letzte nicht,
Man sah, es war ihm wohlbekannt
Das Sprüchlein von der Gicht.

Doch Nesselrath die Harf' erhob,
Vertraut mit solchem Spiel,
Und sang zu alles Schönen Lob
Der Sprüch' und Reime viel.
Und als bei Spiel und Sängerlust,
Bei Wein und Jägermahl
Sich höher hob der Ritterbrust,
Hub an der Tiefenthal:

»Ei! Vetter, Alles hätten wir
»Was freut ein Jägerherz,
»Fehlt's uns nicht an dem Besten hier
»Zu Wein und Liederscherz:
»Für Jedermann ein Dirnchen fein,
»Nicht zimperlich, nicht scheu!
»Man liegt armselig so allein
»Im Wald auf dürrer Spreu!

»Mehr als den Teufel scheu ich dies,
»Zumal in kalter Nacht! —
»Wenn sich so etwas finden ließ,
»Wär' Alles wohlgemacht!«
Der Nesselrath er sagt nicht nein,

Doch sagt er ja auch nicht,
Er rührt die Harf' und singt darein
Am rothen Flammenlicht.

Doch horch! was flüstert, kichert, sacht,
Was rauscht durchs Dorngeflecht?
Sinds Mädchen noch so spät bei Nacht?
Die kommen eben recht!
Kling auf die Thür — zwei Mägdlein, schau,
Wie flink, wie jugendfrisch!
»Weg mit der Harf! und sei jetzt schlau,
»Mag Platz am Heerd', am Tisch!«

Zwei Dirnen schlüpfen unter Dach:
»Ihr edle Herrn verzeiht,
»Im Wald ist Grau'n und Ungemach
»Bei Nacht und Dunkelheit.
»Der Vater grollt, die Mutter schmält,
»Um uns sie halten Wacht;
»Wir sind so müd, der Weg verfehlt,
»Wir fürchten uns in Nacht!«

»»Ihr könnt nicht fort? Uns ists nicht leid
Rasch nur ins Schloß die Thür!
Selbander kürzen uns die Zeit
Viel traute Scherze hier!««
Zum Heerde schlich das Mädchenpaar,
Sie äugelten so schlau
Und drückten aus dem Lockenhaar
Den hellen Abendthau.

Das Brusttuch, das der Wald verschob
Sie zerrten's hin und her:
Da sah man erst, was dort sich hob
So weiß wie Schaum am Meer.
Der Tiefenthal am Feuer stund,
Er rückt und zupft am Tuch
Und küßte kühn den Kirschenmund,
Als jene drum ihn schlug.

Doch solcher Schläge größre Zahl
Nur größre Neigung nährt.

»Pfui! schäme, schäm' dich Tiefenthal,
Bist nicht auf rechter Fährt!«
»»Horch Liebchen, Nacht'gallsang erscholl,
Komm fort zum holden Schall!««
»Die Nachtigall? ei bist du toll?
Im Herbst die Nachtigall?«
»»Und willst du oder willst du nicht —
Du mußt, mußt mit mir fort!
Wo Geisblatt Blütenlauben flicht,
Kos't traut sich Liebeswort!««
Und aus der Hütte sie hinaus,
Ihr Schritt verliert sich weit;
Der Nesselrath sitzt noch am Schmaus,
Die Dirne ihm zur Seit'.

Sie lacht ihn an, der Lippen Glut
Die quoll zum Kuß empor
Und aus dem Aug' strömt eine Flut
Von Zauberglanz hervor.
Sie that verschämt und neckte dann,
Sie übt so manchen Scherz,
Der Junker kaum sich halten kann,
Und hörbar pocht sein Herz.

Schon öffnet er die Arme beid',
Berauscht von wildem Trieb', —
Da denkt er einer andern Maid,
Denkt an sein treues Lieb,
Wie sie jetzt, eh sie schlafen geht,
Beim matten Ampellicht
Für ihn ihr brünstig Nachtgebet
Am Bettchen knieend spricht.

Und wie er denkt ans fromme Kind,
Ist jene Glut verraucht,
Es faßt ihn wie von Winterwind
In Mailuft überhaucht.
Links zu der Harfe greift er dann,
Und rechts zur Dirne nicht,
Ein heilig Lied jetzt stimmt er an,
Das aus dem Herzen spricht.

Die Dirne hört den ersten Ton,
Sie rückt von seiner Seit',
Die Wangen roth wie Purpurmohn,
Sie wurden blaß wie Kreid'.
Die Dirne hört an den Sang,
Ihr Antlitz sich verzieht,
Es war als würd' ihr angst und bang,
Als ärgert sie das Lied.

Und als der Name Gottes scholl —
Wie elend nahm sie ab!
Der Junker sah es grausenvoll
Was sich darauf begab.
Das dunkelbraune Lockenhaar
In Schlangen sich verlor
Und huh! ein scheußlich Hörnerpaar
Schoß aus der Stirn hervor.

Das Angesicht so zart, so fein
Wie runzelt es so bald!
Die Wangen fielen plötzlich ein
Zu Larvenungestalt.
Der runde schlanke Leib zerschoß,
Schrumpft' ein gleich dürrem Halm:,
Und das Gewand, das ihn umfloß,
War Grausen, Dampf und Qualm.

Der Junker singt von Gottes Ehr',
Er singt von Gottes Macht —
Da blitzt ringsum ein Flammenmeer,
Der laute Donner kracht.
Die Windsbraut durch die Waldnacht brüllt,
Der Grund bebt fieberkrank
Und Nacht des Junkers Aug' umhüllt,
Der auf das Lager sank.

Schon stieg des Morgenrothes Glühn,
Schon schied sich Strauch und Baum;
Der Junker rieb sein Aug', ihm schien
Es all ein böser Traum.
Da lag die Harf', erloschen war

Des Heerdes letzte Glut,
Nicht eine Spur mehr von Gefahr,
Der Wald in Schweigen ruht.

Der Junker schloß die Hütte auf,
Trat in des Waldes Saal,
Er lugt den Pfad hinab, hinauf —
»Wo bleibt der Tiefenthal?«
Der Junker stößt wohl in sein Horn,
Laut schallt's durch Wald und Au:
Die Knechte rasch durch Strauch und Dorn
Beperlt mit Morgenthau!

»»Saht ihr den Tiefenthal noch nicht,
Habt nicht sein Horn gehört?««
»Wir haben ihn im Dämmerlicht
Geseh'n nicht noch gehört!
Wir ziehn herauf von Leichlings Flur,
Wir stiegen von den Höhn
Und Keiner hat dort eine Spur
Im frischen Thau gesehn.«

»»Dann auf! nach jeder Richtung hin
Durchspäht den Wald in Hast,
Und eh' ihr aufgefunden ihn
Sey euch nicht Ruh und Rast!««
Die Hunde schnaufen durch den Wald
In der gewohnten Eil';
Da horch; was von der Wupper schallt!
Welch klägliches Geheul!

Wer liegt im Gras am Ufer dicht
Umheult vom Rüdenschwarm?
Der Junker! schaut, er rührt sich nicht,
Was ist ihm? Gott erbarm' —
Zum Nacken ist sein Kinn verdreht,
Sein Haar sträubt wild empor,
Die Zung' vor blauen Lippen steht,
Die Augen quellen vor!

Und um den Hals manch blaues Mal
Von böser Geisterhand!

Und auf der Brust, die welk und fahl
Sind Klauen eingebrannt!
Das Dirnenpaar verschwunden blieb,
Und ohne Spur fortan;
Doch wer sie waren, was sie trieb —
Wer zweifelt wohl daran?

* * *

Ob dies auch alles so geschah
Wie hier die Sage spricht? —
Volksstimm' ist Gottesstimme ja,
Volkssagen trügen nicht!
Oft bis aufs letzte Höllenmal
Solch Opfer sich erneut
Es denke an den Tiefenthal,
Wer sich des Lebens freut.

Zwar mancher Teufel ist verbannt,
Doch die Verführung nicht,
Die noch mit glüh'nder Klauenhand
Manch Jünglingsleben bricht.
Jedoch für wen in lauer Nacht
Ein holder Engel fleht,
Durch treue Lieb und Gottes Macht
Zwiefachem Tod entgeht!

Anmerk. Diese im Volksmunde noch fortlebende Sage aus dem Wupperthal ist hier bearbeitet nach einer noch ungedruckten Sammlung von Liedern und heimatlichen Sagen in plattbergischem Dialekte von Wilhelm von Waldbrühl und Montanus, und möge gegenwärtige Uebersetzung als eine Probe der bald in Druck erscheinenden Lieder in heimatlicher Mundart hier Platz finden.

II.

Das Zwergjunkerlein bei Solingen.

(Ein bergisches Volksmährchen aus dem vorletzten Jahrhundert.)

Es mag der Unglaube der Gelehrten heutiger Zeit sich noch so sehr gegen die Annahme von Riesen, Zwergen, Kobolden und Drachen empören, so weiß doch der Landmann, was er einmal weiß; er geht von dem Glauben seiner Väter in dieser Hinsicht um kein Titelchen ab und hat die unläugbarsten Merkmale und Spuren der Wesen, die der Freigeist zu läugnen sich versteigt. Freilich sind solche Spuren nicht auf den Studirstuben der Schriftsteller oder in den städtischen Gärten und Parken, wo diese lustwandelnd Erholung und Stoff finden zu gelehrten Sachen, die die Welt zu bewundern gewohnt ist. Zwischen Bergen versteckt, oder ferne im Sumpf oder im Walde, den selten ein Menschenfuß betritt, blieben die Male, welche das Dasein jetzt fabelhaft genannter Wesen gar deutlich verkünden.

Wer sich davon überzeugen will, der gehe von Solingen über die Kohlfuhrt die Wupper entlang. Dort gelangt er in die schönste wildromantische Gegend, die sich je einem für Naturschönheiten empfänglichen Blicke darbot. Hohe Wunder der Natur umgeben hier die klar hinabrauschende Wupper zwischen steilen Bergen, dichten Waldungen und üppigen Wiesenstreifen. Die Manchfaltigkeit und der Anmutreiz dieser Gegend sind zu groß für die Schilderung einer Feder. Man muß selber Alles betrachten und bestaunen! Hier krümmt sich die Wupper, wie eine große glänzende Schlange sich unter Krautbüscheln fortbewegt, zwischen Waldbergen in ämsigem Laufe zischend und murmelnd; dort stockt sie in tiefausgehöhltem Bette von einem querlaufenden Felsengrate aufgehalten in der Hügelverschlingung: ein kesselförmiges Thal umgibt sie; man sieht von dem erhöheten Fußpfade auf sie hinab

wie auf einen Landsee, und gewahrt nicht wohin sie den Lauf ihrer stillen Wasser richtet, noch von wannen sie daher strömt. Doch nach wenigen Schritten öffnet sich die Thalwindung wieder; der ruhige weiherähnliche Flußspiegel, die bläuliche Tiefe ist verschwunden, und über Felsgerölle rauschen die gebrochenen buntschattirten Wellen herab und stören mit ihrem lauten Falle den Frieden ihrer stummen Bewohner. Dort singen die beschwingeten Sänger ungestört ihren Lenzgesang. Dort ranken Himbeeren von süßem Moste geschwellt; dort überduften hochreife Erdbeeren die bunte Blumenzier. Die Grille, welche die Vöglein nach den Stunden ihres Wechselgesanges ablöset, nistet dort unter dem Gestrüppe und die Eidexe lugt mit ihren klugen Aeugelein unter dem dürren vorjährigen Laube, hervor.

Drauf aber donnert das Gepölter des Eisenhammers, der in der Ecke der Thalwindung versteckt den von menschlichen Gebilden schon entwöhnten Blick überrascht. Nur wenige Gartenbeete, breitere Wege, schmale Wiesen mit Flößgraben, die das überall herabrieselnde Bergwasser aufnehmen — dann waltet wieder ausschließlich die große schaffende Natur. Sie begleitet den Fluß bis Ebertsau. Doch ehe man dorthin gelangt, fesseln hohe Felsgestalten unsern Blick. Gleich Riesen der Vorzeit heben sie ihre nackte Stirnen gegen die Sonne empor. Dort schwebt ein ungeheurer Steinblock wie der Anfang eines Gewölbes, über dem Flusse. Gleich als strecke ein Ungeheuer den Arm nach uns aus, sehen wir schaudernd den Fels über unserm Haupte. Wenn die gewaltige Steinmasse herab stürzte! Wenn sie den Wanderer zerschmetternd begrübe!? — Thörichter Sterblicher wandere getrost den steilen Pfad: die ewige Hand, welche den Berg dort überneigte, sie hat ihm auch eine feste Grundlage gebaut und ihn mit ihren ewigen Gesetzen gekettet an die Grundfesten, an das tiefste Gebein der Erde. Athme freier, bestürzter Wanderer! Vor Jahrtausenden schien der Fels wie heute zu stürzen, aber er wird den Fall deiner spätesten Enkel überdauern. Er war Zeuge von manchem Vorgange unter vorübergehenden Ge-

schlechtern, und hätte ihm der Himmel Sprachorgane verliehen und seinen Mund geöffnet, so würde er Dir noch viel mehr Wunderbares verkünden, als von den Zwergen, die vor ungefähr vierhundert Jahren in seinem Schooße gehauset und von denen die ganze Umgegend, Alt und Jung zu erzählen weiß, wenn man selbander zu den Höhlen gelangt, welche die verschollenen Wesen bewohnt haben. Tiefe Spalten schneiden dort in den Berg ein; durch den harten Felsen führen regelmäßige Gänge, die sich tief im Schooße des Gesteines zu Kammern und Säälen wölben. Zu eng sind die Gänge; als daß ein Mensch durchkriechen könnte: ein Kind könnte wohl hineindringen, aber das Ungewisse, das Schauerliche, was die Nacht der Felsen verbirgt, schreckt dort zurück. Nur die gemeine Sage erzählt von dem Innern des Berges. Dort wohnten, wie ich oben erzählte, kleine Zwerge, kaum zwei Spannen lang und in der Schulter keine vier Zoll breit. Der Landmann hieß sie Heizemännchen, der Schriftkundige nannte sie Gnomen oder Kobolde. Sie lebten harmlos in dem Berge, wo sie sich an verborgenen Küsten, besonders mit der Bereitung der Metalle und Edelsteine erfreuten. Selten sah man sie im grünen Thal im Sonnenlichte; bisweilen hielten sie um Mitternacht zur Vollmondszeit seltsame Tänze vor dem Eingang ihrer Höhle, und wer dann von dem Klange kleiner silberner Geigen angelockt diesen Unterhaltungen zugeschauet hatte, der konnte nicht genug erzählen, von den seltsamen Verschlingungen des Zwergentanzes, von den komischen Sprüngen und Gebährden der kleinen Leutchen, aber auch von ihrer Fertigkeit und Gelenkheit, wie von der Lieblichkeit der Musik.

Einst hatte der Besitzer des unterhalb gelegenen Eisenhammers vom jenseitigen Ufer der Wupper aus die mitternächtlichen Tänzerchen belauschet. Eine große Schaar von Zwergen tanzte unten an dem Fels auf den schroffen Steinklippen ohne Anstoß, als wären sie auf einem glatten Tanzboden gewesen. Höher hinan saßen die Musikanten und über ihnen auf dem Felsabhange, fast über der Wupper, hüpfte ein junger

Zwerg auf Einem Beine umher, während er sein silbernes Hütchen, wie vor Freuden außer sich, in die Luft warf und wieder auffing. Aber im Taumel der Freude gab er seinem Wurf eine zu schiefe Richtung; das Hütlein flog in die Wupper hinab. Da wurde seine Freude in Traurigkeit verwandelt; sein Klaggeschrei machte Musik und Tanz stocken. Alles lief an den Fluß hinab, das Hütchen wieder hervor zu holen; allein dieses war versunken und den Gnomen, welche nur mit Metall, Stein und Feuer umzugehen wußten, war das Wasser ein unzugängliches Element. Den guten Hammerschmied, welcher sich an dem Tanze der Zwerge so sehr erlustiget hatte, dauerte der Unfall des possierlichen Männleins gar sehr. Er gab sich zu erkennen und rief dem Kleinen zu: »er solle sich nur gedulden bis Morgen frühe bei Sonnenaufgang, dann wolle er kommen und ihm das versunkene Hütchen hervorholen.« Dies waren die Zwerge alle wohl zufrieden und versprachen dem Schmiede eine reiche Belohnung, wenn er nur Wort halte. »Hat nichts zu sagen!« rief dieser hinüber: »das thu' ich Euch zu Gefallen, weil ich Gefallen gehabt an Euren zierlichen Sprüngen, an Euren Fiedeln und Hörnlein!«

Kaum grauete das Morgenlicht, als der Schmid sich aufmachte die Wupper hinauf zu der Zwergenhöhle. Als er durch die dortige seichte Stelle des Flusses gewatet hatte, rief ihm schon das Zwergmännlein, das er hinter dem Uferkraute nicht erblicken konnte, freudig entgegen. Bald hatte er das Hütchen hervor gelangt und es dem Eigenthümer zurückgegeben, der jetzo vor Freude noch höher sprang, als im nächtlichen Tanze. Aber des Dankes war er nicht vergessen, und er langte einen großen Diamanten, fast so groß als ein Taubenei hervor, den er in seinem silbergeflochtenen Tragkorbe dorthin geschafft und unten an der Wupper niedergesetzt hatte. Ob nun der hülfreiche Schmied vielleicht vernommen hatte, daß es nicht gut sey, von diesen kleinen Wesen Geschenke zu empfangen, oder ob er eigensinnig auf sein Versprechen beharrete: ohne Lohn dem Zwerglein dies als Liebesdienst thun

zu wollen — genug, er nahm nichts an, wie sehr jener auch bat; er ging bald zurück und begab sich wieder an seine Arbeit. Das dauerte bis Abend. Da hatten der Meister und seine Gesellen einen Stahlkuchen zerhauen und waren zur Ruhe gegangen mit dem Vorsatze, frühe aufzustehen, um die einzelnen Klumpen zu schlanken Stangen auszuschmieden. Aber wer malt ihr Erstaunen, als sie am andern Morgen in den Hammer kamen und alle Stäbe schon ganz ausgereckt fanden, so probemäßig geschmiedet, ohne Brüche und Beulen, schlank und rein, wie es der beste Meister an der ganzen Wupper nicht kunstgerechter zu machen vermochte. Daß der Hammer während der Nacht nicht gepöltert hatte, schien ihnen dabei noch das Wunderbarste, und sie vermeinten nichts Anderes, als daß man von dem benachbarten Hammer aus die Stäbe bei Nacht untergeschoben und die Klumpen weggeschafft habe, um einen gemütlichen Possen zu spielen. Jedoch alle Nachfragen brachten sie nicht ins Klare. Da legten sie am Abende wiederum eine Menge Stahlklumpen neben den Amboß und lauschten an der Hammerthüre im Verstecke. Ganz sachte kam um Mitternacht der wohlbekannte Zwerg von der Kohlfurth herauf getrippelt in ledernem Wamms, ledernen Beinkleidern und seinem silbernen Helmhütchen. Als er an die verschlossene Thüre des Hammers kam, da zog er ein kleines Hämmerchen aus seiner Tasche hervor, und pochte auf das Schloß. Wie mit einer Zauberruthe berührt, sprang die Thüre auf. Das Männchen ging herein, blies das fast verglimmte Feuer an und wälzte die Stahlklumpen hinein, nicht ohne Keuchen und große Mühe. Kaum aber war der Stahl warm geworden, so zog er einen Klumpen nach dem andern mit einer goldenen Drahtschlinge hervor, und obwohl das Metall noch lange nicht glühete, so bildete es sich wie erwärmtes Wachs auf die Schläge, die er mit dem kleinen Taschen-Hammer darauf that, und nach Verlauf einer halben Stunde waren alle Stäbe fertig. Der Schmied ließ den kleinen Burschen ruhig gewähren, und als dieser still fortgegangen war und die Thüre gehörig hinter sich abgeschlossen hatte, gedachte er ihm

in Zukunft recht viele Arbeit zu verschaffen. Er hatte gesehen, wie leicht dem Gnomen die für Menschen so beschwerliche Arbeit werde und glaubte deshalb keinen unbescheidenen Wunsch zu hegen. Auf dem Hammer wurden forthin den ganzen Tag hindurch blos Klumpen zu Stahlstäben gehauen, und wie viele derselben am Abende auch roh da lagen — der dankbare Zwerg schmiedete über Nacht alle aus und es fehlte nie ein Schlag an vollendeter Arbeit. Da gelangte der Hammerschmied zu bedeutendem Wohlstande, denn seine Stahlstäbe wurden vor allen andern gepriesen und theuer bezahlt; er setzte mehr ab als viele andere Hämmer und die Fertigung machte ihm eben so wenig Kosten als Mühe.

Als aber der Schmied immer reicher wurde, und der Gnome dennoch nicht aufhörte, ihm seine Arbeiter nächtlich zu fördern, da sann er, wie er denselben durch Geschenke wieder erfreue. Er ließ ihm einen prachtvollen Anzug machen, wie er dazumal von hohen Personen getragen wurde: weiße seidene Beinkleider, ein Röcklein von rothem Sammt, eine goldgestickte Weste, ein Barret mit Straußfedern und Stiefelchen aus rothem Sammt. Eines Abends trug er diesen Anzug in den Hammer, legte ihn neben den Amboß nieder, stellte auch einen Spiegel daneben, und erwartete in einem Verstecke die Mitternacht, neugierig, wie sich der muntere Zwerg in diesem Prunkkleide gefallen werde. Die Mitternacht kam; der Zwerg trat in den Hammer, sah die Kleider und gewahrte sogleich, daß sie zu einem Geschenke für ihn bestimmt waren; schnell warf er seine schmutzige halbzerfetzte lederne Gewande hin, und fing vor dem Spiegel stehend an, Stück für Stück anzupassen. Was da das Männlein für eine Freude hatte, wie es also wohl angethan war, das ist unbeschreiblich, und der Schmied ergötzte sich nicht wenig an den possenhaften Gebährden und Freudensprüngen. Doch plötzlich stand der Gnome sinnend stille, es schien ihm die Arbeit einzufallen. Er langte das Hämmerlein aus seinem Lederwamms hervor, er ging zu den Stahlklumpen, als wolle er die gewohnte Arbeit beginnen, trat aber wie erschreckt zurück wieder

vor den Spiegel, betrachtete sich lange, ging in stolzem Schritte, so gravitätisch wie es ihm bei der kleinen komischen Gestalt nur möglich war, einige Male auf und ab und murmelte vor sich hin im Selbstgespräche: »Arbeiten? — Als Schmied arbeiten, — dies ziemt keinem Junker! Leute mit dem russigen Schurzfell und dem Lederkoller mögen schmieden, aber ein geschmückter Junker, der ein Federbarret auf dem Haupte hat, muß sich nicht an solchen niedrigen Geschäften besudeln. Ei! wie mir die weißen Höslein so knapp und zierlich sitzen! Wie mir das rothe Sammtröcklein mit den Silberknöpfen so schön anliegt und das Westchen und die Stiefelchen. Es wäre doch Schade, wenn all diese schöne Sachen an so gemeinem Feuer besudelt werden sollten. Ich bin ganz für solch einen Anzug gewachsen; es wäre eine Schande für mich, wenn ich mich jetzt als einen Knecht betragen sollte. Nein! ich bin wie ein Junker gekleidet und will auch als ein Edelmann leben! Drum hinweg mit dem schwarzen Plunder, der mich an die schmachvolle niedrige Beschäftigung erinnert!«

Damit packte er die ausgezogenen Kleider in ein Bündel zusammen und warf sie sammt dem Hämmerlein in die Feueresse, welche der Schmied vor Mitternacht angeschüret hatte. Lachend sah der Kleine die Zeugen seiner frühern Niedrigkeit in Rauch aufgehen, winkte mit seinem Hütlein, das er einzig von seiner frühern Bekleidung mitnahm, dem Amboß spöttisch zu wie zum Scheidegruße und verließ mit komischer Grandezza den Eisenhammer. Er ward dort nicht wieder gesehen.

Der Schmied, der durch die Dankbarkeit des Gnomen reich genug geworden war, legte auch bei dem Ausbleiben desselben seine Gewerbe nieder und lebte forthin einem Junker gleich seinem Vergnügen. Auf einer seiner Lustfahrten hatte er einst die Freude, den Zwergjunker anzutreffen, der mit der großen ihm neuen Welt unzufrieden, eben wieder auf dem Wege zu seiner Höhle war. Seine Duodezfigur und sein ungewöhnliches Wesen hatten ihn überall lächerlich gemacht und sein beleidigter Hochmut ihn darüber in

die tiefste Betrübniß versetzt. Wie es ihm unter seinen Genossen forthin in der Höhle ergangen, ist nicht bekannt.

Dies ist die Erzälung, deren Schluß sich täglich im Leben erneut, so daß das Loos des Zwergleins noch heute Manchem zum Spiegel dienen kann. Daß sich Alles, wie hier erzält, zugetragen habe, mag man aus dem Munde vieler alten Wupperumwohner erfahren, welche die Felsenspalten oberhalb der Kohlfurt kennen. Doch auch unterhalb dem Wupperhofe in einer romantisch schönen Flußwindung, wo hohe steile Waldberge ein fruchtbares von Obstbäumen durchschattetes Wiesen- und Saatenthal umragen, bei Rüden, in der Gemeinde Höhscheid, wird auch eine Höhle gezeigt, in welcher sich einst gar kunstreiche Zwerge aufhielten, die sich mit den nahewohnenden Schwertschleifern befreundeten, ihnen manchen Kunstgriff in der Bereitung der Klingen lehrten, und manche beschwerliche Arbeit durch Zauberkraft erleichterten.

Woher diese Zwerge stammten, wohin sie sich wandten und wann sie verschwunden sind, dies Alles weiß jetzt Niemand mehr zu künden.

III.

Das Turnier zu Neuß,

am 23. April 1257.

»Mir wird so eng, ihr Knappen, in meiner Väter Saal,
»Auf! sattelt rasche Rappen, bringt mir das Kleid aus Stahl!
»Das Schwert mit scharfer Schneide, den Speer mit schwerem Schaft —
»Nur in dem Kampfgeschmeide wallt freudig Männerkraft!«

Graf Adolph rief's der Lange, ein thatenstolzer Mann,
Drob von Margrethas Wange die Thränenquelle rann:
»»Nur heute bleib daheime««! die zarte Gattinn bat:
»»Der Ahnung bangsten Träume begleiten deinen Pfad!

»»Es krächzten Fahn' und Eulen heut Nacht so laut vom Thurm,
»»Die Rüden hört man heulen durch Wetternacht und Sturm!
»»Das Irrlicht sah am Moore so bleich wie Sterbensnoth,
»»Die Dommel rief im Chore so grausig Tod und Tod!««

»Laß Dommel nur und Eulen und Wetterfahnen krähn,
»Laß nur die Rüden heulen und Todesflammen wehn:
»Der Waffen hellem Blitze das Ungethüm entfleucht,
»Mein Horn zu finsterm Sitze die Unglücksvögel scheucht!«

»»Mein Adolph von den Bergen, o! bleibe doch nur heut!
»»Mir träumt von öff'nen Särgen und dumpfen Grabgeläut!
»»Mir träumt von schwarzen Raben, von rothem Herzblutstrom,
»»Ich sah dich bleich begraben im Altenberger Dom!««

»Sollt' ich vor Träumen zittern, die eitel, ohne Macht?
»Sie dürfen nicht erschüttern des Mutes hehre Pracht!
»Der Traum erschreckt nur Memmen, wir fliehn wie er den Tag;
»Mich wird er nimmer hemmen, es komme was da mag!«

Da bringen schon die Knappen das Kleid aus hartem Stahl,
Die blanken Ritterwappen durchblitzen hell den Saal:
»Zu Freunden will ich reiten, zum Ritterspiel gen Reuß;
»Dort gilt kein Todesstreiten, dort gilt bloß Dank und Preis.«

»»O bau' auf seichte Treue verbriefter Freundschaft nicht:
»»Der alte Haß aufs neue oft Wort und Siegel bricht!
»»Mir träumt von falschen Eiden, von bösem Zwietrachtspiel —
»»O lasse heut das Reiten, mein Traum er sagt zu viel!««

Und während sie's gesprochen ist an der Pfeilerwand
Der feste Stein gebrochen, drauf Heinrichs Büste stand.
Das Bild von Adolphs Vater, dumpfdröhnend stürzt's hinab,
Doch zu den Trümmern trat er: »Das Alter grub sein Grab!«

Und schon die Helmbuschzierde des Grafen Haupt umweht,
Doch unter Trauerbürde Frau Margaretha fleht.
Als er zum letzten Male sie küßt in heiterm Scherz
Zuckt auf dem kalten Stahle ihr ahnungsvolles Herz.

Schon stampfen muth'ge Rappen, fort traben Graf und Troß,
Der Morgensang der Knappen verhallt hinauf zum Schloß
Wie wallt im Lenz so freudig der Helden Geist und Leib!
Doch Ahnung trüb und leidig sie bleibt daheim dem Weib.

Die blut'ge Abendröthe umzog das Rheingestad,
Als Gräfinn Margaretha auf luft'ge Zinne trat;
Von Bensbergs hohem Schlosse blickt sie hinab zum Rhein:
Wer mag im Knappentrosse der wunde Ritter sein?

Der Knappen frohe Weise ist all verhallt, verstummt;
Sie naht sich zitternd leise: »Wer ist's den ihr vermummt?«
Adolphen sieht die Gute jetzt starr und todesblaß,
Von rothem Herzensblute Gewand und Panzer naß.

Die starken Riesenglieder drückt kalte Todsgewalt,
Für Thaten und für Lieder ist's Heldenherz jetzt kalt;
Die Treue ward gebrochen auf dem Turnier zu Neuß —
Wohl ward dort wild gestochen, das Herzblut war der Preis.

Aus Spiel war Ernst geworden und Helden kühn und stark
Die huben an zu morden: von Berg und von der Mark,
Und Lotz — drei stolze Grafen und vierzig Ritter kühn
Viel Todeswunden trafen und sanken blutend hin.

Dazu dreihundert Knappen dort fanden ihren Tod,
Es färbte manchen Rappen und manchen Parzer roth!

Drob flossen heiße Zähren aus Augen hell und blau,
Zu Schmerz mußt sich verkehren die Wonne mancher Frau.

Im Altenberger Dome, den Adolph jüngst erbaut,
Stöhnt zu dem Thränenstrome die Klage bang und laut;
Man sah ihn dort bestatten mit Spornen, Schild und Schwert,
Der Gattinn Sorgen hatten sich nur zu bald bewährt.

»»O traue keiner Treue, die Kampf und Sühne flicht:
»»Der alte Haß aufs neue bald lockre Freundschaft bricht!««
Es war ein böses Stechen, das Herzblut war der Preis,
Noch lange wird man sprechen von dem Turnier zu Neuß!

Anmerk. Adolph VI., Sohn der Erbgräfinn Irmgard von Berg und des Herzogs Heinrich von Limburg war geboren in Jahre 1217 und seit 1244 Graf von Berg. Seine hohe Gestalt gab ihm den Beinamen der Lange, so wie er wegen seiner vielen Fehden der Kriegerische geheißen wird. Durch seine Vermälung mit Margaretha von Hochsteden, der Schwester des Erzbischofs Conrad von Cöln ward er in das Interesse des Letztern gegen die Reichsstadt und die westphälischen ihr verbündeten Fürsten verwickelt, was ihm viele Fehden brachte, die er, ein gewaltiger Krieger, siegreich ausfocht. Doch auf dem Turnier der rheinischen Ritterschaft zu Neuß am 23. April 1257 erweckte Adolph durch einen furchtbaren Hieb, mit dem er das Schlachtroß des Grafen Eberhards von der Mark der beiden Vorderfüße beraubte, den alten Haß; alle Anwesenden nahmen Parthei, ein schreckliches Gemetzel begann und Adolph mit den Grafen von Mark und Lotz nebst 36 Ritter und über 300 Knechte waren das Opfer des Tumultes. Er liegt in der Altenberger Klosterkirche, die er (1255) erbauete, im Herzogchore begraben. Seine Wittwe starb erst 1314 als Gräfinn Hoikeshoven in einem Alter von mehr als 100 Jahren. —

IV.

Die Saat.

(Eine wahre Begebenheit aus dem 17. Jahrhundert.)

Und mag Jemand noch so pfiffig sein, noch so gewandt, Andere zu überlisten, so wird ihm doch auch wohl mitunter ein Näschen gedrehet, wo er's am wenigsten vermuthet, und dies beschämt und ärgert um desto mehr, je zierliches es gedreht ist und je weniger es vorgeschauet wurde.

Da waren die Mönche zu Dünnwald gar pfiffige Herren. Sie wohnten im Gotteshause und beteten fleißig; aber das Beten allein machte sie nicht reich: sie wußten etwas zu gewinnen mit alten Schriften. So zeigten sie auch einmal dem Junker Hall zu Schlebusch ein Pergament, das sah so beschmutzt aus, als hätte der Schornsteinfeger den Rauchfang der Klosterküche damit ausgekratzt, und drinnen lasen sie, daß wohl hundert Morgen von des Junkers Lande dem Kloster eigenthümlich zugehörten, sonder Gefährde und Schaden. Das wollte dem einfachen biedern Junker durchaus nicht einleuchten, und er meinte: das Land, welches seine Vorfahren im freien Besitz gehabt, von welchem er zeitlebens die Früchte gezogen, könne wohl keinem Andern zugehören, als gerade ihm. Da gab's Wortstreit und Zank. Die Mönche droheten mit dem Banne, der Junker drohete mit der Faust und schwur zuzuschlagen. Der Handel kam vor's Gericht, und vor den versammelte Schöffen wiederholten die Mönche, in beschmutztem Pergamente blätternd, ihre Ansprüche, der Junker sein Recht; die Sache wurde immer verwickelter. Endlich sprach der Hall des Haders müde: »So wollt' ich denn, daß die vertrackte Geschichte gütlich verglichen werden könnte, und möchte des widrigen Geschreies halber wohl das Land dran geben, wenn mir die heilige Genossenschaft nur noch eine Saat zugestehen wollte.« Da schmunzelten die

Mönche und schlugen ein. Der Vergleich wurde von den Schöffen verbrieft, von den Partheien beschworen und Alle gingen, höchst zufrieden, auseinander. Das währte vom Christfest bis zur Hagelfeier, an welchem Festtage es in jener Zeit gebräuchlich war, die Felder mit Kreuz und Fahne in Prozession zu besuchen, und um Gedeihen der Saaten zu flehen. Nun waren die Mönche neugierg, einmal zuzusehen, was denn der Junker von Schlebusch auf den strittigen Acker gesäet habe, und wie es auf dem bald zu erlangenden Acker sprosse? Dort waren gelb und grüne Blättchen aufgegangen, gelb und grün, zart gerandet, in schönen Bogen ausgeschnitten. Das sah nicht aus wie Roggen, war kein Weizen noch Heidekorn, es war — o Schrecken! — Eichelsaat! Da kratzten sich die Mönchlein hinterm Ohr und meinten: es thue ihnen kein Zahn mehr weh, eh' diese Saat geschnitten worden und schrieen über Unrecht, Betrug, Kirchenraub und Gewalt; allein der biedere Hall legte den frischgeschriebenen Vergleich neben das alte Mönchspergament und die Herrn mußten sich gefangen geben. Die Eicheln aber wuchsen gar lustig heran. Nach zwanzig Jahren sah man dort den Junker schon im Schatten nach Rehen jagen. Noch erlebt' er's, daß dort zum Lohschälen die Axt aufräumte. Als aber die Eichen über das Klosterdach schaueten, da sahen sie auf grüne Gräber, drinnen Abt und Mönche längst in Ruhe lagen, und als die graue Rinde der hohen Stämme borst und sich verkrustete, da schüttelten die gewaltigen Baumkronen ihre verfalbte Blätter auf die Ruinen des Klosterzwingers herab.

V.

Wer hat den besten Edelstein Wohl auf und ab am ganzen Rhein?

(Eine bergische Volkssage aus dem 13. Jahrhundert, nach dem Volksmunde erzält.)

Zu Bonn in seinem Schloß am Rhein
Saß Cuno von dem Falkenstein,
Ein kühner Graf gar hochgeboren,
Zum Erzbischof von Cöln erkoren;
Rings um ihn her in heller Pracht
All der Vasallen stolze Macht!
Wohl kamen dort zum frohen Feste
Des Erzbischofs viel edle Gäste.

Auch Dietrich von dem Drachenstein
Fand in der Fürstenkreis sich ein,
Sein Spann mit Cuno war gesühnet
Und beider Freundschaft blüht und grünet.
Der Wein entflammte Wirth und Gast
Zu manchem freudigem Toast,
Gar zierlich nippten prunke Damen
Und sprachen auch ihr züchtig Amen.

Der Meistersänger trat hervor,
Entzückend aller Gäste Ohr
Mit alter guten Zeiten Kunde;
Der Helden Lob entfloß dem Munde:
Die Ritter schauten freudig auf
Und ihrer Thaten kühnen Lauf
Mocht man von ihnen selbst erfahren
Sie lebten da in wilden Jahren!

Die Eitelkeit der Damen drauf,
Die brachte andere Dinge auf:
Da härte man von Perlenkränzen,
Son Seid' und Sammt', von Pracht und Glänzen.
Da flog das Wort hin durch die Reihn:
»Zeigt her mir euren Edelstein!

»Der eure prangt in hellem Scheine;
»Doch schaut, viel edler ist der Meine!«

Da zeigt sich manche zarte Hand
Viel schöner als ihr Diamant;
Die Ritter eilten auch zur Wette,
Wer wohl der Steine besten hätte.
Gar manche Kette, farbenbunt,
Gar mancher Schwertknauf ging da rund,
Drin sah man Wappenzeichen weben,
Des Schreibens sich zu überheben.

Doch was auch dorten schönes lacht,
Was sich gezeigt von seltner Pracht;
Der Reichthum Aller schien gar geringe
Vor des Erzbischofs Siegelringe.
Herr Diether von dem Drachenstein
Am Fenster stand, schaut über'n Rhein;
Da hört' er Damen schalkhaft sagen:
»Der darf zur Wette sich nicht wagen!«

Mit Ernst dreht sich der Ritter um
Und spricht: »»Gern ließ ich euch den Ruhm,
»»Doch wollt' ich meinen Ring euch reichen,
»»Wär keiner da ihm zu vergleichen!««
Voll Neugier trat man da herzu —
Er zeigt den Ring in guter Ruh,
Und Spott und Lachen hört man keifen
Ob grauem Stein in goldnem Reifen.

»Ei Ritter«, sprach der Bischof da:
»Mir däucht, mit solchem Stoffe sah
»Ich heute schwerbelad'ne Karren
»Vorüber auf dem Heerweg knarren!
»Wo Kampfeswut verbreitet ist,
»Mit eurem Schwert sich keines mißt,
»Doch habt Ihr uns vor allen Gästen
»Mit eurem blinden Stein zum besten!«

Doch Dietrich drauf: »Der Drachenstein,
»»Die stärkste Burg am ganzen Rhein,
»»Die dort Ihr hoch im Glanze schauet,

»»Sie ist aus diesem Stein gebauet!
»»Vor Sonn und Regen gibt er Schutz,
»»Er bietet Sturm und Wetter Trutz;
»»Des Winters Frost, des Sommers Glühen
»»Sich gegen ihn vergeblich mühen!

»»Nicht schützt Euch Euer Diamant
»»Wie dieser Stein vor Feindeshand;
»»Wer ist so stark, so kühn gesinnet,
»»Daß er den grauen Stein gewinnet?
»»Nicht Heldenblut, nicht Goldesglanz
»»Kauft ihn; er trotzt dem Waffentanz;
»»Manch helles Schwert, das jetzt verrostet,
»»Hat schon der theure Stein gekostet!««

Er sprach's und zeigte stolz dahin,
Wo in der Abendsonne Glühn
Hoch über'n Rhein und seine Auen
Der starken Felsburg Thürme schauen.
Dort aus der Reben grünem Kranz
Stieg auf der steilen Mauern Glanz
Hoch überm glatten Silberstrome
Gleich einem goldnen Stralendome

Der Fenster lichte Flammenflut
Stralt höher als Karfunkelglut;
Als schon im Dunkel rings die Thale
Brannt noch das Schloß in hellem Strale.
Kein Auge sich vom Anblick wandt,
Bis ganz das Abendgold verschwand;
Da sah man aber glutbegossen
Die stummgeword'nen Spottgenossen.

Die Schaam in jedem Busen stieg,
Das Flüstern und das Zischen schwieg;
Wie barg man Spangen schnell und Ringe,
Wie ward ihr Werth so plötzlich gringe!
Der Erzbischof die Segel strich
Und schaut kleinmütig unter sich.
Er kannte wohl von allen Gästen
Den Werth des Drachenstein's am besten!

VI.

Der Strunderbach.

(Eine Volkssage aus dem 15. Jahrhundert.)

Unbeträchtlich ist die Flut, welche der klare Strunderbach bei Mühlheim dem Rheine zuführt; sein ganzer Lauf mißt nur wenig über zwei Stunden; allein wenige Flüsse, die große Landschaften durchströmen und sich nicht, wie er, von einem Knaben überhüpfen lassen, mögen so viel Vortheil zuwenden. Nicht blos nährt der Bach eine Menge schmackhafter Forellen und tränkt, durch Schleusen und Flößgraben verleitet, die schönsten üppigsten Wiesen der Gemeinden Gladbach und Merheim: über fünfzig Getriebe werden von ihm in Bewegung gesetzt: Getreide-, Oel-, Holz-, Pulver- und Papier-Mühlen, Wollspinnereien und Farbstoff-Fabriken. Jede Mühle hört zwei andere ämsig rauschen, und da noch, wo er eben das Land verlassen will, fließt der Bach zahlreichen Gerbereien. Seinen Namen hat er von dem Rittergute und ehemal. Deutschordenshause Strunden, auch Herrstrunden, 1 Stunde oberhalb Gladbach gelegen. Dort sieht man die auffallend starke Quelle aus tiefem, von hohen Bergen überschauetem Thale hervorsprudeln, und gleich nach ihrem Ursprunge setzt sie schon eine Mühle in Bewegung. Doch diese Quelle und seinen heutigen Namen hatte der Bach vorzeiten nicht. Er entsprang einst um eine gute Viertelstunde höher auf einem Wiesenabhange des Gehöftes, das jetzt die Spitze heißt, und die Quelle nannte man den Asenborn, weil sie den Asen, d. i. den Obergöttern der heidnischen Germanen, unsrer frühen Voreltern, geheiligt war. Das Christenthum, welches sich im 8. Jahrhundert über ganz Berg segnend verbreitete, nahm dem Asenborn seine Wunderkraft und ehemalige Bedeutung, doch floß er noch wie früher so stark und trieb gleich unterhalb der Spitze eine Fruchtmühle. Dies blieb bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, als

sich ein Schwarm niegesehener seltsamer Menschenkinder in Deutschland niederließ und es in Horden durchzog. Es waren dies die Zigeuner (d. h. wandernde Gauner), bei den Landleuten durchgängig bekannt unter dem Namen der Heiden, der kleinen Heiden, oder der Heizemännchen, welcher letztere Name jedoch auch den Bergkobolden zu Theil ward. Diese Heiden waren von gräulichem Aussehen. Zwerghaft, von kaum 4 Schuh hohem Wuchse, waren sie in die erbärmlichsten Lumpen gehüllet, welche oft gar abentheuerlichen Zuschnitt trugen, und bei Männlein und Weiblein fast gleich waren. Kinder gingen beinahe ganz nackt. Ihre Hautfarbe war braun, wie die Kruste des Roggenbrodes, ihr Antlitz trug seltsam verzerrete Züge, die eher einem Affen als einem christlichen Menschen zu gehören schienen. Eine lange spitzige Nase, ein hervorstehendes Kinn, tiefliegende Augen mit grauem stechenden Glanze, hohe Backenknochen, hohle Wangen, dicke Lippen, hinter welchen hellweiße Zähne glänzten, eine gedrückte, reichfaltige Stirn, und schwarze starke Brauen, kohlschwarzes wolliges Haupthaar — zeugten wenigstens von ferner Herkunft. Sie gingen nie in die Kirche und verehrten weder die Muttergottes noch Gott und seine Gebote, sondern sie waren wirkliche Heiden, die allerlei böse Geister anbeteten und seltsame Teufelskünste trieben. Auch die weltlichen Gesetze des Landes übertraten sie ohne Scheu, und blos die Furcht vor Strafe scheuchte sie von den schwärzesten Verbrechen zurück.

Unter sich lebten sie in Eintracht, und jede Horde hatte ihren Hauptmann, dem sie in Allem unterthänig war, und der Gesetze und Befehle gab. Sie hielten sich meistens in Wäldern auf, in Höhlen oder schnellgebauten Hütten, sie schliefen auf dem harten Boden, und nährten sich von Kräutern, die sie wildwachsend fanden, und Thieren, die sie erjagten, worunter aber auch Eulen, Katzen, Iltisse und andere, deren Fleisch Christen für ungenießbar und ekelhaft halten. Auch führten sie einiges Rindvieh mit sich, welches sie in den Wäldern weiden ließen, und hatten sie eine Gegend von Nahrungsmitteln entblößet, so zogen sie

weiter. Dann ritt ihr Hauptmann voraus auf einem kleinen Pferde, das er irgendwo gestohlen; die Männer schritten mit Säbel und Piken bewaffnet hinter ihm her, und die Frauen trugen ihre kleinen Kinder in einem Tragkorbe auf dem Rücken. Hausrath beschwerte sie nicht, geringe waren ihre Habseligkeiten. Doch verkehrten sie viel mit abergläubigen Menschen, wahrsagten, stifteten Hader zum Schaden derer, die ihnen nicht gaben, um was sie bettelten. Im listigen Diebstahl hatten sie Meisterschaft erlangt und nicht selten raubten sie auch Christenkinder. Mit abentheuerlichen Zeichen, die sie an Mützen und Gürteln trugen, köderten sie den Aberglauben und brandschatzten ihn. Weil ihrer gar zu viele waren und ihr elender Zustand Mitleiden erregte, ließ man sie ungehemmt das Land durchziehen. — Es giengen sonderbare Sagen von ihrer Herkunft um. Einige meinten, sie seien in den afrikanischen Sandwüsten aus dem Umgange der Teufel mit Gothenweibern entsprossen; Andere glaubten, sie stammten von Affen und Menschen; jedoch länderkundige Gelehrte sagten: es seien Kinder Egyptens und durch einen wunderbaren Rathschluß Gottes, dessen Ziel nur dem Himmel bekannt blieb, zum Wandern angetrieben worden, so daß sie das ganze Abendland überschwemmten.

Einst wohnte eine Horde dieses ekeln Zwergenvolkes in einem Walde unfern der Spitze, wo der Bach, von dem hier die Rede ist, vorbei floß. In tiefer Thalschlucht zeigt man dort eine wundersam gestaltete Höhle, wo ihre Wohnung war und von der großen Anzahl und dem unheimlichen Treiben der Heiden gehen noch jetzt die sonderbarsten Mährlein rund. Viele Landleute liefen den Heiden zu, ließen für Geld und Lebensmittel sich wahrsagen, allerlei Heilgetränk bereiten und auf manche Weise betrügen. Es ging die Sage, daß dieses Zwergenvolk Ungewitter hemmen und machen, ja sogar die heftigste Feuersbrunst so besprechen könnte, daß die Flamme plötzlich auslösche. Deshalb denn mochten sie wohl manches Geschenk erwerben, und wenn sie ihr Vieh auch zum Schaden der Landleute in deren Gärten trieben, oder sonst stahlen. so zagten

diese doch, ihnen zu wehren. Da sind aber die Müller; die wollen immer klüger sein, als andere Leute, und weil man ihnen hinsichtlich des Molterns auch oft nicht viel Gutes nachsagt, so mag man denn dafür halten, daß ein Schelm dem andern leichter in die Karte schauet. So war es auch mit dem Müller an der Spitze. Der schimpfte beständig auf die Zigeuner wie auch auf die Leute, die ihnen etwas gaben oder nachließen, und er sagte: »Das Heidenvolk ist ein lausiger Bettlerhaufen, es treibt eitel Trügerei, kann mit Teufelsmacht nicht mehr, als Christenleute durch den Namen Gottes; verflucht sei der Heller oder die Brodkrume, so diesen Schuften dargereicht wird — ich werde ihnen nichts geben, und treiben sie mir ihre Kühe zum Schaden auf meine Aecker, so schieß' ich das Vieh zusammen, so wahr mir Gott helfen mögen, und dann will ich sehen, was mir das Heidenpack dagegen anthut!« So sprach der Spitzenmüller, und wenn ihm die Nachbaren sagten: »Das laßt nur bleiben, Gevatter, denn das Heidenpack, wenn es Euch gram wird, könnte wohl Euren Stall beheren, oder die Mühlräder festmachen, und dergl.«, so lachte der Müller laut auf, nannte diese Befürchtungen dummen Aberglauben und verschwor sich, daß den Warnenden sich die Haare sträubten und sie den Müller schon zu beklagen anfingen.

Dies vernahmen die Heiden und sandten ein Heidenweib mit einer braunen Kuh hinab, daß sie diese in des Müllers Garten sollte weiden lassen. Kaum hatte der Müller die Kuh in seinem Kohlstücke gewahrt, als er mit Haß das Fenster aufriß und gar zornig hinüberrief: »Du rothäugiges, spindelbeiniges, tiefnasiges, graurunzeliges, zitteriges, höckriges, dürres — Hexenweib, gleich treibe dein Satansvieh hinweg, sonst schieß' ich es nieder und prügele dich zähe, verschrumpfte, ausgetrocknete Zwerginn, wie man den Stockfisch zerbläut.« Schon ergriff er die Flinte und legte an, aber das Heidenweib kreischte mit heiserer Stimme in Wuthgeberden:

„Wirst mein braun Kühlein du verwunden,
So soll dein Mühlbach quellen zu Herrstrunden."
(„Schühß du mir dhut ming Köhchen, dat brung,
Su sall dä Bahch dir sprengen zo Herrstrung.")

Dann lachte sie und kicherte; aber der Müller ließ sich nicht einschüchtern; immer zorniger werdend, drückte er los, und paff! da lag die Kuh mitten durch den Leib geschossen. »Nun ist das Lachen an mir!« rief der Müller, durch die Dampfwolken den richtigen Schuß gewahrend. »Das wird sich zeigen!« keifte das Weib und lief an den Bach herab. Dort schnitt sie ein Weibenstäbchen, schälte die Rinde ab, strickte ein Hexenband darum und murmelte zwischen den Zähnen, während sie das Stäbchen in den Bach warf:

„Stocke, stocke, Asenborn,
„Dich verwünscht der Heidenzorn!
„Quelle, quelle tief im Thal
„Wieder an den Sonnenstral;
„Sprudle durch des Teufels Macht
„Zu Herrstrunden aus der Nacht!

Dazu machte sie so seltsame Geberden und ihr Gesicht verzog und verzerrete sich dergestalt, daß es dem Müller doch ernstlich bange wurde und es ihn mit Hühnerhaut überlief. Er mochte das Weib nicht länger ansehen, und da eben der Mühlstein geklappert hatte, als wenn keine Frucht mehr aufgeschüttet gewesen, so lief er in die Mühle; aber wie erschrack er, als dort Alles plötzlich stille wurde und Rad und Getriebe ruhig, wie festgebannet war. Er zog an der Schleusenstange; allein die Schleuse war offen und kein Tröpflein Wassers floß herab. Da lief er hinaus an den Damm: O Schrecken! der Bach war trocken; auch kein Steinchen war mehr naß und es regte sich dort nichts, als die bunten Forellen, welche vergeblich nach ihrem Elemente umhertanzten. Da ergriff der zornige Müller seine Axt und lief hinaus in den Wald, die Zigeuner alle zu erschlagen, wo er sie antreffe; aber alle waren sie fort und Niemand wußte zu sagen, wo sie geblieben, noch wie sie entkommen. Später vernahm man, daß eine große Anzahl Zwerge um jene Zeit mit der fliegenden Brücke zu Mühlheim auf das jenseitige Rheinufer übergesetzt sei. Es scheint da-

mals die ganze Sippschaft das bergische Land verlassen zu haben, denn es waren ihrer so viele, daß man zum Zälen keine Zeit hatte, und man sagt nur zur etwaigen Bestimmung ihrer Anzahl, daß an der Brücke jedes Männlein einen Heller in einen Meßscheffel gelegt und diesen so gefüllt habe. Auch sollen die Zwerge zu den Schiffleuten gesagt haben; sie nähmen die gute Zeit jetzt aus dem Bergischen Lande mit auf die andere Rheinseite, und wirklich schienen dies die folgenden Jahrzehende zu bewahrheiten. Mit dem Spitzenmüller war der Anfang gemacht. Der überkluge Mann hätte den Heiden jetzt wohl große Summen geboten, wenn sie die Quelle wieder fließend gemacht hätten; allein es war zu spät, und die Exorcismen der herbei gerufenen Mönche beschworen auch keinen Wassertropfen herauf. Man lauschte hinfort vergeblich nach dem Brausen des Baches und auf das Geklapper des Mahlwerkes; jedoch drunten im tiefern Thale, nahe bei dem Deutschherrenhause Strunden, quoll der Bach, von Heidenkunst und Teufelsmacht abgeleitet, klar und stark hervor, wie es heute noch dort zu schauen ist. Lange noch sah man die Mühlräder der Spitzenmühle über trockenen begrünnten Graben; viele Leute liefen dorthin, das Wunder anzustaunen. Doch jetzt ist jene Mühle in ein Wohnhaus verwandelt und daneben erhebt sich eine dem heil. Jakob geweihte Waldkapelle, wohin fromme Leute wallfahrten, für's Heil Sterbender zu flehen, wobei sie die Ueberzeugung haben, daß sich das Loos der Todtkranken, für welche dort gefleheet wird, innerhalb dreier Tage entweder zum Grabe oder zur Wiedergenesung entscheiden müsse. So haftet dort noch immer Wundersames. — Weil einst das Bächlein alle Haushaltungen mit Wasser besorgte, so hatte man zu Spitze keine Brunnen, und fing nach dem Verschwinden des Baches an, welche zu graben; allein da gewahrte man erst die gewaltige Macht der Verwünschungen; denn obgleich man auch tief grub, so tief als das Thal, ja tiefer noch als die Quelle zu Strunden, so konnte man doch kein Wasser erreichen, und kann es nicht bis auf den heutigen Tag, obwohl sich tüchtige Brunnenmeister in jedem

Jahrzehend dort sehen ließen und sich hoch und theuer vermaßen, dem Weiler Wasser zu verschaffen. — Noch immer ist es nicht gelungen und wird nimmer gelingen, so lange der Strunderbach seine Quelle nicht ändert. Die Zigeuner- oder Zwergenhöhle bei Herrstrunden aber ist noch immer sichtbar und soll nach der Sage über eine Viertelstunde durch die Eingeweide des Berges führen, wo sich noch Spuren und Geräthe der ehemaligen Bewohner befänden. Doch wenn sich auch jetzo Niemand mehr erkühnen mag, die unheimliche Nacht der Bergklüfte zu untersuchen, so bleibt der Eingang der Höhle bei Strunden doch als ein ehemaliger Korallenriff voll seltener Versteinerungen, auch ohne jene Sagen, eine dem Naturfreunde und Forscher höchst beachtungswerthe Erscheinung. —

VII.

Der Neuenberg bei Lindlar.

Geschichte und Sage aus dem 12. und 15. Jahrhundert.

Zu Lindlar in den Bergen gewinnt man guten Stein,
Dort fördert man zu Tage der Erde fest Gebein,
Dem Eisen und dem Feuer der harte Felsen weicht; —
Einst stand ein Stein zu Lindlar, den brach man nicht so leicht!

Jetzt dringen tausend Arme dort in der Erde Nacht,
Sie bilden ew'ge Dielen und stolzer Giebel Pracht,
Und Lindlar wirbt uud winnet vom Felsen reiches Gut; —
Einst stand ein Stein zu Lindlar, der kostet Stahl und Blut.

Saht ihr auf Felsenstirne der Riesenmauern Kranz,
So mögt ihr freilich ahnen des Schlosses frühern Glanz;
Saht ihr in ferne Zeiten, so scheint euch nur ein Zwerg
Das höchste Haus der Städte vor diesem Neuenberg.
Der Neuenberg bei Lindlar, der war ein fester Stein,
Dran brach man manch Jahrhundert, und drang doch nicht hinein.

Gar mancher kund'ge Steinmetz sein starkes Eisen brach,
Gar mancher ließ sein Leben — kein Steinchen rollt darnach.

Man sprengt mit raschen Rossen und reis'gem Zug daher,
Schliff ellenlange Eisen und wetzte harte Wehr;
Doch wurden nur vom Blute die glatten Mauern feucht:
Den Neuenberg bei Lindlar gewann man nicht so leicht!
Er war ein tücht'ger Meister, der diesen Stein erbaut,
Graf Engelbert vom Berge, mit solcher Kunst vertraut;
Der thürmte Fels auf Felsen in weitem Ring' empor
Und grub die tiefen Graben und wölbt das hohe Thor.

Doch ließ der kund'ge Meister es nicht beim todten Stein,
Er hauchte frisches Leben den schroffen Mauern ein:
Da späht von hohen Warten der Thürmer fern ins Land,
Da glänzet auf den Zinnen die Wehr in starker Hand.
Es tönt ein fröhlich Leben hoch auf dem stolzen Schloß,
Wenn frohe Siegesfeste vereinen Herrn und Troß.
Es war kein traur'ger Kobold, der in dem Stein gehaus't,
Nicht waren's scheue Gnomen, die jubelnd ihn durchbraust.

Es war ein Graf so wacker, so bieder, fromm und gut,
Es waren treue Ritter und Knappen wohlgemut.
Hei! wie da tönt die Harfe, wie da der Rheinwein rann,
Als Engelbert vom Berge die Hausfrau dort gewann!
Schön Margareth von Geldern, sie war die holde Braut,
Die wurde Engelberten dem Helden angetraut;
Jedoch wie friedlich damals sich auch die Burg erschloß,
Nach Blut der Reben röthet sie Blut von manchem Troß.

Denn Engelbert vom Berge war nicht der Ruh gewohnt:
Nicht ist's ein Festgepränge was Helden reich belohnt
Mit Nachruhm und mit Ehren — nein! kühner Männer Mühn
Hört man in Liedern schallen, die unser Herz durchglühn.
Wohl tobten grimme Feinde rings um das Grafenhaus,
Doch stürmt, sie zu verderben Herr Engelbert hinaus,
Der Heldenthaten viele von seiner Hand geschahn,
Da sah man Feinde fliehen und fällen dort und fah'n.

Die Schaar des Arensbergers zerstob wie Spreu im Wind,
Den schlug der Graf bei Lindlar, da schlug er gar nicht lind;
Der wilde Elberfelder, wie schnell flog er daher,

Als Engelbert erhoben den schweren Todesspeer!
Und seinem Kaiser zeigte der Held so feste Treu,
Heinrich den Löwen hetzte der Berge kühner Leu;
Die Wenden und die Ungarn sie waren schlimm bedacht,
Als Engelbert gezogen mit Friedrichs Heeresmacht.

Die Welschen und die Griechen, die Sarazenen auch,
Sie lernten von dem Grafen, was in den Bergen Brauch:
Denn über Berg' und Ströme, fern über's wilde Meer
Zog mit den Kreuzesstreitern Graf Engelbert daher.
Auch heut der Ruhm der Berge das fernste Land durchdringt,
Wenn fleiß'ger Hände Arbeit der Kaufmann werbend bringt;
Doch ist es Brief und Siegel, was Stadt und Burg erschließt,
Doch ist's ein friedlich Grüßen, was berg'sche Waffen grüßt.

Graf Engelbert der Kühne zog nur durch Feindesland,
Als Talismann hoch stralte das Schwert in starker Hand:
Dies war ein starker Dietrich, der manches Thor erschloß,
Er war ein treuer Führer, wo heißer Blutquell floß.
Durch Schwerter, Schild und Lanzen brach er sich breite Bahn,
Es blitzte hellen Haufen im Schlachtgewühl voran.
Wohl hat der alte Rothbart es freudig dort belobt,
Als sich's zu Deutschlands Ehre für's heil'ge Grab erprobt.

Viel waren dort der Helden, die kühn zu Christi Ruhm
Das Kreuz und Waffen trugen in frommem Heldenthum;
Doch manchem Kreuzesritter der Tag der Heimkehr schwand,
Auch Engelbert uud Friedrich ruhn beid' im heil'gen Sand.
Längst war der Graf begraben, der Neuenberg erbaut,
Längst war sein Stahl verrostet, den es im Glanz geschaut;
Doch mangelt es an Helden im Land der Berge nicht,
Von denen Lieder singen und manche Sage spricht.

Es öffnete die Feste noch oft das hohe Thor,
Zu Sieg und Ehren stürmten die Tapfern dort hervor;
Oft rannt ein Feind des Landes sich seine Stirne wund,
Wenn er im Uebermute den Sturm allda begunnt.
Und manche frohe Feier verbreitet Licht und Klang,
Wenn in den Liedern strömte der Herzen Freudenklang;

Da prangten in den Hallen gleich Blumen edle Frau'n,
Da waren wackre Helden bei dem Gelag zu schau'n.

Oft floh dann stille Liebe den wilden Lärm des Saals,
Viel froher trauter Worte, als dort des lauten Mahls;
Oft lugt im Thau des Morgens ein Aug' sich thränentrüb
Vom Erker in die Thale zu spähen nach dem Lieb,
Und schnell wie heiße Sehnsucht, die's trägt, so fliegt das Roß
Dem holden Blick entgegen zum hohen Felsenschloß.
Doch ach! vergeblich schmachtet die treue Lieb' auch oft,
Wenn Trauerbotschaft nahet statt dessen, den sie hofft.

Schaut dann vor Gnadenbildern die Braut, die Gattin knie'n,
Wenn schwarzumflorten Reihen zur Grabeshalle ziehn
Nicht ward die Burgkapelle zur Trauung nur gebaut,
Auch dumpfe Todtensänge durchschollen oft sie laut.
Es wechseln Wonn' und Leiden gleich Sonn' und Wolkennacht,
Es mäht der Tod das Leben wie Winter Waldespracht;
Wie Laub von Bäumen rauschet und neues sprießt hervor,
So tauchen die Geschlechter hinunter und empor.

Bevor dem Neuenberge ein trüb Geschick gedroht,
Sah er viel Licht und Leben, er sah auch Nacht und Tod.
Wohl war die Feste Zeuge von manchem frohen Spiel,
Viel Ehr hat sie gekrönet, sah auch des Bösen viel. —
Dort auf der Felsenecke ragt ein zerborst'ner Thurm,
Dran pfeift so hohl und schaurig des Himmels wilder Sturm;
Doch schauriger einst klagte tiefinnen dort ein Ton:
Das kam vom alten Herzog, der fluchte seinem Sohn.

Der alte Herzog Wilhelm nicht ärndtet hohen Ruhm,
Sein Sohn, der junge Adolph stralt hoch im Heldenthum;
Was Wilhelm feig verloren, bracht' Adolph wieder ein,
Er tauschte Schmach und Schande mit hohem Ruhmesschein.
Doch seinen Ruhm bemakelt der rasche Siegesheld,
Da er den Vater bindet, mit Wächtern ihn umstellt:
Des Herrschens selber gierig erträgt ers länger nicht,
Das jener als Gebieter und Herzog zu ihm spricht.

Von Schmeichlerschaar verführt, die leicht dem Ehrgeiz
naht,
Vollbringt er gottvergessen die arge Frevelthat.
Glänzt nach der Schmach des Vaters auch hoch des
Sohnes Ehr';
Wohl zwischen Sohn und Vater da gilt der Vater mehr.
Wie klein der Vater immer, wie groß auch sei der Sohn —
Den alten Vater ehren, das bringet Ehr und Lohn!
Doch wer den Vater schmähet, der ärndtet größ're Schmach
Und wer den Vater richtet, den Stab sich selber brach!

Es ward das Land empöret, und Strafe schrie das Reich,
Es schreckten Acht und Bannstral der Jugend Wangen
bleich;
Doch als auch schon gesühnet die schlimme Fehde war
Ward eines Gottes Zürnen am jungen Adolph klar.
Ihn floh des Friedens Segen, den Fehden und dem Streit
War all sein Thun und Denken, all seine Kraft geweiht.
Zwar siegt' in vielen Schlachten der kühne tapfre Held,
Doch jahrelange Mühe in einer Nacht zerschellt.

Die Thaten sind verschollen, und was noch klingt davon,
Das singt man hohl und heiser vom ungerath'nen Sohn;
Die Feste, wo in Banden der greise Herzog grollt,
Hat Vaterfluch getroffen, sie ist in Schutt zerrollt.
Die Mauern sind geborsten, die Thürme liegen tief,
Doch kreischen nur die Eulen, wo einst der Wächter rief;
Zerbröckelt ist der Zwinger darin der Herzog saß,
Rings sprossen Kraut und Stauden, doch dort kein
Hälmchen Gras.

Allnächtlich (geht die Sage) sieht man dort ein Gespenst
Mit gramdurchfurchtem Antlitz von Silberhaar umglänzt,
Und Ketten an den Händen, die schüttelt er so laut
Und seufzet; wer's gehöret, den hat es tief gegraut.
Auch von verborg'nen Schätzen geht eine Sage rund;
Drum gruben Goldbegier'ge tief auf der Trümmer Grund,
Doch hat man nichts gefunden, als Schutt und Stein auf
Stein,
Dazwischen morsche Scherben und moderndes Gebein.

Wohl ist ein Thor zu nennen, der dort nach Schätzen gräbt:
Der Schatz, der dort vergraben, kein Sterblicher erhebt,

Er ist von finstern Mächten auf ewig tief gebannt,
Es ist die starke Feste, einst Stolz von unserm Land;
Es sind die heitern Freuden, die herrlich dort erblüht,
Es ist der Ruhm der Helden, der dort so hoch erglüht —
Dies alles ist versunken zur Huth von Drach' und Zwerg
Und kein Beschwörer bannet herauf den Neuenberg.

Anm. Die Feste Neuenberg, deren gewaltige Ruinen noch jetzo von früherer Bedeutendheit zeugen, unweit Lindlar auf hohem Bergkegel, wurde von dem Grafen Engelbert von Berg um die Mitte des XII. Jahrhunderts aufgeführet. Damals war sie die schönste und stärkste Burg des Landes. Engelbert hielt dort im Jahre 1163 Hochzeit mit Margaretha, der Tochter des Grafen Heinrich von Geldern, Mutter des heil. Engelberts. Oft bewohnte Engelbert, wie seine Nachfolger, die Burg. War er nicht daheim, so befehligte sie der von ihm ernannte Burggraf. Auf Neuenberg rüstete Engelbert manchen Kriegszug; er war ein gewaltiger Mann, der in vielen eignen Fehden und unter Kaiser Friedrich I. in Italien und Palästina rühmlichst focht. Auch seine Siege über den Grafen von Arensberg und den Ritter von Elberfeld, seine dem Kaiser geleistete Hülfe gegen die Slaven, Wenden und Ungarn, sowie gegen den geächteten Heinrich den Löwen von Braunschweig, sind in der Landesgeschichte bekannt. — Neuenberg hielt viele Belagerungen aus, bis es im Jahre 1399 vom Grafen von Lotz erobert und dem Herzoge Wilhelm I. von Berg abgenommen wurde. Dessen heldenmüthiger Sohn Adolph aber schlug die Feinde, die den Vater bedrängt hatten und gewann auch dies Schloß wieder. Im Jahre 1403 aber empörte er sich herrschbegierig gegen den Vater, hielt ihn auf Neuenberg gefangen und machte sich zum Herrn des Landes. Deshalb sprach Kaiser Ruprecht die Reichsacht über ihn aus, die aber nach Befreiung des Vaters durch Ritter Heinrich von Ahr und durch Vermittlung anderer Fürsten im Jahre 1405 aufgehoben wurde. Adolphs thatenreiches Leben, in dem sich aber der Vaterfluch zu deutlich prägt, wird in einem spätern dieser Hefte dargestellt werden. Der Neuenberg, zuletzt durch die Schweden unter Loyson (1640) zerstört, wurde seit der dortigen Einkerkerung des Herzogs von den Landesregenten nicht mehr bewohnt.

VIII.

Die eitle Bettel von Thumbach.

(Bergisches Volksmährchen aus dem 13. Jahrhundert.)

Mit Recht hat man seit langer Zeit gegen die Macht des Aberglaubens geeifert; wir können es der gestiegenen Aufklärung nicht genug danken, daß sie das greuliche Heer von Gespenstern, Zaubereien und Hexen verscheucht hat, wie der Tag die nächtlichen Schatten. Ein jedes Kind weiß jetzt, daß die Furcht vor Gespenstern nur Unsinn war und daß alle die Schreckensgestalten durch Betrug und Dummheit entstanden. Die Aufklärung seit dem französischen Revolutionskriege her hat in unserer Heimat mehr Teufel und Gespenster ausgetrieben, als die Exorzisten und der ganze Dominikaner- und Franziskanerorden seit ihrer Entstehung gethan haben. Man mag sich daher jetzt wohl über solche leere Fabelei lustig machen und alle die Geschlechter der Vorzeit, welche sich davon schrecken ließen, bedauern; jedoch auch die Gespensterfurcht hatte ihr Gutes. Gespenster waren wie die Kreuzzüge ganz zeitgemäß, und beide haben bei allem Schlechten und Tadelswerthen unberechenbar viel Gutes gestiftet. Denn in jener Zeit der Rohheit, wo alle Leidenschaften so wild hervortraten, und wo es weder Gesetze, noch eine überall reichende, sie ausübende, Gewalt gab, ja wo sogar Raub und Todtschlag zum Hohn alles Rechtes nach eigenen Gesetzen ausgeübt wurden, da mußte die stärkste und allgemeinste aller Leidenschaften, die Furcht, alle übrigen im Zaume halten helfen. Der Ritter, welcher kein Unrecht zu begehen scheute wegen zeitlicher Strafe, die er in dem Trotze auf seinen starken Arm und die Unbezwinglichkeit seiner Feste verlachte, unterließ manchen Frevel, weil er sich fürchtete, durch ihn, nach seinem Tode, als Poltergeist umwandeln zu müssen, und mancher Todtschlag unterblieb, weil man sich fürchtete, der Gemordete möge als Gespenst Rache nehmen. Ja leider jetzt noch hält Furcht vor der Hölle mehr Menschen von bösen Handlungen ab, als die

ewige Freude Elisiums der Sporn zu guten Thaten wird. Damals aber waren Hölle und Fegefeuer viel schrecklicher ausgemalt wie jetzt, und viele Spuckgeschichten auf Erden mußten die Qualen und Schrecken der Verdammniß noch schärfen. Es wurden eine Menge der abentheuerlichsten Wunder erzält und man weiß nicht, ob man sich mehr wundern soll über die Bereitwilligkeit, mit welcher man solche Mährchen für wahr annahm, als über die sonderbaren Einfälle der Erfinder. Zum Belege hiervon möge gegenwärtige Sage dienen, die noch im Bergischen erzält wird und die der für heilig und untrügbar gepriesene Cäsarius von Heisterbach selbst in seiner Schrift über Mirakel und Geisterscheinungen aufnahm.

Die Edlen von Thumbach in Berg waren mächtige Herren. Wirich von Thumbach war im XII. Jahrhundert in der Gegend von Bensberg, als ein gewaltiger Raufbold bekannt, dem es hinsichtlich des Steigreifs nicht so ganz genau kam, und von welchem man deswegen Manches nachsagte, was nicht sehr erbaulich klang. Der Graf Adolph VI. von Berg, sein Lehnsherr aber fand an ihm einen überaus treuen und wackern Vasallen, den er wegen mancher Tugend, besonders wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit sehr hoch schätzte. An der letzten Erbinn von Thumbach, der eiteln und zanksüchtigen Uda jedoch war kein gutes Haar. Die Eltern hatten sie gänzlich verzogen und mußten die Nachsicht an mancher Kränkung büßen. Sie war eitel wie ein Puter, frech gleich einer Fliege, zanksüchtig gleich einem Schoßhündchen, und dabei nichts weniger als ehrbar und züchtig. Niemandem war sie gut, an Allen fand sie etwas zu tadeln, und die besten Menschen mogte sie am wenigsten leiden, weil diese sich nicht herunterließen ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Die Eltern gewahrten dies mit Schrecken, allein als sie die Folgen der verkehrten Erziehung eingesehen hatten, war es zu spät, denselben zu begegnen. Um des ewigen Gezänkes ledig zu werden und insonderheit aus Furcht, daß die ungerathene Tochter durch schlechte Aufführung Schande bringen möchte über das Haus der ehrenfesten Eltern, gedachten diese, den Ge-

genstand ihrer Besorgniß einem Kloster zu übergeben; allein noch ehe Uda die feierlichen Gelübde abgelegt und den Schleier genommen hatte, fand sie Gelegenheit zu entspringen und trieb sich in Schande und Sünde umher, bis die alten Eltern von Gram darüber ins Grab gedrückt wurden. Da zog sie ein auf die väterliche Burg mit Buhlen und Zuhältern. Das Haus der Zucht und Ehrbarkeit wurde zu einem Asyl der Schande und die von den Eltern gesammelten Reichthümer wurden auf die verächtlichste Weise verpraßt. So wurde Uda alt in Sünde und ihre Locken bleichten in Freveln; doch dachte sie nicht daran, ihren Wandel zu bessern und zur Abbüßung ihres schlechten Lebenswandels in irgend ein strenges Nonnenkloster zu treten. Weil sie ringsum bei allen, die sie kannten, verachtet war, und ihr in ihrem Alter die Freude nicht mehr gelingen wollte, so wurde sie überaus düstern Gemütes, und fand ihr größtes Behagen darin, das Hausgesinde und die Leibeigenen zu quälen. Zur Freude aller derselben fand man sie endlich eines Morgens todt auf ihrem Bette. Sie war unbußfertig gestorben, ohne priesterlichen Zuspruch, den sie stets verlacht hatte, und ohne Glauben an eine ewige Zukunft, die ihr als Thorheit erschienen war. Aber auch den Lebenden sollte es kund werden, welches Loos ihrer dort erwarte, wohin nie das Auge eines Menschen drang.

An dem Morgen, als sie nun todt war und man die Leiche in dem Todtenkleide ausstellte, wie es der Brauch erheischt, da vernahm man rings ein schreckliches Hundegebelle; es war, als ob die ganze Gegend nur von Hunden bewohnt gewesen sei, welche eben einen Krieg gegeneinander führten; denn von zwei Stunden im Umkreise liefen aus Dörfern und Weilern, aus Burgen und Hütten alle Hunde zusammen mit Geheul. Die an Ketten lagen, rissen dieselben entzwei, die eingeschlossenen kratzten die Thüre ihres Verwahres auf, und wenn zwei beisammen waren, so bissen sie sich mit Geklaff und liefen der Burg Thumbach einander beißend zu. Wie die wilde Jagd strömte es dort hinan: große Doggen, kleine Köter, Jagd- und Metzgerhunde, Möpse und Pudel von allen Größen, Far-

ben und Gestalten. Die es sahen, staunten und fürchteten bald auch den wilden Jäger zu gewahren, der hinter den Kläffern herbrause; aber die Hunde jagten diesmal allein und zwar aus eigenem Antriebe, oder vielmehr von einer höhern Macht dazu vermocht, damit die Schande ihres Lohnes nicht entbehre. Ein Heer von Hunden drang in die Burg Thumbach, wo Uda's Leiche ausgestellt war. Wie ein wildbewegtes Meer wälzte sich der Schwarm, immer heulend und beißend in die Leichenhalle, warfen die Bahre um, zerrissen das Todtengewand, zerkratzten den Leichnam und erhoben ein solches Unwesen, daß es Allen, die im Schloß waren, unheimlich zu werden begann. Doch die vielen Leute, die aus Neugier der Hundehetze nachgegangen waren, traten, nachdem sie das Ungethüm sattsam bestaunt hatten, zu dem Burggesinde und trieben die Bestien nach hartem Kampfe mit Knütteln auseinander. Kaum war die Leiche begraben, so kamen die Hunde auf dem Grabe wieder zusammen und trieben ihr Unwesen mit Heulen und Beißen wie zuvor. Da mußte man eine Wache an das Grab stellen und dies dauerte drei Tage, da waren die Hunde des tollen Beginnens vergessen; aber die Begebenheit wird noch heute erzält zur Warnung und Abschreckung von einem Lebenswandel, wie Uda geführt hatte.

IX.

Die Verzweifelnde.

(Klostersage aus dem 12. Jahrhundert.)

Was that ich arme Nonne
So Böses auf der Welt,
Daß fern vom Stral der Sonne
Mich Klosterkerker hält?
Warum soll ich vertrauern
In ew'ger Modernacht,

Da vor den düstern Mauern
Mir heitres Leben lacht?

»Um Christi Willen findest
Du dies also bestellt,
Auf daß du überwindest
Im Kampfe mit der Welt!
Den Leib nur hält Gemäuer
Im ew'gen Klosterbann,
Auf daß dein Geist sich freier
Zu Gott erschwingen kann!«

O! Jammer! eingeschlossen
In ödem düstern Grab —
Heißt dies das Glück genossen,
So Gott dem Leben gab?
Wird Niemand sich erbarmen
Zu enden meine Noth?
Lacht nie hinfür mir Armen
Der Freiheit Morgenroth?

»Die Freiheit zum Gebete,
Die höchste Freiheit blieb:
Des Himmels Morgenröthe,
Das ist Mariens Lieb'!
Es war der Eltern Wille,
Daß du ihr einzig Kind
In heil'ger Klosterstille
G'nugthuest ihrer Sünd'!«

Nein! Eltern nimmer zollen
Dem Kind so gringe Huld,
Mein Grab kann Gott nicht wollen
Zu Tilgung ihrer Schuld!
Nehmt alle meine Güter,
Und meinen Schmuck dabei,
Doch laßt mich Aermste wieder
Arm in die Welt und frei!

»Es ist uns schon verfallen
Dein Schloß und all dein Gut,

Sie folgen ja den Hallen,
Wo ihre Erbinn ruht.
Du hast ja Treu geschworen
Dem hohen Gottessohn:
Frei von den Himmelsthoren
Führt er die Braut zum Thron!«

Wohl gab ich heil'ge Eide
Dem Ritter Curt vom Thal!
Wüßt er von meinem Leide,
Euch drohte scharfer Stahl.
Ihr habt mich zu den Nonnen
Verlockt durch Trug und Wahn,
Unwissend, unbesonnen
Hab ich den Schwur gethan!

»Was draußen dich umwunden
Von böser Lüste Schlamm,
Deß bist du jetzt entbunden
Beim besser'n Bräutigam.
Dir ziemet jetzt zu büßen
Für manches Frevelwort,
Daß einst dich Engel grüßen
Im ew'gen Gnadenport!«

Ach! harr' ich nicht in Qualen
Da ich dem Liebsten fern?
Nur Lieb hab' ich zu zahlen,
Die weih' ich Gott dem Herrn.
Mehr wird er nimmer fodern,
Der liebe Gott will nie,
Daß Schmerzen uns durchlodern,
Da er nur Lust verlieh!

So auf der Nonne Klage
Die kalte Aebtin schmollt,
Bis einst am frühen Tage
Der Fröhner fischen sollt.
Da zog er aus dem Teiche
Gar selt'nen Fang ans Land,
Weh! Bertha war's, die bleiche,
Im dunkeln Chorgewand;

Die schönste aller Nonnen
Wie Fische stumm und kalt,
Versiegt die Stralenbronnen,
Und starr die Huldgestalt!
Dem düstern Schmerz verfallen
Gab sie sich selbst den Tod —
So bleicht Bertha von Hallen
Die holde Rose roth.

Und als die Trauerkunde
Herrn Kurt von Thal ereilt,
Schlug's ihm gar tiefe Wunde,
Die nichts auf Erden heilt.
Zu Akkons Wogenstrande
Trug er des Herzens Noth,
Wohl in dem heil'gen Lande
Sucht er und fand den Tod.

Längst ist das Schloß zerfallen
Wo Kurt von Thal gewohnt
Und auch des Klosters Hallen
Hat nicht die Zeit geschont.
Das Schloß sieht man gebrochen
Durch starke Feindeshand,
Am Kloster ward gerochen
Gar viel durch wilden Brand.

Es schrecket sein Gemäuer
Fortan kein fühlend Herz,
Den grimmen Nonnenschleier
Bethränt kein Liebesschmerz.
Was lang das Volk betrogen
Wie Nebel schwand's vorbei,
Des Stiftes Nonnen zogen
Froh in die Weit und frei.

Doch um den Klosterweiher
In Vollmondmitternacht
Schleicht's oft im Nonnenschleier
Mit Geistesschritten sacht.

Dann hört man's stöhnen, klagen,
In's Wasser rauscht ein Fall —
Und alte Leute sagen:
Dort stürzt Bertha von Hall!

Anmerk. Der ehemalige freiadelige Rittersitz Thal (Haus Thal), jetzt ein Meierhof, erfreut sich in dem reizenden Aggerthale unterhalb Overrath einer romantischen Lage. Dort bei so vielen ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit leben noch viele alte Sagen und dort erzält man vorstehende Begebenheit, die auch in der Gegend von Gräfrath noch nicht verschollen ist. Auch der heilige Mönch Cäsarius von Heisterbach, unser Musäus des dreizehnten Jahrhunderts erzält in dem vierten Buche seiner Dialoge die Sage anf ähnliche Weise. Er läßt die Nonne zur Abtissinn sagen: „Male vivo, male valeo, et quare vel propter quem hic reclusa sim, prorsus ignoro;“ Cui Abatissa: „Propter Deum et propter regnum coelorum etc. -- illa: „Quis scit? etc.“ — und nun sagt die Nonne: „Lasset mich in die Welt hinaus, sonst ersäufe ich mich in dem Weiher.“ Und dort fand man sie eines Morgens ohne Leben. Besser ging es nach seiner Erzälung einer eingesperrten Nonne, die um zu ihrem Bräutigam zu gelangen über die Mauer des Klosterzwingers sprang und ein Bein brach, worauf sie für immer von aller weltlichen Sehnsucht geheilt wurde, nicht aber von dem Beinbruche, denn sie starb an den Folgen. „Doch (sagt Cäsarius) es ist besser mit gebrochenen Beinen in das Himmelreich gelangen, als in des Satans Klauen fallen durch sündliche Freiheit.“

I.

Heinrich von Limburg
und
Irmgard von Berg.

(Zur bergisch-märkischen Geschichte vom Jahr 1210—1250.)

---

1. Der Rosenritter.

Vor siebenhundert Jahren lebt, rings als Held bekannt,
Ein edler Graf vom Berge, Adolph war er genannt;
Wohl hat er bestanden ruhmwürd'ger Fehden viel,
War jedes Streits erfahren in Ernst und auch im Spiel.

Und bieder war er, offen, voll laut'rer Frömmigkeit,
Trug feste Treu dem Kaiser, half ihm in manchem Streit;
Zu fernentleg'nen Landen er Siegeswaffen trug,
Begleitete den Kaiser auf manchem Heereszug.

Zu Neuburg an der Wupper stand hoch ein stattlich Haus,
Dort zog er oft zum Kampfe mit treuer Schaar hinaus,
Hört willig dort die Klage bedrängter Unschuld an,
Und schlichtete in Frieden dort manchen bösen Spann.

Der Liebe gold'ne Sonne auf Neuenburg ihm glüht,
Als noch die holde Gattinn, Bertha von Sayn, geblüht,
Doch als man sie umschlossen mit dunkelm Todesschrein,
Blieb Adolphs einz'ge Freude ein rosig Töchterlein.

Der Mutter treues Abbild war Gräfinn Irmengard,
Der einst das Land der Berge zum reichen Lehen ward,
Drum mancher Hochgebor'ne in Berg und Minne fleht;
Doch kam die Schaar der Werber bei Irmengard zu spät.

Es war von Limburg Walram Graf Adolphs Kampfgenoß,
Die schönste Freundschaftsblume aus ihrem Bunde sproß;
Schon in der zarten Jugend der schöne Keim ergrünt,
So daß der Fürsten Treue der Welt zum Spiegel dient.

Es hatte sie umschlungen so fester Treue Band,
Daß man davon gesprochen noch lang im deutschen Land,
Und dauernder zu gründen, was ihre Brust gehegt,
War längst ein Ehversprechen in Herz und Hand gelegt.

Der junge Graf von Limburg, Herr Heinrich Walrams Sohn,
Sollt Irmengard gewinnen und Adolphs Grafenkron'.
Als Irmgard noch ein Kind war that schon den Freundesbund
Der Grafen Wort und Handschlag dem Land der Berge kund.

Und gleich der vollen Rose, des Hügellands Pannier
Blüht Irmengard vom Berge, sie aller Frauen Zier;
An Anmut, Reiz und Milde, an Güt' und Sittsamkeit
War ähnlich ihr gefunden kein Fräulein weit und breit.

Den stolzen edlen Leuen, dem Wappen Limburgs, gleich
Ward er der schönste Ritter im ganzen deutschen Reich
Sein Herz so weich und milde, sein Mut so rasch und kühn
Und Kraft und Ritterübung ihm hohen Ruhm verliehn.—

Die Mähr von Beider Tugend ward bald den Landen kund
Und zog die jungen Herzen zu einem zarten Bund;
Noch ehe sie sich sahen ward Liebe süß und zart
In ihren edlen Herzen gar still und treu bewahrt. —

Für Heinrich war gekommen nunmehr der frohe Tag,
Wo man des Stammes Adel durch Thaten zeigen mag;
Drei Jahre sollt er fahren durch all das deutsche Land,
Dann sich zur Heimat wenden zu goldner Liebe Band.

Nach alter deutscher Sitte Graf Heinrich sich empfahl,
Ritt aus der Eltern Hofburg, bedeckt von hellem Stahl:
Hin zog er fern nach Welschland, wo Kaiser Friedrich
In Mitte heller Sterne dem lichten Monde glich.

Doch Holderes erfüllte Graf Heinrichs junge Brust,
Es war in ihm erglommen der Minne süße Lust:
Der Ruf der hohen Schönheit der Jungfrau Irmengard
Trieb ihn es anzuschauen, was seiner Liebes harrt.

Und unter fremdem Namen ritt er in Adolphs Land,
Gab vor, er sei von Walram zum Freundesgruß gesandt;
Den Schild, der Limburgs Wappen, den goldnen Lö-
wen trug,
Vertauschte eine Rose und Irmgards Namenszug.

So trug er zarte Sehnsucht ins neuenburger Schloß,
Umringt von edlen Mannen und treuem Knappentroß:
Wie eilig da herunter die laute Zugbrück kam,
Als man willkomm'ne Sendung von Adolphs Freund
vernahm!

Wie war der Graf vom Berge des Grußes hocherfreut!
Wie glühten da die Wangen der schönen Grafenmaid!
Wohl schaute sie die Rose und auch den Namenszug,
Den Heinrich in dem Schilde und auf dem Helme trug.

Und als sie nun dem Ritter geschaut in's Auge klar,
War ihr, als würden Sagen aus alten Zeiten wahr;
Nicht fremd schien ihr der Jünger so stolz und männ-
lich schön,
So hat man oft im Traume des Wunsches Ziel gesehn.

Doch als der Graf vom Berge des Ritters Nam'
erfrug,
Der sich von Rosen nannte, die er im Wappen trug,
Wie zagte da die Gräfinn, wie wogte hoch ihr Herz!
Sie sah verschämt zur Erde und sann in düsterm Schmerz.

Wohl sah der Rosenritter verbleichen ihre Wang;
Das eig'ne Herz zu dämpfen ihm nur mit Müh gelang,
Zwar hatt' er viel gehöret von Irmgards Minnepracht,
Jedoch ihr Glanz beschämte der schönsten Worte Macht.

Es stand vor Heinrichs Augen kein sterblich Erdenweib;
Ihm schien aus Duft gewoben der zarten Jungfrau Leib, —
Das kann kein Maler malen, wie wir die Englein sehn,
Doch träumt' er schön auch Engel — er träumte mir so schön.

Mocht auch ein Dichter singen, wie lieblich Eden lacht;
Doch hat ein solches Blühen kein Dichter noch erdacht.
Im Anblick noch versunken der Rosenritter stand —
Da faßt der bied're Adolph gastfreundlich seine Hand;

Er führt ihn in die Halle zum deutschen Freundesmahl,
Es tönt von hoher Freude der weite Rittersaal;
Hoch klang zu hellem Jubel der freudige Toast,
Vergessen war Graf Adolph da seiner Jahre Last.

Von seinen Jugendtagen und von dem schönen Bund
Den er mit Walram lebte, gab er wohl manches kund,
Auch Heinrich mußt' erzälen vom fernen Limburg viel,
Das sank auf Irmgards Busen so heiß und auch so kühl.

Und wenn der Rosenritter Graf Heinrichen erwähnt,
Sah er die Rosenwangen der Jungfrau hell bethränt;
O wüßt die Holdverschämte, daß er von sich nur sprach,
Wie wär' es hell geworden, was nun im Dunkel lag!

Wohl sah es Heinrich stille, wohl fand er dessen Lust,
Kaum hatte Raum die Freude in übersel'ger Brust,
Und als das Mahl zu Ende mit all dem Augenspiel,
Da suchte man die Ruhe auf weichem Flaumenpfühl.

Doch Irmgards blauem Auge blieb fern der milde Schlaf,
Da ihren keuschen Busen die Glut der Minne traf:
So viel von Lust und Leiden empfand noch nie ihr Herz —
Gerecht war ihre Wonne, nur Wahn gebahr den Schmerz.

Wie hätte der Rosenritter gefunden süße Ruh?
Es schloß zu holdem Traume kein Schlaf sein Auge zu;
Wozu von seinem Glücke denn auch ein schöner Traum?
Was ihm am Tag geworden umfaßt sein Busen kaum.

Die himmelblaue Augen, der rothe Kirschenmund,
Der lilienweiße Nacken, die Wangen zart und rund,
Ihr holdverschämtes Wesen, voll Anmut engelgleich
Jetzt zauberten den Grafen wohl in ein Feeenreich.

Wie pries er da sich glücklich, daß er der Ritter sei,
Dem Irmgards Hand beschieden, der Väter Wort
und Treu;
Wie freudig durft' er jetzo zum Hof des Kaisers ziehn,
Da also hohe Wonne der Wiederkehr verliehn! —

Das Morgengold schon schwimmt auf grünen Waldes-
höhn,
Eh' noch die wachen Träume der Liebenden verwehn;
Schon lebhaft wirds im Schlosse und Roßgewieher schallt,
Es satteln Heinrichs Knappen, ihr Eisentritt schon hallt.

Graf Heinrich irrt im Garten, das Herz voll süßer Qual.
Da schimmert seinen Augen ein langersehnter Stral:
Dort zwischen Rosenhecken erscheinet ein Gewand,
Dort wandelt, sie die Rose, ein Röslein in der Hand.

Und wie im tiefen Herzen sie längst einander sehn
Vor freudetrunk'nen Augen die Fürstenkinder stehn;
Zwar will die Maid ihn meiden in jungfräulicher Schaam,
Doch Heinrich keck der Holden den Weg zum Fliehen nahm.

Er faßte ihre Hände, hob die zum Mund hinauf,
Viel heiße Küsse drückte der junge Graf darauf:
Zwar will sie drob ihm zürnen, entziehen ihre Hand,
Doch Zorn und Kraft der Holden ob süßern Gluten
schwand.

Zu Thränen nur war mächtig die Jungfrau zart und mild,
Der niegefühlte Wonne im tiefen Busen quillt.
»Ihr ziehet, edler Ritter (sprach sie) in fernes Land,
»Nehmt mit Euch diese Rose, als des Gedenkens Pfand!«

Da reicht' sie glutbegossen die duft'ge Blume hin,
Deß trug der Rosenritter gar hoch entzückten Sinn:
»»Dies Bild der holden Wangen sei mir ein theurer Dank
»»Die Rose werd' ich wahren und hegen sonder Wank.

»»Und will hinüberbringen zum Grafen Heinrich sie,
»»Der freudig Eurer denket in Minne spät und früh.«« —
»»O Nein! bewahrt sie immer zum Freundespfand für Euch —
»»Ach Heinrich!«« — sie verstummte und sah so trüb und bleich.

Wohl hat der Graf verstanden, was da ihr Auge sprach,
Vor Mitgefühl und Wonne sein glühend Herz fast brach:
»So halt' ich denn für immer dies holde Minnepfand,
»Nie soll es mir entreißen des stärksten Recken Hand!

»In Fehden und Turnieren sei es des Helmes Zier,
»Für dies erkämpf' ich freudig viel Ruhm und Ehren nur,
»Und wenn die Frist geschwunden, in der mich ruft das Reich,
»Leg' Ehr' und Ruhm voll Freuden ich dann zu Füßen Euch!

»Macht jetzo mich die Minne so selig und so reich,
»Ist dann wohl unsrer Wonne kein Glück auf Erden gleich.« —
»»O schweiget!«« — sprach die Holde: »»der Väter Treu und Wort!«« —
Da wandte sie sich zagend und eilte schluchzend fort.

Noch starrt der Rosenritter dorthin, wo sie verschwand,
Da faßt der Graf vom Berge des frohen Träumers Hand:
»Die Rosse sind gesattelt, ihr zieht nun in die Fern' —
»Lebt wohl und grüßt in Limburg Graf Walram, euren Herrn!

»Und grüßt den jungen Grafen, Herr Heinrich ehrenwerth,
»Und kündet, daß Graf Adolph ihn hier zu sehn begehrt,
»Ich weiß, daß er nach Welschland zu Friedrichs Heere zieht,
»Drum meldet eurem Grafen, wie Liebes hier ihm blüht.«

Da schwoll in Heinrichs Herzen der Strom von reichem Glück,
Schon stieg er zu den Lippen, doch bannt' er ihn zurück;
Schon vor dem Burgthor lustig der Helme Büsche wehn
Da sah er Irmengarden auf hohem Erker stehn.

Ihr thränenfeuchtes Auge folgt trüb dem reis'gen Zug,
Man sah am bleichen Antlitz, daß sie ein Leides trug;
Viel sprachen ihre Blicke, doch blieb die Lippe stumm,
Doch Heinrichs Blick verstand es, er lenkte rasch herum.

»Gedenkt was ich versprochen (so flüstert er hinauf)
»Ich kehre freudig wieder nach dreier Jahre Lauf;
»Gar heiter wird uns leuchten der Minne holder Stern,
»Denn mit dem Rosenritter tauscht Graf von Limburg
gern.«

Schon war der Zug verschwunden, verhallt das Roß-
getrapp,
Noch immer schaut die Holde den jähen Pfad hinab,
Und sinnend über'n Ritter und über den leichten Tausch
Verlor sich ihr Gemüte in sel'gen Freudenrausch.

»»Was konnt' er damit meinen? er sprach ja so bestimmt,
Aus meines Glückes Asche ein heller Funke glimmt:
Wär' dies nicht Heinrich selber, so klång' es ja wie Hohn
Zu bieder schien der Ritter für solchen schnöden Lohn.««

Und wie sie drüber grübelt nnd wie sie drüber sann,
Der Glaub' an ihre Liebe stets festern Grund gewann.
Wer ist auch, der den Glauben an Glück nicht gern
vertraut?
Und diesmal hatte Irmgard kein Luftschloß sich erbaut.

Stets nährte sie den holden, den übersel'gen Traum,
Kein störender Gedanke fand in dem Herzen Raum;
Ein jeder neue Morgen erleichtert ihre Brust:
Es rückte immer näher der Tag der hohen Lust.

Und ritt vom Hof des Kaisers ein Ritter ein ins Schloß,
O! was für hehre Freude schön Irmgard da genoß!
Wenn er erzält' von Heinrich, und dessen Thaten lobt,
Wie wallte dann ihr Busen, ihr Herzblut stieg und tobt.

Mit halbverhalt'nem Athem hört sie der Kunde zu
Und wiederholt sie nächtlich, wenn andern ward die Ruh;
Doch selber zu erfragen, war sie gar zu verschämt
Und mogte sie auch reden, fühlt sie den Mund gelähmt.

So flossen Tag' und Wochen, so Mond' und Jahre hin,
Drei Lenze schon begrüßten die Maid in frohem Sinn;
Da kam vom alten Walram ein Bote hergesandt,
Der brachte frohe Kunde aus der Limburger Land.

Es war der junge Heinrich nun wieder heimgekehrt
Und hatte Rittertugend und Mut und Kraft bewährt.
Am heiligen Pfingstmontag wollt' holen er die Braut,
Die schon der Väter Segen dem Kinde angetraut.

Der schönen Irmgard Busen, wie pochte der so sehr —
Ach wenn der Rosenritter Herr Heinrich doch nicht wär?
Sie rief die Zeit des Wähnes vieltausendmal zurück —
Drei Tage nur entschieden ihr ganzes Lebensglück.

---

2. Das Tournier.

Zu Neuenburg im Schlosse ist heut' ein großes Fest,
Es bringet der Pfingstmontag gar viele edle Gäst';
Sie kommen eingeritten zum glänzenden Tournier
Mit stralenden Panniren und hoher Helmeszier.

Heut ist ein Bankettiren und Rennen angesagt,
Das manchem wackern Ritter am schönen Rhein behagt,
Dazu die frohe Hochzeit der Gräfinn Irmengard
Von lustigen Gesellen so lang ersehnet ward.

Den alten Grafen Adolph umstralten allesammt;
Die Ritter von den Bergen, von hoher Lust entflammt;
Heut tritt in ihre Mitte der künft'ge Lehnsherr ein,
Heut gibt es ein Tourniren und einen lust'gen Reih'n.

Die Märker und die Kölner die ziehen hell zu hauf,
Vom Rhein trabt mancher Raufer den Schloßberg schon hinauf.
Doch horch! was bläst der Thürmer so frohen Zuspruchton?
Es naht der alte Walram mit seinem wackern Sohn!

Da eilt der biedre Adolph voll Freude an die Pfort,
Und beut ihm Gruß und Handschlag und mahnt ihn an sein Wort
Und wünschet seinem Eidam rühmlichst ihm längst bekannt,
Zu sehen und zu grüßen als fester Treue Pfand.

Doch lächelnd spricht der Alte: »der hegt ganz eignen Sinn;
»Mit Worten sich zu nennen, däucht nimmer ihm Gewinn,
»Viel edler wird bewähren er Limburgs hohes Blut,
»Er wird sich kenntlich machen durch Kraft und wackern Mut.

»Drum lasset meinen Mannen geschlossen das Vesir,
»Ihr wißt, es sind nicht Frevler im Limburger Pannir;
»Doch wer von diesen Leuen als besten sich bewährt,
»Der ist mein Sohn und Irmgards, der holden Rose werth.« —

Die Wärtel ziehn die Schranken, die Renner legen ein —
Wer wird von diesen beiden der junge Heinrich sein?
Der Eine trägt den Löwen in seinem breiten Schild,
Der Andre einen Greifen, der sieht so gräßlich wild.

Schön Irmengard vom Erker auf Limburgs Löwen schaut,
Es pocht so rasch im Busen der angsterfüllten Braut;
Der Löwe, Limburgs Wappen, glänzt auf so manchem Schild,
Doch mißt sie an den Helmen die Rose duftig mild.

Doch schaut! da treffen beide. Der wilde Greif, er fällt,
Im Sattel bleibt der starke, der muth'ge Löwenheld;
Da trifft Herr Walter, Burggraf, ein berg'scher Ritter kühn
Den Leu mit starkem Speere und stürzt zu Boden ihn.

Rasch heben die von Limburg den Hingestürzten auf,
Schon schallts: »es ist Herr Heinrich!« zum Erkerlein hinauf
Und Irmgard schaut geängstigt ins fremde Antlitz schon;
Doch Walram spricht: »hier dieser ist nimmermehr mein Sohn!«

Und immer wieder rennen die Ritter stark und kühn,
Da ist ein Herr von Limburg, der stürzet Alle hin;
Doch endlich tritt ein Märker den starken Löwen an,
Und plötzlich drehn am Boden sich schmählich Roß und Mann.

Rasch heben die von Limburg den Hingestürzten auf,
Schon schallt's: »das ist Graf Heinrich!« zum Erkerlein hinauf,
Und Irmgard schaut geängstigt ins fremde Antlitz schon;
Doch Walram spricht: »So stürzet nicht Limburgs tapf'rer Sohn.«

Was bläs't der Thürmer wieder? wer reitet jetzt noch ein?
Es ist ein fremder Ritter, mögt bei dem Kampfe sein;
Ein Röslein er am Helme und eins im Schilde trug
Und zierlich drin verschlungen schön Irmgards Namenszug.

Wie ward da hocherfreuet die sehnsuchtsvolle Maid,
Wie wogte da ihr Busen voll hoher Freudigkeit!
Doch als der Rosenritter den bunten Kreis betrat,
Wie ward ihr da so bange, als sich sein Gegner naht!

Es war der starke Märker, der Alle niederwarf,
Schon hieß es rund im Kreise: »ihm Niemand nahen darf!«
Schon dacht der stolze Sieger, ihm komme zu der Preis,
Da keiner von den Tapfern ihn hinzustürzen weiß.

Doch schaut! man legt nun wieder die schweren Lanzen ein,
Die Rosse vorwärts brausen; doch fest wie Felsgestein
Hält nun der Rosenritter, der Märker stürzt ihn an
Und Roß und Reiter rollen im Sande auf der Bahn.

Wohl staunen deß die Grafen, die Ritter jubeln laut,
Vor Lust und zartem Bangen erglühet hoch die Braut:
Der Herold ruft zum Kampfe, doch keiner ist der's wagt,
Den Leuen anzurennen, der kühnste Kämpfer zagt.

Da wird ihm zugesprochen des Ritterspieles Lohn
Und Walram ruft voll Freude: »Ja dieser ist mein Sohn!
»Viel edler ist's, Freund Adolph, zu reden durch die That
»Als Glanz und Ruhm zu preisen, der nur dem Werke naht!«

Der ruhmgekrönte Sieger, den Helmsturz offen schließt,
Das Gold der vollen Locken sein schönes Haupt umfließt;
Des heldenschönen Eidams Adolph erfreuet ward
Und führet ihm entgegen die zücht'ge Irmengard.

Nicht hatt' der Traum gelogen, nicht täuscht' ihr Hoffnungsstern,
Mit ihrem Rosenritter tauscht Graf von Limburg gern;
Wie konnte sie versagen ihm ihr beglückend Ja?
Was sie vom Leben hoffte, es war ihr jetzo nah.

Die Ritterschaar der Berge, die jubelt hell und laut,
Es tranken Knapp und Ritter aufs Wohl der holden Braut,
Und daß sie all' erfreute der Fürstenkinder Bund,
Dies ward in dreien Tagen im Freudentaumel kund.

Drei Tage hielt man Hochzeit, da feiert Herr und Knecht,
Es ward getanzt, gesungen und ritterlich gezecht,
Und war das Land der Berge auch immer so erfreut,
Viel froher waren Heinrich und Irmengard, die Maid.

---

3. Der Oheim.

Im Neuenburger Schlosse jetzt walten Glück und Ruh,
Der Himmel schauet freudig dort reichem Segen zu;
Jedoch es knirscht die Hölle, wenn Freudensame lacht,
Die Glücklichen zu schrecken naht sie mit Schauernacht,

Wem wohl in seinem Alter die Freude so gelingt
Als unserm Grafen Adolph?! er siehet sich verjüngt
In junger Gatten Kreise, wo jede Tugend blüht
Und Irmgards treue Liebe ihn fest an Heinrich zieht.

Schon wiegt zwei holde Enkel der Graf auf seinem Schooß,
Da war im ganzen Lande von Berg die Freude groß;
Was Adolph einst vergeblich aus Bertha's Lieb erharrt,
Das brachte ihm zueigen die Tochter Irmengard.

Zu fernsten Zeiten träumt er sein Grafenhaus erblühn,
Drum däucht der Baum des Lebens ihm blütenvoll und grün.
Wie Irmengard Graf Heinrich alleinzig darauf sann,
Daß er den Alten ehre, der dessen Lust gewann.

Doch raunte die Verläumdung heimlich in Adolphs Ohr:
»Zu herrschen strebt der Eidam, den deine Gunst erkor.
»Du lebest ihm zu lange, sei wohl auf deiner Hut,
»Es sinnt auf dein Verderben der Herrschsucht schnöde Glut!«

Ach! Heinrich dachte nimmer so arger Frevelthat;
Dem lautern Glück der Liebe nicht falsche Tücke naht,
Auch Adolphs Glaub' verlachet noch die Verläumdungswut,
Da er den Sohn gefunden als bieder, treu und gut.

Doch wälzte das Gerede sich immer wachsend fort,
Man sprach von Meutereien und frechen Meuchelmord,
Und Adolph's fest Vertrauen es wanket nach und nach,
Da selbst sein eigner Bruder ihm gegen Heinrich sprach.

Dies war der heil'ge Bischof von Cöln so hochgeehrt,
Herr Engelbert geheißen, der selbst des Lands begehrt;
Doch daß Irmgardens Ehe ihm da entgegen kam,
Das schlug den heil'gen Bischof mit tiefem Herzensgram.

In seines Bruders Fehden ward früher seiner Hand
Bequem der Herrschaft Zügel in unsrer Berge Land,
Zum Herrscher war geboren der stattliche Prälat,
Dem in den deutschen Landen nicht seines Gleichen naht.

Er brach die Räuberburgen mit starker Richterhand,
Er brachte Ruh und Frieden ins ganze deutsche Land,
Das er als Reichsverweser beglücket und belohnt,
Als Friedrich der Kaiser jenseits der Alpen thront.

Kein Kaiser hat regieret, wie er in Fried' und Ruh,
Voll Ehrfurcht sahen Kön'ge Herrn Engelberten zu;
Hätt' weniger der Ehrgeiz den Erzbischof geführt,
Er wär mit jeder Tugend der Sterblichen gezirrt.

Hätt' mehr der Mild' und Sanftmut der Erzbischof geübt,
Ihn hätten Volk und Edle verehret und geliebt;
Doch nur durch Furcht beherrschte er Volk und Ritterschaft
Und wer ihm trat entgegen, der fühlte seine Kraft.

Da scholl durch alle Lande, da scholl durchs deutsche Reich:
Im Kampf um Palästina erwerbt den Himmel euch!
Nicht Frömmigkeit und Tugend so hohen Segen bringt
Wie ritterlicher Heerzug, der mit den Türken ringt!

Das war für manchen Ritter ein freud'ger Thatenreiz,
Und selbst der greise Adolph nahm gläubig da das Kreuz;
Ums heil'ge Grab zu kämpfen, that er den festen Eid,
Die Ritterschaft der Berge gelobte das Geleit.

Denn Engelbert der Bischof, pries, wie der Papst gewollt,
Den Kampf mit Sarazenen als höchsten Glaubenssold;
Wohl kannt' er Heinrichs Tugend und ritterlichen Sinn
Und köderte den Grafen mit ewigem Gewinn;

Doch dieser kannt zum Glücke der Ueberredung Sporn
Und schwur — daheim zu bleiben: deß trug der Bischof Zorn.
Der Zwietracht bösen Samen versucht er dann zu streun
In seine Gattentreue, doch wollt' er nicht gedeihn.

In Lieb' und Treu nicht wanket das junge Fürstenpaar,
Die Zärtlichkeit der Gatten blieb ewig rein und klar
Und alle Müh zu trennen das segenreiche Band
An Irmgards reiner Liebe in eiteln Dunst verschwand.

Jedoch erlangt vom Bruder der Bischof Engelbert,
Daß er des Landes Obhut zueigen ihm gewährt;
Er soll die Grafschaft lenken so lange Adolph fern,
Das Land sollt ihn erkennen als Grafen und als Herrn.

Wohl kränkt es Heinrichs Rechte, doch schweigend er's ertrug,
Er hatt' an Irmgards Liebe und Gattenglück genug;
Wozu noch herrlich thronen ob Land und Unterthan?
Des Himmels sel'ge Reiche mit Irmgard ihn umfahn! —

Hin ziehn die Glaubensstreiter wo starb der Gottessohn,
Ach! mancher deutsche Ritter fand dort sein Ende schon!
Ob ihres Vaters Scheiden Schön Irmgard Leid umfing,
Wohl schmerzt's den Grafen Heinrich, als er zum Heere ging.

Der Gründer ihres Glückes, ihr Schützer war nun fern,
Nichts Gutes blieb zu hoffen von ihrem neuen Herrn —
Da zogen aus dem Schlosse am schönen Wupperstrand
Die zärtlichsten der Gatten in der Limburger Land.

Der alte Walram freute der Kinder Nähe sich,
In deren frohem Kreise des Alters Kummer wich;
Wie fand er heit're Stunden soviel bei ihrem Glück!
In seine Jugend führt' es in Träumen ihn zurück.

Da scholl die Trauerbotschaft von Palästinas Strand:
»Den Grafen von dem Berge bedeckt das heil'ge Land!
Als Held ist er gefallen durch Sarazenenschwert;
Sein Land den jungen Heinrich zum Herscher nun begehrt.«

Wohl trübte diese Kunde des alten Walrams Herz
Und Irmengard und Heinrich die fühlten tiefen Schmerz;
Doch Heinrich ließ sich satteln das allerschnellste Roß
Und ritt ins Land der Berge aufs neuenburger Schloß.

Auf Neuenburg dem Schlosse ritt aus dem ganzen Land
Die Ritterschaft zusammen, der Adolphs Tod bekannt,
Und Heinrichen gelobten die Ritter Mannentreu,
Da er vereinet hatte die Rose und den Leu.

Doch sich erhob voll Zornes der Bischof stolz und kühn,
Vieltausend edle Ritter umgaben stralend ihn;
Es hielt was sie gefasset des Bischofs starke Hand,
Er wollt auf Lebensdauer beherrschen unser Land.

Und als mit wackern Worten Heinrich sein Recht bewies,
Die List des Erzbischofes sich da vernehmen ließ:
»Es ward mir, sprach der Stolze, die Herrschaft hier gewährt,
Bis daß mein Bruder Adolph zur Heimat wiederkehrt.

Doch da er liegt begraben an Palästinas Strand,
Gehöret lebenslänglich mir auch der Berge Land;
Der Wille meines Bruders er bleib' hinfür geehrt:
Ich bleibe Graf vom Berge bis Adolph wiederkehrt!«

Heinrich hatt' wohl verstanden der Worte schnöden Sinn,
Doch brachte offne Fehde ihm nimmermehr Gewinn;
Des Bischofs starke Arme erdrückten seine Macht,
Zur Heimat mußt er !ziehen, wie auch sein Zorn erwacht.

Gen Uebermacht zu streiten noch nicht so mißlich ist
Als offen zu bekämpfen der Herrschsucht Trug und List;
Wohl sah der alte Walram des Sohnes Recht gekränkt,
Zum Papste und zum Kaiser er seine Klage lenkt.

Der Papst und auch der Kaiser, die nahmen sich in Acht
Den Erzbischof zu kränken, ob dessen großen Macht,
Doch brachten sie beim Bischof zur Sühne diesen Spann,
Wodurch der junge Heinrich die Neuenburg gewann.

Die sollt' zur Fürstenwohnung ihm eingeräumet sein
Und er des Grafennamens von Berge sich erfreun;
Daneben sollt ihm werden ein fürstlich Jahrgehalt,
Doch blieb beim Erzbischofe stets Herrschaft und Gewalt.

Wohl fühlte Heinrich bitter des Oheims hartes Joch,
Doch trug er alle Unbill in Frieden schweigend noch,
Und wenn er auch gleich Kummer ob diesem Unrecht trug—
Sein war ja sel'ge Liebe, daran hat er genug.

Ein liebend Herz ist gnügsam, nur Liebe es begehrt,
Dem stolzen Herrscherscepter ist oft dies Glück verwehrt;
Umgeben von den Kindern und seiner Gattinn treu
Blieb seinem Glück nichts übrig, als daß es dauernd sei.

4. Der Isenburger.

Es braust durch's Land der Berge laut der Novembersturm,
Die Wetterfahnen krächzen, es saust der hohe Thurm;
Die Eule kreischt sich heiser, da Dach und Giebel kracht:
Noch nie sah man erscheinen, so schauervolle Nacht.

Als wollt' die Erde bersten, so tobt der wirre Graus,
Am Himmel zucken Blitze, von Donner bebt das Haus;
Wie Riesengeister jagen die Wolken durch ihr Reich
Und kommt der Mond zum Vorschein, so schaut er todtenbleich.

Und durch das Brühe und Toben der blut'ge Nordschein glüht,
Das Irrlicht bleich und schaurig den Wiesengrund durchzieht
Und die es schauen zittern, und der vernimmt den Graus,
Der betet, kann er beten, mit seinem ganzen Haus.

Im Neuenburger Schlosse kniet bei der Fackel Stral
Frau Irmgard angsterfüllet und Heinrich, ihr Gemal;
Sie schauen starr und schweigsam still betend vor sich hin,
Gar schauervolle Ahnung beenget Herz und Sinn.

Daß alle Mächte toben und mit Vernichtung dräun,
Dies zeugt von Frevelthaten, die zu dem Himmel schrein.
Drum beteten die Guten beengt von all dem Graus,
Daß Gott vor Schuld bewahre ihr blühend Grafenhaus.

Und als sie beid' versunken in brünstigem Gebet,
Da krachet auf die Thüre, ein schaur'ger Luftzug weht;
Lautrasselnd stürzt ein Ritter von Stahl umhüllt herein,
Auf blut'ger Rüstung zittert da bang der Fackelschein.

In seiner Eisenrechte trägt er ein schartig Schwert,
Es löschet, wie er nahet, die Flamme auf dem Heerd':
In Angst umklammert Irmgard lautschreiend den Gemal,
Der fühlt ein heimlich Grausen, doch greifet er zum Stahl.

Ha! Frecher, steh mir Rede, was treibt zur Nacht dich her?
Du findest scharfe Waffen, ist Frevel dein Begehr;
Und wärest du ein Unhold, so wende dich von hier,
Hier schützet Lieb und Tugend, der Seligen Pannier!

Da öffnete der Blut'ge den Eisenhelm sogleich
Und zeigt ein männlich Antlitz, das sah so wild und bleich;
Es war das bleiche Antlitz Herrn Heinrich wohl bekannt,
Er tritt zurück, es gleitet das Schwert ihm aus der Hand.

Und als die starren Blicke Frau Irmgard gesehn,
Da ruft sie voll Entsetzen: »was ist mit dir geschehn?
»Zu dieser Stunde Friedrich so starr und todtenbleich,
»Als kämst du aufgestiegen aus düsterm Geisterreich?«

»Was ist dir zugestoßen, verweg'ner Friedrich?«
Rief Heinrich: »meiner Schwester Gemal, o schnelle, sprich!
»Was führt zu dieser Stunde, in solcher Nacht dich her?
»Dein todtenbleiches Antlitz verspricht nicht frohe Mähr!«

Da sprach vom Isenberge der kühne Friederich:
»Wohl bring' ich bess're Kunde für Euch als wie für mich!
»Der Name Graf vom Berge war lang ein leeres Wort,
»Heut ist es wahr geworden durch des Erzbischofs Mord!«

»Wohl magst du dieser Kunde gar höchlich dich erfreun,
Jedoch des Bischofs Mörder muß seine That bereu'n;
Ihn flohe die falschen Freunde, dem Ritterwort zum Trutz,
Er steht vor seinem Lehnsherrn und fleht um dessen Schutz.«

Mit Abscheu sträubt die Kunde des Grafen Haar empor,
In Grausen und Entsetzen Herr Heinrich sich verlor,
Die bleiche Irmgard starret in Schrecken vor sich hin:
»»O weh! o weh dir Friedrich, weh deinem wilden Sinn.

»Den Oheim zu erschlagen, den gottgeweihten Mann!
»Weh ihm, der solchen Frevel an seinem Blute sann!
»Du wirst geächtet werden, zu Schanden Weib und Kind,
»Zerschlagen wird dein Wappen, zerstreuet in den Wind!«

»Ich habe viel verbrochen, ich habe viel gethan«
Hub da der Isenburger mit fest'rer Stimme an;
»Doch wäre noch viel größer gewesen mein Vergehn:
»Es ist dem stolzen Pfaffen doch nur sein Recht geschehn!

»Wer setzt' ihn denn zum Richter der freien Edlen ein,
»Daß er sie so bedrücke mit Noth und Kerkerpein?
»Warum mußt' er beschimpfen die hohe Ritterschaft,
»Zum Vortheil seiner Mönche zerstreun des Landes Kraft?

»Ihr wißt, daß ich zerfallen mit diesem stolzen Mann,
»Weil eitler Nonnen Zeter ihn gegen mich gewann;
»Und nun er mir gedrohet mit Schmach und Blutgericht,
»Sollt ich zuvor nicht kommen, eh' er den Stab mir bricht?

»Er kennt nicht Recht und Rücksicht, fühlt er den Stolz gekränkt,
»Blos auf der Pfaffen Nutzen er ämsig sinnt und denkt;
»Längst war man seiner müde, doch Furcht die That verbannt,
»Zu der, gerechten Zornes, ich einzig mich ermannt.

»Doch die den Vorsatz priesen, die mich zur That gehetzt,
»Sie ziehn sich ab vom Mörder, jeder läßt mich jetzt.
»Ich hab' die Schmach gerochen, die man Euch angethan,
»Drum nehmet des Verlassnen euch huldreich danbar an!«

»»Den Dank mußt du erlassen«« — der Graf vom Berge sprach:
»Ich werd' es nimmer loben, was deine Hand verbrach;
»Doch Hülfe ziemt dem Ritter und ziemt dem deutschen Mann,
»Soviel ich mag vermögen, nehm' ich mich deiner an!«

»Dein Weib werd' ich beschützen, mein armes Schwesterlein
»Und werde ihren Kindern ein treuer Vater sein!
»Doch darfst du hier nicht weilen, vertausche dein Gewand
»Und flieh mit Windeseile in ein entferntes Land!

»Will ich den Frevler schützen, dem folget Acht und Bann,
»Würd' man auch an mir rächen, was deine Hand gethan;
»Doch wenn die That verschollen im schnellen Zeitenstrom,
»So werd' ich mich verwenden beim Kaiser und zu Rom.« —

Der Isenburger eilet in Nacht und Sturm hinaus,
Nicht achtend wildes Wetter und mitternächt'gen Graus;
Und mocht es brühe und toben in schauerlicher Nacht:
Es war in seinem Busen ein ärg'rer Sturm erwacht.

Zum fernen Heidenlande am Ostseestrand er flieht,
Doch nirgends findet Ruh des Flüchtigen Gemüt;
Er kann aus dem Gewissen nicht löschen Oheimsblut
Und Sorg' nun Weib und Kinder, die trübet seinen Mut.

Doch Weib und Kind im Schooße von treuen Freunden ruhn,
Die milden Mitleidsbalsam auf ihre Wunden thun;
Graf Heinrichs Schwester welkte in Kummer zwar dahin,
Doch gleich den holden Blumen die zarten Kinder blühn.

Mit väterlicher Sorgfalt Graf Heinrich sie bewacht
Und hatte ihres Vortheils wie seines eignen Acht.
Es grämt die arme Mutter sich herb ob dem Gemal,
Doch mildern ihre Kinder die übergroße Qual.

Weh! da erscholl die Kunde vom Grafen Friedrich:
Sie hätten ihn gefangen, da er verkleidet schlich;
Die Sorg' um Weib und Kinder trieb ihn in's Reich zurück,
Da hatte ihn erspähet bald des Verräthers Blick.

Von Henkerhänden träufte des Grafen edles Blut,
Er ward zu Cöln geschlachtet mit grauser Tigerwut;
Wie Gift durchdrang die Kunde da seines Weib's Gebein,
Man schloß in dunkelm Sarge die edle Gräfinn ein.

Wohl weinte da Frau Irmgard, wohl härmte Heinrich sich;
Doch ach! wer durfte Rächen den Mörder Friedrich?
Zum Heil'gen war erhoben der Bischof Engelbert,
Wer dessen Mörder rächte, den Heil'gen ja nicht ehrt!

Zu Nürnberg auf dem Reichstag ward schwere Klage laut,
Die Blutigen Gewande des Bischofs man dort schaut;
Der Abt vom Altenberge rührt alle Herzen tief,
Mit Feuerworten dort er das Volk zur Rache rief.

Viel war dem Reich verloren in dem geweihten Mann,
Der langvermißten Frieden dem deutschen Land gewann
Und Friedrich selbst, der Kaiser ward aller Freuden baar
Da ihm der Reichsverweser bei Schwelm erschlagen war.

Der deutsche König Heinrich, den Engelbert erzog,
Sich über die Gewande des theuren Lehrers bog
Und träufte Tränenfluten auf jedes blut'ge Mal
Und von der Fürsten Zürnen erscholl der weite Saal.

Da ward die Acht geschleudert auf jedes Mörders Haupt,
Der Deutschlands Friedenshelden und Deutschlands Zier geraubt;
Wer Theil und Wissen hatte an jener blut'gen That,
Der mochte da wohl zittern, furchtbare Rache naht

In's Land des Isenburgers fiel mancher Heerbann ein,
Es blieb von Friedrichs Burgen kein Stein dort auf dem Stein,
Die Festen so bestaunet noch jüngst des Wand'rers Blick,
Die Eisenburg zerschellte, es stürzte Neuenbrück.

Graf Friedrich war gerichtet. Auch seiner Helfer Zahl
Sie fand den Lohn des Frevels in düstrer Todesqual;
Doch jene, die gereizet des wilden Grafen Wut,
Die angefacht im Stillen Graf Friedrichs Frevelmut,

Die ihn bethöret heimlich mit dem vermeinten Recht,
Daß er sich zu dem Mord des Erzbischofs erfrecht:
Der Weihbischof von Münster und der von Osnabrück,
Sie mußten bitter büßen für ihre falsche Tück'.

Doch leider mischte Rache sich auch mit Habbegier
Und von Unschuld'ger Blute raucht bald der Boden hier;
Kein Ende war des Mordens in dem Westphalenland,
Wo rohe Mordgehülfen erhoben blut'ge Hand.

So wurde hart gerächet der Bischof Engelbert,
So ehrt man damals Heil'gen mit Feuer, Rad und Schwert,
Das war ein Jahrgedächtniß und war ein Todtenmahl,
Das man noch oft erneuert mit blut'ger Leichen Zahl.

Graf Heinrich schaut den Frevel, doch auch die Uebermacht,
Das Isenburger Erbe zu schützen er gedacht:
Was konnten denn die Söhne des Mörders wohl dafür,
Das jüngst der Vater trübte des alten Wappens Zier.

---

5. Der junge Diether.

Fern in dem Mittelmeere ein grünes Eiland lacht,
Dort thronte Kaiser Friedrich in selt'ner Königspracht
Als aller Länder schönstes dies Eiland ist bekannt,
Es ist dies reiche Eden Sicilien genannt.

Nie sah man einen Kaiser, dem so das Leben lacht,
Man sah an keinem Hofe so hohe Wunderpracht;
Noch weht aus alten Sagen ein wundervoller Ruf
Von all den schönen Dingen, die dort der Kaiser schuf.

Obgleich der hohe Kaiser sich seines Lebens freut,
So schwelgt er doch nicht sinnlos in eitler Ueppigkeit,
Mit Mut und mit Gewandtheit lenkt' er das deutsche Reich,
Nie war an Kraft ein Kaiser dem weisen Friedrich gleich.

Jetzt durch die deutschen Lande des Herrschers Ruf erschallt,
Da sieht man edle Ritter sich glänzend rüsten bald;
Zu Friedrichs hoher Hofburg sie gen Palermo ziehn:
Das Kreuz nahm Kaiser Friedrich, das Reich begleitet ihn.

Auch Heinrich von dem Berge verließ sein Felsenschloß
Und zog zu seinem Kaiser, deß Huld er reich genoß;
Die treue Irmgard schmerzte sein Scheiden bitter zwar,
Doch ehrten deutsche Frauen, was gut und rühmlich war.

Nicht zälen Heldensagen der Weiber Zähren nach,
Wenn trübe Todeskunde ihr ahnend Herz zerbrach;
Doch bleibt des Siegers Heimkehr darin ein schöner Traum
Und Irmgard gab so gerne der süßen Hoffnung Raum.

Der jugendlichen Söhne sich Irmengard erfreut,
Walram und Adolph standen der Mutter treu zur Seit
Und in dem jungen Diether, des Isenburgers Sohn
Genoß die gute Gräfinn der Mutterpflege Lohn.

Sie hatte ihn erzogen, wie Fürstensöhnen ziemt,
Und nie hat sich ein Jüngling mit Rechte noch gerühmt
So mancher hohen Tugend, dabei war er gewandt
In allen Ritterspielen, die in dem Reich bekannt.

Mit seinen treuen Knappen war in dem heil'gen Land
Graf Heinrich bei dem Kaiser, dort übte deutsche Hand
Der Heldenthaten viele, wovon noch mancher Sang
Aus jenen fernen Tagen zu uns herüber klang.

Mit List und Kraft der Kaiser Jerusalem erwarb,
Dort betete Graf Heinrich, wo unser Heiland starb;
Doch hatten schlimme Feinde bedroht sein Heimatland,
Rings hoben dort sich Fehden mit Raub und Mord und Brand.

Doch auf bot Gräfinn Irmgard der Berge Ritterschaar,
Sie sichert Ruh und Frieden mit kühnem Mut fürwahr;
Mit Mut und Kraft und Nachsicht regiert zu Segen sie,
Daß es im ganzen Reiche ihr hohen Ruhm verlieh.

Da ritt nach zweien Jahren ein heller Ritterhauf
Nach vielen schweren Kämpfen die Neuenburg hinauf,
Glück auf! es ist Herr Heinrich mit seiner treuen Schaar,
Des Anblicks Gräfinn Irmgard von Herzen fröhlich war.

Da war ein fröhlich Leben im Neuenburger Schloß,
Wie da die süße Rede von treuem Munde floß!
Da perlten edle Weine im kreisenden Pokal,
Es füllten Heldenlieder den großen Rittersaal.

Und ward die Fahrt besungen zu dem gelobten Land,
So wurd' auch Heinrichs Name gar rühmlich dort genannt.
Wohl fühlte da Graf Heinrich die süße Thatenlust,
Wohl hob sein Lob Frau Irmgards, der treuen Gattinn Brust.

Und ihre Söhne beide, ihr Neffe Dieterich,
Die sehnten schon gewaltig zu Männerthaten sich;
Der Isenburger Diether, der blühet schön heran,
Zwar Jüngling noch an Jahren, an Mut und Kraft ein Mann.

Doch Trauer in dem Herzen des Jünglings stets erwacht,
Wenn er der eignen Burgen Verödungen gedacht:
Sein Erbe lag verwüstet und seiner Väter Land
Beherrscht' Adolph der Märker mit ungerechter Hand.

Vor seinen Oheim Heinrich der junge Diether trat,
Der um gerechte Fehde den Grafen flehend bat;
Zu retten Dietrichs Lande trug Heinrich hohen Sinn,
Doch däuchte rasche Fehde dem Grafen nicht Gewinn.

Es war kein schwacher Gegner Graf Adolph von der Mark
Sein nannt' er viele Burgen und Mannen kühn und stark;
Doch rüstet sich Graf Heinrich in aller Still auf's Best'
Und machte viele Burgen an seiner Gränze fest.

Mit Mauern ward umgeben das Städtlein Wipperfürt,
Bei Lennep auf der Höhe ein Schloß ward aufgeführt,
Dies ließ er stark bemannen zu sicherm Waffenplatz
Und zog zur Heeresfolge den alten Grafenschatz.

Und als zur Fehd' gerufen die Ritter und das Land,
Da ward der Waffenherold an Adolph ausgesandt;
Dem Märker ward entboten, das Land, das er geraubt
In Frieden abzutreten an sein rechtmäßig Haupt,

Sonst Fehde zu gewarten van Jungen Dieterich,
Der von dem guten Rechte um keine Spanne wich,
Dem auch der Graf von Berge mit Macht zur Seite stand,
Daß er ihm helf' erringen das angeerbte Land.

Jedoch der stolze Märker gab höhnischen Bescheid,
Und rief mit keckem Trotze zum blut'gen Fürstenstreit:
»»Was ich gewonnen (sprach er) ich auch zu schützen weiß,
»»Auf denn mit Berg zum Kampfe, die Grafschaft sei der Preis!««

Da schwang sich auf Graf Heinrich, an seiner Seite glich
Dem jungen Rosenritter der schlanke Dieterich,
Der Berge kühne Mannen sie reiten schon zu Hauf
Gen wilde Märkerschaaren den Schwelmer Berg hinauf.

Es war im Monat Juni um Sanct Johannistag,
Da klang die Schwelmer Höhe von lautem Schwerterschlag,
Die Märker fliehen eilig, sie setzen bald waldein,
Auf ihren stolzen Rossen die Berger hintendrein!

Doch Ritter von den Bergen, verfolget nur gemach,
Ihr rennet ins Verderben, bald ruft ihr Weh und Ach!
Es kümmert sich um List nicht der wahre treue Held,
Gewahret nicht die Falle, die Tücke ihm gestellt.

Da einzeln jetzt die Fähnlein verfolgen Feindespur,
Die rings in öde Wälder und Sümpfe sich verlur,
Da bricht des Feindestücke hervor vom Hinterhalt,
Vereinzelt und umzingelt sehn sich die Ritter bald.

Obgleich sie dort auch kämpfen mit unverzagtem Mut,
Hell rieselte in Strömen der guten Mannen Blut;
Zerstreuet und gefangen ward dort so mancher Hauf,
Es stürmen fort die Märker in raschem Siegerlauf.

Schon fliehen alle Fähnlein der Berger scheu zu Thal,
Doch da erhebt Heinrich den sieggewohnten Stahl,
Ein Schild der müden Streiter ward da des Grafen Brust,
Den Helden anzurennen büßt mancher Feind die Lust.

Doch bald gewahrt man Heinrich von Feindesschaar umringt,
Durch die hindurch zu brechen dem Müden nicht gelingt,
Da sprengt der junge Diether mit wildem Mut heran
Und bricht mit Roß' durch Lanzen dem Oheim eine Bahn.

Doch macht der milde Abend dem Kampfe jetzt ein End,
Da man den Freund vor'm Feinde im Dunkel nicht erkennt,
Die Berger ziehen stille zum Wupperthal zurück,
Die lauten Märker pralen mit ihrem raschen Glück. —

Zu Sonnborn in dem Thale der Berge Schlachtruf schallt,
Dort sammelt sich um Heinrich ein dichter Lanzenwald,
Denn seine Ritter schwuren zu tilgen jene Schmach,
Daß jüngst die starken Reihen die List des Märkers brach.

Der Märker zieht herunter den schönen Wupperstrand,
Schon nahet Adolphs Herold, den Handschuh in der Hand,
Er wirft ihn höhnisch nieder hin vor den hellen Hauf,
Es kam der junge Dietrich, der hob ihn eilig auf.

Heut gilt es zu bewähren der Berge alten Ruhm,
Heut gilt es zu gewinnen Graf Dietrichs Eigenthum;
Die Schaar der Feinde nahet: »Ruhmreiche Berge steht,
»Der Märker helles Banner voll Todesschauern weht!«

Schon längen sich die Zügel, man legt die Lanzen ein,
Die muth'gen Rappen brausen — es treffen sich die Reihn,
Schon leer ist mancher Sattel, da blitzt das schnelle Schwert,
Der Mut und auch die Stärke sich heute wohl bewährt.

Heut wetzen aus die Berge die alte Schart von Schwelm,
Solinger Klingen tanzten auf der Westphalen Helm,
Es ward die sanfte Rose gefärbt mit Purpurglut,
Der Märker Balken schwimmet in rothem Märkerblut.

Herr Heinrich, Graf vom Berge bewährt den alten Ruhm,
Es brüllte Limburgs Löwe um Dietrichs Eigenthum.
Was dorten man gesehen von beider Heldenhand,
Das ward noch lang verkündet in ihrem Heimatland.

Doch Dietrich der Schlanke, wie war er da so schnell!
Er schlug aus Märkerschilden die Funken roth und hell;
Durch Helm und Panzer pochte des starken Armes Schlag,
Wie man in alten Mähren es singen hören mag.

Ruhmreiche Berge kämpfet! der Märker weicht zurück!
Dem Heldenruhm vereinet sich heut das Waffenglück!
Schaut wie dort Walther Zobb'e durch Feindesreihen bricht,
Wie Heinrich von Lohhausen der Berge würdig ficht.

Der edle Curt von Monheim, von Horst Herr Engelbert,
Die lassen lustig pfeifen ihr scharfes breites Schwert;
Wilhelm vom Bodelberge, von Windeck Degenhart,
Die haben in den Klingen schon manche tiefe Schart;

Von Stammheim, Flittert, Eller, von Odenthal und Forst,
Die warfen ihre Speere, daß Schild und Panzer borst;
Der Burghard von dem Bensberg, der Herr von Nesselrath,
Bestreueten mit Leichen den blutgetränkten Pfad.

Es rannnten die von Steinen, von Au und Metternich,
Von Friedberg und Uphofen, daß bang der Feind schon wich:
Und nun mit Blitzesschnelle die Rose hintendrein,
Wohl auf den Märker Adolph dringt Diether muthig ein.

Zwar Dietrichs Schild zerspellte des Grafen starke Hand,
Doch traf ihn Dietrichs Klinge, er stürzet in den Sand.
Sobald der Graf gefallen, schwand auch der Märker Mut,
Schnell hoben sie den Stolzen aus seinem rothen Blut,

Dann wälzt sich das Getümmel das Wupperthal hinauf,
Es färbt von rothem Blute sich bald des Flusses Lauf;
Es war das Thal zu enge der raschen Märkerflucht
Und rechts und links erklimmten sie Fels und Berges-schlucht;

Da gabs ein lustig Jagen bei hellem Hüfthornton
Da wurde reiche Beute der schnellen Jäger Lohn.
Vom Mittag bis zum Abend sprengt man dem Feinde nach:
Das war die Schlacht bei Sonnborn, die Adolphs Macht zerbrach.

Und als am andern Morgen die Sonne sich erhob,
Da brachten Gott von Herzen die Sieger Preis und Lob;
Drauf zälten sie die Leichen am blut'gen Wupperstrand
Für eine aus den Bergen man zehn Westphalen fand.

Und von der Zahl der Leichen, die um die Wahlstatt lag,
Nennt man die Todtenberge bis auf den heut'gen Tag;
Wohl ist das Land der Berge noch stolz auf diese Schlacht,
Die ihm durch alle Lande so hohen Ruhm gebracht,

Wohl wird der Märker zornig, wenn er's erzälen hört,
Wie da die tapfren Berger zu fliehen ihn gelehrt,
Und wie der stolze Adolph der erste Graf von Mark
Viel Landes mußte missen und Burgen hoch und stark.

Es nahm der junge Diether jetzo sein Erbe ein,
Das tapfer er gewonnen im bunten Schlachtenreihn,
Und da er Adolphs Tochter zur Hausfrau heimgeführt,
So blieb des Zankes Ursprung auch forthin unberührt.

Doch weil der Mörder Friedrich bemakelte mit Schmach
Den Isenburger Namen und man sein Wappen brach,
So tauschte dies Graf Diether und nannte sein Gesproß
Von Limburg an der Lenne, dem hohen Fürstenschloß.

---

6. Der Reichstag.

Zu Neuenburg im Schlosse nur Glück und Friede wohnt
Und Heldenruhm und Minne in edlen Herzen thront;
Des Lebens schöner Frühling war Heinrich freudenreich,
Doch blieb der Sommerfreude die Jugendlust nicht gleich.

In seiner Gattinn Liebe, in seiner Kinder Kreis
Ruht Limburgs edler Löwe von Kämpfen hart und heiß,
Und ihn verehrten innig die Ritter, Städt' und Land,
Er ward des Landes Vater, des Reiches Zier genannt.

Rings herrschte Glück und Frieden, der Räuber frevler Schwarm
Der fürchtet Heinrichs Zürnen und Heinrichs starken Arm;
Der Landmann durfte furchtlos die reichen Felder bau'n,
Man wußte nicht von Fehden in Heinrichs schönen Gau'n.

Doch in des Lebens Wonne mischt stets sich Trauer ein,
Die Freude kann hienieden nicht ungetrübt gedeihn:
Sein alter Vater Walram zur Himmelsheimat ging,
Darob der Berge Herrscher ein düster Leid umfing.

Es war Limburg erhoben zu einem Herzogthum
Und Heinrich zugefallen als Erb und Eigenthum;
Da zog von seiner Irmgard vom Neuenburger Schloß
Der tapfre Herzog Heinrich mit Ritter Knapp und Troß.

Und mit ihm zog Graf Walram, sein jugendlicher Sohn,
Der sollt in Limburg herrschen und tragen Herzogskron';
Schon huldigte Herrn Walram Limburg der Hoffnung voll,
Als aus dem Land der Berge gar böse Kunde scholl.

Daß Heinrich Hülf geleistet dem Isenburger Blut,
Dies hatte angefachet der Kölner Rachewut,
Noch war man nicht vergessen dort Friedrichs blut'ger That
Und Bischof Engelberten; sie gingen drob zu Rath.

Die Rache sollte sühnen der Berge blühend Land
Es sollten Städt' und Burgen vergehn in Mord und Brand,
Mit achtzehn hohen Thürmen erbauten sie am Rhein
Zu Deuz, den festen Zwinger die Berge zu bedräun;

Draus zog ein heller Haufe hervor im Uebermut
Und Dorf und Weiler brannte, nichts schonte ihre Wut;
Vor's Schloß zu Bensberg zogen sie dann mit großem Heer,
Doch war der junge Adolph bedacht auf Gegenwehr:

Mit schweren Felsenstücken vom hohen Thurm er warf,
Daß mit den Mauerbrechern der Feind nicht nahen darf,
Doch schon litt die Besatzung von Feuerpfeilen Noth,
Den rings umschloss'nen Männern der grause Hunger droht;

Noch wollt' der wackre Adolph sich feig ergeben nicht,
Solang vor Bensbergs Mauern der Feinde Wut sich bricht.
Doch schaut! es braus't im Thale ein blanker Zug daher,
In Stahl gehüllte Reiter die tragen Schwert und Speer.

Es stralt die rothe Rose, der Berge Wappen, hoch —
Graf Heinrich ist's, der eilig vom fernen Limburg zog;
Die Kölner Schaaren fliehen hinab nach heißem Streit
Und Heinrich gibt dem Feinde bis Deuz unlieb Geleit.

Da wurden viel gefangen, es stürzte mancher hin,
Wohl hatten sie vom Zuge gar peinlichen Gewinn.
Zu Deuz der hohe Zwinger in Schutt und Trümmer fällt,
Es bändigte die Städter der Berge kühner Held

Und wie so oft sie ziehen und kommen über'n Rhein,
Sie können sich des Sieges vor Heinrich nicht erfreun;
Oft färbt der Rhein sich blutig von rothem Feindesblut
Und sie verloren drüber zu streiten Kraft und Mut.

Die treue Schaar von Bensberg den breiten Rhein bewacht,
Und neue Thürm' erheben der Feste stolze Pracht;
Zur Sühne ziehn die Städter und bald nach Raub und Brand
Herrscht wieder Ruh und Frieden in unsrer Berge Land.

Und wo von Raub und Fehde der kühne Heinrich hört,
Er seine Heldenwaffen zum Landesschutz bewährt;
Der Meuchler flieht die Gauen, wo Recht und Friede wohnt,
In hohem Heldenruhme der Berge Herrscher thront.

Da klang herauf von Aachen des Kaisers Friedrich Ruf,
Es scholl das Land der Berge von schneller Rosse Huf;
Graf Heinrich und die Ritter sie ziehen über'n Rhein
Gen Achen, wo der Kaiser hoch stralt in Ruhmesschein.

In Gold und Purpur prangen sah man den Kaiserthron
Und auf dem schönsten Haupte der heil'gen Roma Kron',
Des Kaisers Kleid war Seide mit edlem Stein durchmalt,
In seiner Heldenrechte des Reiches Scepter stralt:

Zu seiner Linken ruhte das breite deutsche Schwert,
Das unsers Reiches Ehren in manchem Kampf bewährt,
Deß Schärfe deutsche Frevler, das Welschland oft gefühlt,
Das in dem fernen Asien der Heiden Wut gekühlt.

Den stolzen Thron umstanden die Fürsten aus dem Reich,
Rund um des Mondes Prangen den hellen Sternen gleich;
Da öffnete der Kaiser den weisheitsvollen Mund,
Es ward das Lob der Helden in schöner Rede kund.

Von Palästinas Grabe der hohe Kaiser sprach,
Wie Deutschlands kühne Jugend die Macht der Türken brach;
Es neigten sich die Helden, die er da rühmend nannt',
In ihren edlen Herzen gar hohe Lust entbrannt.

»»Graf Heinrich von dem Berge!«« der hohe Kaiser rief:
»»Der edlen Treu zum Lohne empfangt den Gnadenbrief!««
Da deckt des Reiches Siegel des Kaisers Kanzler auf,
Er laß in schönen Worten des Grafen Thatenlauf,

Wie er gestritten tapfer, wie er gedienet treu
Dem Kaiser und dem Reiche, das ihm verbunden sei;
Zum Dank ward er belehnet mit manchem schönen Land
Und noch zuletzt die Perle der Kaiserkron genannt.

Wohl blickten auf den Grafen die Fürsten voller Lust,
Wohl hob das Lob des Kaisers des edlen Grafen Brust;
Wußt Heinrich auch zu fechten gleich wie ein kühner Leu,
Der Kaiser wußt zu Lohnen die Tapferkeit und Treu.

Im Neuenburger Schlosse, dort herrschte Ruhm und Glanz,
Den Bergen war geflochten der schönste Heldenkranz;
Frau Irmgard sah mit Wonne erhoben Heinrichs Ruhm,
Der ward durch hehre Minne auch ihr zum Eigenthum.

Wie trägt sich da die Bürde des Alters froh und leicht,
Wo aller Freude Fülle das edle Herz erreicht!
Voll Sehnsucht schau'n die Söhne zum Vater da hinauf,
Es dränget sie gewaltig zu edlem Thatenlauf.

---

7. Die Todtenfeier.

Im Dom zum Altenberge, dort klingt der Todtensang,
Es hallen alle Glocken so düstern Trauerklang,
Und mit den Mönchen klaget und weint das ganze Land
Ach! Heinrich seine Zierde, sie hüllt ein Grabgewand.

Von Seufzern ist erfüllet die rauhe Winterluft.
Da offen und gejähnet die dunkle Fürstengruft;
Im weißen Leichenschmucke liegt freudlos Wald und Flur,
Es klagt mit Land und Leuten betrübet die Natur.

Ihr Todtengräber grubet wohl kein gewöhnlich Grab,
Wollt ihr den Grafen senken in Erdennacht hinab;
Soll in dem Grabe ruhen der edle Löwenheld,
Müßt ihr ein Grab ausgraben, wie keines in der Welt.

Es reicht ja auf zum Himmel mit seiner Lieb der Held,
Er füllt mit seinem Ruhme die ganze weite Welt —
Wie wollt ihr das bedecken im finstern Erdenschooß
Für alle Nacht der Erde ist solcher Held zu groß! —

Wohl grüben wir vergeblich für Heinrich solch ein Grab,
Wir senken nur die Leiche, den kalten Staub hinab;
Bei Gott ruht seine Liebe im ew'gen Paradies
Und seinen Ruhm der Edle der Erde hinterließ! —

Doch wer, streitbare Berge, soll euer Schimmer seyn,
Wer wird zum Kampfe führen der Ritter blanke Reih'n?
Wer soll es jetzo schwingen, das scharfe Fürstenschwert,
Das Ruhm und Kraft der Berge in manchem Strauß bewährt?

Wer wird die Unschuld schützen? wer halten Fried' und Ruh,
Wenn ihn den edlen Löwen umschließet Grab und Truh?
Ach! Irmgard, du Arme, wer soll dein Herz erfreu'n,
Wem wirst du deine Treue und reiche Minne weihn?

Die Minne liegt begraben, die Treue ist zerstückt,
Tief in dem Schooß der Erde in Macht hinab gedrückt.
Ach! weinte Irmgard Fluten, sie künden nicht den Schmerz,
Denn ob des Liebsten Scheiden durchwühlt ihr wundes Herz.

All ihres Herzens Sinnen ist nun dem Tod geweiht,
Denn der hat es umschlossen, was all ihr Herz erfreut.
Wie wankt die arme Irmgard im altenberger Dom,
Wie näßt sie Heinrichs Truhe mit heißem Thränenstrom!

Doch holder Glaube erhebet das tiefgedrückte Herz,
Zur Sehnsucht wird die Klage, und Hoffnung tauscht den Schmerz;
Wohl hat sie ob dem Lande noch heil'ge Mutterpflicht,
Ein edles Herz vergisset um Tod das Leben nicht.

Im Neuenburger Schlosse dort herrschet Irmengard,
Der von dem Land der Berge nur Lieb gezollet ward;
Sie war die letzte Rose vom nun entlaubten Reis,
Drum ehrt das Land der Berge sie, aller Frauen Preis.

Und als des Herrschers gierig Adolph, der stolze Sohn,
Der Mutter will entreißen der Berge Grafenkron',
Da standen kühne Männer für Irmgards Rechte auf,
Da stralte, sie zu schützen, der Speere heller Hauf.

Es blieb ihr treu ergeben das Neuenburger Schloß
Mit weitem Landgebiete, was Adolph sehr verdroß;
Doch fand im Kummer über den ungerath'nen Sohn
Die gute Gräfinn Irmgard der Tugend ew'gen Lohn.

Sie folgt im dritten Jahre dem liebenden Gemal;
Das war dem Land der Berge zu übergroßen Qual.
Im Dom zum Altenberge, dort schließet ihr Gebein
Mit ihrem treuen Heinrich dasselbe Grabmal ein.

Dort ruhet Limburgs Löwe und auch die Rose süß,
Doch freuen sich die Seelen im ew'gen Paradies.
Was in dem Grabe ruht ist moderndes Gebein,
Blos ihre Namen kündet der schwarze Leichenstein;

Doch ihre treue Minne und ihre Tugend all,
Die trägt zu fernen Zeiten des Liedes lauter Schall,
Es flicht dem edlen Helden den schönsten Lorbeerkranz
Und läßt die Holde stralen in reichem Frauenglanz,

Und die es hören glühen in Liebe für ihr Land,
Und segnen jene Sterne, die Licht ihm zugewandt,
Und singen diese Lieder in alle ferne Zeit
Daß noch der späte Enkel sich dieser Mähr erfreut.

Lang feierten die Priester im altenberger Dom
Der Seeligen Gedächtniß, doch in der Zeiten Strom
Schoß auch die Hall zusammen, die ihre Gruft umschloß,
Für ihrer Seelen Ruhe längst kein Gebet mehr sproß.

Drum soll in unsern Herzen ihr ewig Denkmal sein,
Dort stralen ihre Namen in hellem Freudenschein:
Was auch die Zeit zerstöret, was auch die Zeit zerbricht,
Sie nimmt den Ruhm der Helden und Glück der Minne nicht.

Ja hoher Ruhm des Helden den Grafen hell umstralt
Und Irmgards freundlich Wirken hold Lieb und Treue malt;
Der Seeligen Gedächtniß birgt keine Todesnacht,
In unsers Landes Liedern tönt ihre Tugendpracht.

Anmerk. Heinrichs und Irmgards Leben bietet uns das schönste Bild von häuslichem stillen Glücke und ritterlichen Fahrten einer thatenreichen Zeit. Was uns die Chronisten davon aufgezeichnet haben, ist anziehend und denkwürdig. Die Freundschaft zwischen Berg und Limburg tritt schon hundert Jahre früher hervor, da Adolph II. von Berg und Herzog Heinrich von Limburg im Heere des Kaisers Heinrich IV. treue Waffengenossen waren. Diese Freundschaft vererbte sich zu den Söhnen, welche gemeinschaftlich Brabant bekämpften

und so fort, bis Walram der II. von Limburg und Adolph V. von Berg ihre einzige Kinder und ihre Länder verbanden.

Der junge Heinrich von Limburg ward als ein mannhafter Ritter schon frühe rühmlichst bekannt und besonders in der Schlacht bei Bonvines zeichnete er sich (1214) durch große Tapferkeit aus. Irmengard war durch Schönheit, Klugheit und Tugend eines solchen Helden würdig. — Das Jahr der Eheverbindung der Fürstenkinder ist wahrscheinlich 1214. Zu dem 1. und 2. Gesange der vorliegenden Romanze genügen als Beleg die Sitten der damaligen Zeit. Daß Kaiser Friedrich II. schon im 1. Gesange erscheint, möge die Anhänglichkeit der Limburger und Berger an das umstralende Haus der Hohenstaufen und besonders Heinrichs spätere Freundschaft mit dem großen Kaiser Friedrich II. entschuldigen helfen. — Vom dritten Gesange an hält sich die Erzählung streng an der Geschichte. Man vergleiche hier unter andern: Teschenmacher, Annales p. 430 et sq.; Brosius, pag. 18 et sq.; Lurä Fürstensaal, S. 1127; Aschenberg, bergisches Taschenbuch, Jahr 1801 und v. Zuccalmaglio Geschichte von Altenberg, Seite 114 und folg. — Der im dritten Gesange erwähnte Erzbischof Engelbert von Cöln, der nach seines Bruders, des Grafen Adolph V. von Berg Tode (im J. 1219 am 8. Juli) zu der bisher verwalteten Regierung von Berg auf eigne Hand kam, kommt schon in dem ersten Hefte dieses Werkes vor, wo die Geschichtsquellen auch mitgetheilt sind. Die Lebensgeschichte des Isenburgers, der im 4. Gesange erscheint, wird in der Folge hier niedergelegt werden. Ueber den Kampf zwischen Berg und Mark und die Isenburgische Erbschaft findet man Ausführliches in Kapp, Regenten und Volksgeschichte, Bd. I. S. 469 und folg., wo auch die Quellen angegeben sind. —

Die Todtenklage zu Anfang des 7. Gesanges sind die Worte eines Epitaphiums zu Altenberg aus dem XIII. Jahrhunderte. Graf Heinrich von Berg, Herzog von Limburg (in Brabant) starb am 7. November 1244 in einem Alter von 60 Jahren auf seinem Schlosse zu Lennep. Seinem letzten Willen gemäß sollte Irmengard die Regentschaft von Berg mit ihrem Sohne Adolph gemeinschaftlich führen; da aber Mutter und Sohn von ganz verschiedener Politik geleitet wurden und jene den Hohenstaufen ergeben blieb, während dieser sich den Empörern anschloß, so kam es zu einem unseeligen Zerwürfnisse, das durch einen Vergleich beigelegt wnrde, nach welchem sich Mutter und Sohn in das Land theilten. Irmengard starb im Jahre 1217. Die Lebensbeschreibung und die Grabschriften beider findet man ausführlich in der mehrerwähnten Geschichte von Altenberg.

II.

Das Kloster Heisterbach und der Mönch Cäsarius,

eine historische Darstellung.

Wer den Rhein bereiset, um die an seinen Ufern reich ausgespendeten Naturschönheiten zu bewundern, und dem erhabenen Drachenfelsen über der alten Frankenstadt Königswinter seine Huldigung dargebracht hat, der versäume ja nicht, von der stolzen Höhe, von dem Denkmal alten Heldengeistes, landwärts hinabzusteigen und in das bescheidene Thal hinter dem Stromberge zu den Reliquin des mittelalterlichen Frommsinnes zu wallfahrten! Von Königswinter führt der alte Burgweg anfangs zwischen freundlichen Rebenhügeln durch Gärten und Saaten, dann durch Feld und Wald in ein rings von hohen Waldbergen umschlossenes Kesselthal, den sogenannten Heisterbacher Mantel. Eine freundliche Meierei und Trümmer von breiten glatten Kirchen- und Klostermauren sind dort die Ueberreste der weiland so hochberühmten und blühenden Cisterzienserabtei Heisterbach. Noch zeugen die Ruinen des Kirchenthores, gewaltige Gewölbmassen von schlanken hohen Säulen getragen, von der ehemaligen Herrlichkeit des Klosters, das für ein Meisterwerk der reingothischen Baukunst galt. Der Freund von Kunst und Alterthum findet im Anschauen dieser kühnen Gestaltungen des Mittelalters noch immer reiche Entschädigung für die Mühe der Wanderung und die romantische Lieblichkeit des abgeschlossenen Thales entzückt das für Naturschönheiten empfängliche Gemüt, dem hier Sagen und Mährlein den Reiz der Gegend erhöhen und es hinführen durch die Jahrhunderte, die solche Denkmale der Frömmigkeit errichteten und zerstörten. —

Ein edler Ritter mit Namen Walter, dessen Geschlechtsname uns nicht aufbehalten blieb, entfloh zu Anfang des XII. Jahrhunderts dem Geräusche der ihm verleideten Welt, verließ Freunde und Habe, erwälte

die freiwillige Armut und kam in dem Gewande eines büßenden Einsiedlers auf den damals nur mit düsterer Waldung bedeckten Stromberg, wo er sich eine Hütte bauete, und dem Schiffbruche der Welt nackt entgangen, sich dem Kampfe für Christus gelobte. Die Bewohner von Königswinter, zu deren Gemeindegut der rauhe Stromberg gehörte, schenkten dem heiligen Manne die Höhe und er fing an, mit eignen Händen den Wald auszurotten und ein Gärtchen zu schaffen, von dessen Ertrage er lebte. Bald bauete er auch neben seine Hütte eine kleine Kapelle, die er der Jungfrau Maria weihete! viele Gaben der zu ihm strömenden Pilger setzten ihn in den Stand, das Heiligthum auszuschmücken, und da er ein Priester im Orden des heil. Augustinus war, las er mit Zustimmung des Erzbischofs von Cöln, Bruno von Berg, dort Messe und rief immer mehr fromme Pilger zu Gebet und Psalmensang auf den hohen Stromberg, wo vormals nur das Geräusch der Jagd und das Geheul der wilden Thiere vernommen wurde. Bald ließen sich mehrere Ordensbrüder des heil. Augustinus bei ihm nieder; die Hütte wurde in ein kleines Kloster und die hölzerne Kapelle in ein Kirchlein aus Stein umgeschaffen, welches heute noch von dem Stromberge herabschauet. — Papst Cölestin II. nahm das so entstandene Kloster in seinen besondern Schutz und verlieh ihm die apostolische Bestätigungsurkunde, datirt Lateran vom 19. Febr 1143. Die neue Kirche wurde dem Apostelfürsten Petrus geweihet und daher nannte man den Stromberg auch Petersberg und das Kloster heißt in der päpstlichen Urkunde mons Sancti Petri. Beinahe vierzig Jahre hatte das Kloster bestanden, als der fromme Abt Walter im Rufe der Heiligkeit starb und die Mönche wegen der Beschwerlichkeit der Lage auf steilem Berge in das Sulzthal auswanderten, wo sie mit erzbischöflicher und päpstlicher Zustimmung das Augustinerkloster Reußrath stifteten. Damals aber stand der Orden der Cisterzienser wegen seiner heiligen Strenge in hohem Rufe, und weil in dem Erzstifte Cöln dieser heil. Boden noch so selten war, gedachte der Erzbischof Philipp von Heinsberg auf den verlassenen Petersberg eine Cister-

zienser-Colonie zu berufen und Gott durch eine solche Stiftung zu verherrlichen. Zwar wollten seine Erben aus Furcht vor Verkürzung ihres Gutes ihm davon abrathen, aber er sagte: »Es würde um Kirche und Land besser stehn, wenn eine wahrhaft heilige Genossenschaft (und dies seien einzig die Cisterzienser) für seine und Aller Sünden bete und Gottes Lob erhebe; solche Männer schadeten Niemanden, während sie vielen nützlich wurden, sie raubten nicht fremdes Gut, während sie das ihrige Allen mittheilten!« — Und wirklich verdienten die Cisterzier damals dieses Lob, denn sie ließen sich nur in öden Waldgegenden nieder, schufen die Wildniß zu fruchttragenden Feldern um und lebten blos von ihrer Hände Fleiß, während schon reichere Orden nur auf Mehren und Verzehren dachten. —

Erzbischof Philipp wandte sich mit seinem Verlangen zu dem Kloster Himmelrath in der Eifel, und dort wurden zwölf Mönche erlesen, welche das Kloster stiften sollten. Der edle Gerhard von Kaster kam als Abgesandter des Erzbischofs am 22. März 1188 mit der Mönchskolonie auf dem Stromberge an, und diese führte als Baarschaft blos vier trierische Thaler bei sich und hatte jetzt keine andere Nährquelle, als den rauhen Boden des hohen Stromberges. Hermann, der ehemalige Prior zu Himmelrath, ein wegen seiner Strenge und Frömmigkeit sehr verehrungswürdiger Mann, wurde zum ersten Abte der kleinen Genossenschaft erwält. Bald waren die ordensregelmäßigen Einrichtungen getroffen, und man fing neben eifrigen Gebeten und gottesdienstlichen Verrichtungen an, die aufgegebenen Gärten der Augustiner zu vergrößern, und den dichten Wald in Getreidefelder zu verwandeln. Allein dem kargen Boden war wenig abzugewinnen, der Wassermangel wurde besonders drückend und bei der hohen Lage wurden die Felder durch Frühlingsreife und Sommerdürre verderbt, so daß bei aller Freigebigkeit der frommen Nachbaren der Convent in Mangel und Dürftigkeit gerieth. Da entfiel einigen Mönchen der Mut, dort länger zu wohnen, sie murreten über die Beschwerlichkeiten des Ortes und verlangten sogar von dem Abte Hermann

mit Ungestüm, daß er sie wieder zurück nach Himmelrath führe, indem der Stromberg zwar zum Aufenthalte der wilden Thiere geeignet sei, allein Menschen keinen schicklichen Wohnplatz darbiete. Weil Abt Hermann diese lauten Klagen nicht mehr zu beschwichtigen vermochte, er als tapferer Gottesstreiter aber auch die Schmach einer feigen Flucht nicht theilen, und seinem Convente zuziehen wollte, so trug er die Sache mit der Bitte um einen geeigneteren Wohnplatz dem Erzbischofe Philipp vor, welcher, da ihm als Herrn von Löwenburg die umliegenden Weiler und Gehöfte gehörten, zum neuen Anbau einer Meierei in dem rückwärts gelegenen Thale dem Orden schenkte, welche von den ehemaligen Bewohnern Heisterbach genannt war, und am Fuße des Stromberges in einem anmutigen wohlbewässerten fruchtbaren Thale lag. Dorthin wanderte Hermann mit seinen Mönchen im vierten Jahre seiner Abtschaft (1191) aus, richtete die schon vorhandenen Gebäude der Meierei zu einem Kloster ein, ließ ein Kirchlein bauen, begann die umliegenden düstern Waldungen auszurotten, und die bisherige Wildniß in ein segenreiches Saatenthal umzuschaffen. Mit neuerwachtem Muthe erhoben jetzt die Mönche das Lob des Herrn und die Spuren ihres Fleißes wurden rings in heilbringenden Anlagen sichtbar. Dem Bergkloster entsprechend, nannten sie ihn neue Abtei St. Petersthal; doch erhielten sie vom Pabste Cölestin III. den Schutz- und Bestätigungsbrief für das Bergkloster, erst nach dem sie zwei Jahre drunten gewohnt hatten, woraus hervorgeht, wie langsam damals noch die Communication mit Rom und die dortigen Geschäften betrieben wurden. Ihrer Formel wegen, die für alle dergleichen Urkunden dieselbe ist, möge diese Bulle hier Platz finden. Sie lautet verdeutscht:

»Bischof Cölestin, Knecht der Knechte Gottes, seinen geliebten Söhnen, Hermann dem Abte des Klosters Petersberg und dessen Ordensbrüdern, sowohl gegenwärtigen, als die hinfür dort in den heiligen Orden treten werden! — Es geziemt sich, daß wir denen, die ein der Ordensregel gemäßes apostolisches Leben

erwählten, hülfreich beistehen, damit nicht die feindliche Anmaßung irgend eines Menschen die Guten von ihrem Gelübde abwende, oder (was fern sei), die heilige Strenge und den Ernst der Regel schwäche. Deßhalb, gebliebte Söhne in Christo, gewähren wir Euch huldreich Euer gerechtes Flehen, und nehmen das erwähnte Kloster der heiligen Gottesmutter und Jungfrau Maria, auf dem Berge des heil. Petrus, in welchem Ihr Euch unter Gottes Schutz gestellet habt, in St. Peters und unsern Schutz auf, und ertheilen Euch mit gegenwärtiger Urkunde die klösterlichen Bevorzugungen. Vor Allem aber wollen wir, daß der Mönchorden, welcher nach Gott und der Regel des heiligen Benedict, sowie gemäß der Anordnungen der Cisterzbrüder in demselben Kloster sich jetzt befindet, dort zu ewigen Zeiten gehegt werde. Uebrigens, daß alle Besitzungen, alle und jede Güter, welche das Kloster gegenwärtig in rechtmäßigem kanonischen Besitze hat oder in Zukunft durch die Verleihung der Päpste, durch die Freigebigkeit der Könige oder Fürsten, durch Schenkung der Gläubigen, oder auf andere rechtmäßige Weise mit Beistand Gottes erlangen wird, Euch und Euren Nachfolgern unverkürzt und unangefochten bleiben sollen. Gegeben im Lateran ꝛc. 1193.« —

Nachdem Abt Hermann im Jahre 1195 zum Abte seines Mutterklosters Himmelrath berufen war, wurde Gebhard, ein Kölner, zum Abte in Heisterbach erwält. Dieser war ein Mann von vielem Eifer, und gewaltiger Heiligkeit, von dessen wunderbaren Bekehrung zum Orden und dessen Weissagungen der Geschichtschreiber Cäsarius, sein Zeit- und Klostergenosse erzält. Unter vielen andern Tugenden war diesem Gebhard die Mildthätigkeit besonders eigen, und er ward in dem Hungerjahre 1197 ein Wohlthäter und Erhalter vieler Armen, wobei der Himmel diesem heiligen Manne ein solches Wohlgefallen bewies, daß nach des Augenzeugen Cäsarius Zeugniß die milden Gaben in des Händen der Empfänger vervielfältigt wurden, die Getreidevorräthe gleich dem Oelkrüglein der Wittwe zu Ephesus nie ausgingen, und das für

die Armen bestimmte Brod sich im Backofen an Zahl und Größe vermehrte u. s. w. Aber auch ein sehr thätiger Mann war Abt Gebhard und seinen Unternehmungsgeist wie seinen Sinn für die großartige Kunst, beurkundete viele Jahrhunderte hindurch das herrliche Klostergebäude und die Kirche, deren Plan er entworfen, und deren Bau er begonnen hatte. Unermüdliches Ausrotten der Waldungen, Vermehrung des Ackerbaues hatten die Einkünfte des Klosters bedeutend vermehrt, fromme Weltliche und immer häufiger zuströmende Novizen und Converse dasselbe bedeutend beschenkt und vergrößert. Gebhard aber, hatte Alles so trefflich verwaltet, daß bald Wohlstand blühete, wo jüngst noch Mangel gedrückt hatte, und nachdem der zahlreiche Convent gezwungen gewesen, eilf Jahre hindurch ohne anständiges Abteigebäude in den alten und niedrigen Bauernwohnungen zu hausen, wurde auf des Abtes Vorschlag und Antreiben der Bau des herrlichen Gotteshauses begonnen. Als der Sohn eines reichen Patriziers hatte Gebhard den Sinn für ein solches Unternehmen wie auch nicht geringe Kenntnisse im Bauwesen aus seiner kunstreichen Vaterstadt herübergebracht. Zu den Ersparnissen des Klosters brachte er zu diesem Zwecke sein eigenes nicht unbedeutendes Vermögen, und erweckte viele Cölner zur Freigebigkeit und zur Theilnahme an dem gottgefälligen Werke. Auch viele benachbarte Edlen, worunter besonders Graf Adolph von Berg, Heinrich von Sayn, Gottfried Herr von Löwenburg und vor Allen die Gräfinn Jutta von Landsberg wurden des Klosters Wohlthäter, und so wurde denn im März des Jahres 1202 (46 Jahre vor der Grundsteinlegung des neuen Doms zu Cöln, 53 Jahre vor der altenberger Kirche) der Bau begonnen, und mit regem Eifer gefördert. Doch Gebhard erlebte die Vollendung seines schönen Werkes nicht; er starb im 13. Jahre seiner Abtschaft, am 15. Februar 1208, zu Gott gerufen, den Lohn seines segenvollen Strebens zu empfangen, ein lebendiger Stein in dem Baue des himmlischen Jerusalem. Cäsarius, sein Biograph, schreibt wie viel Freude sein Hingang unter den

guten Engeln und welchen Verdruß er unter den bösen Geistern erweckt habe. Cäs. lib. XII. c. 5

Heinrich, ein christlich frommer Mann, trat nach Gebhards seligem Tode die Abtswürde an, und führte dieselbe 35 Jahre hindurch zu hohem Ruhme. Er erhielt die apostolische Bestätigungsbulle vom Pabst Innocenz III. für das Kloster im Thale des heil. Petrus, sonst aber ganz gleichlautend mit der eingerückten Bulle Cölestins, und datirt vom 28. August 1213! Unter Abt Heinrich wurde der Bau der geräumigen Abteygebäude und der prachtvollen Klosterkirche vollendet, letztere am 28. März 1233, nach 31jährigem Bau feierlich eingeweiht, Heinrich ließ 18 Altäre errichten. Er starb in hohem Alter im Jahre 1244 und ihm folgte Gerhard, ein Cölner, der ein bedeutendes Vermögen einbrachte.

Unter Abt Eckbert im Jahre 1298 blühete das Kloster sehr; der Graf Wilhelm von Berg und der Graf von Heinsberg verliehen ihm mehrere Güter und Gerechtsame; die Einkünfte, wie die Zahl der Mönche vermehrten sich bedeutend, und die Abteygebäuden dehnten sich immer weiter aus. In der Hungersnoth 1346 bis 1348 war Abt Nikolaus ein Wohlthäter der Armen. Die Kirche, welche im Jahre 1348 durch ein Erdbeben bedeutend gelitten hatte, stellte er her, und verschönerte sie mit mehreren Altären. Ungefähr 100 Jahre später litt das Kloster sehr durch die Fehde des Herzogs von Berg mit dem Grafen von Heinsberg, wobei das Kloster geschätzt und mehrere seiner Güter verwüstet wurden. Bald aber waren die Spuren solcher Verheerungen wieder verwischet, das Kloster gedieh zu hohem Reichthume in Frieden und Unverletzlichkeit, bis es im trugsesischen Kriege (1588) große Noth erlitt. Der Graf von Neuenahr kam mit seinen Truppen über den Rhein, verheerend und raubend. Nachdem das Kloster geplündert worden, wurde es angezündet, und als die Flammen alles Verbrennbare verzehrt hatten, stand das Gebäude viele Jahre ohne Dach, dem Einflusse der Witterung schutzlos ausgesetzt. Da stürzten die schönen Gewölbe des Dormitoriums, des Kreuzgangs und des Refec-

toriums. Nur die Kirche blieb auch Dachlos in ihrem alten Glanze

Nachdem das Kriegswetter verzogen war, begann Abt Johannes Buschmann im Jahre 1594 die verlassenen Klostergebäude wieder bewohnbar zu machen, und aus Ruinen und Brandschutt, stieg die Abtei wieder schöner empor, die nun 200 Jahre im höchsten Wohlstande blühete, dann aber wieder von Kriegslasten gedrückt, und im Jahre 1805 endlich von der baierischen Regierung aufgehoben wurde. Die Mönche erhielten Pension, und die Abteigebäude und alle Güter des Convents wurden für Staatseigenthum erklärt. Nach der Abtretung des bergischen Bodens an Frankreich, wurde das herrliche Klostergebäude zum Abbruche verkauft, und die schön behauenen festen Mauersteine den Rhein hinuntergefahren, um sie an der Festung Wesel zu verbrauchen. So gestalteten sich die heiligen Mauern des Friedens zur Umschirmung eines Waffenplatzes.

Was noch von dem Chore der Kirche zu Heisterbach blieb, ist wenig, aber dies Wenige bleibt als ein herrliches Denkmal der Beachtung würdig und werth, daß es, was mit geringem Kostenaufwande geschehen könnte, uns erhalten, und vor dem Einflusse der Witterung sicher gestellt würde. Die Abteien Heisterbach und Altenberg, waren Ordensschwestern, und hatten sehr ähnliche Schicksale; mögte die Theilnahme, welche das zusammengestürzte Chor der Kirche zu Altenberg gefunden hat, auch Heisterbach finden. Hinsichtlich der Baukunst wäre es eben so wünschenswerth. Es ist unstreitig die schönste Ruine am ganzen Rheinstrom. Schande und Schmach über die mutwilligen Franzosen, die das kunstvolle Denkmal des frommen Abtes Gebhard, das herrliche Kloster, in welchem so viel Schönes erblühete, das so viel Gutes gestiftet hatte, kalten Herzens zerstörten! —

Dort wo in stiller Thalesabgeschiedenheit so viele fromme Mönner bei Gott und Engeln weilten, sollen nach der Erzählung dortiger Landsleute noch oft die längstverstorbenen Mönche, als gute Geister zwischen den Ruinen erscheinen. Auch Gebhards des alten

Abtes Geist soll nach der Sage noch oft gesehen worden sein, wie er die Gräber seiner Ordensbrüder, und die Ruhestätten der dort begrabenen Dynasten von Löwenburg und Drachenfels umwandelt und zälet. Ein Grab fehlet ihm noch, und dies wird mit dem Zusammenrollen der letzten Chorerstürmer geöffnet. So muß an dem Denkmal einer wundervollen Zeit das Wunderbare haften. Mögen wir uns aber bei diesen noch fortlebenden Sagen jüngerer Zeit, auch des Mönches Cäsarius von Heisterbach erinnern, der hier alle Wundermährlein die er hörte, und alles Wunderbare, was sich im Kloster begab, zur Erbauung der Gläubigen niederschrieb. Da bauen sich die zerstörten Hallen mit hohem Glanze wieder auf, und beleben sich zum Lobe des Herrn. Da flattert eine weiße Taube über der Kanzel, wo der fromme Abt Heinrich das Wort Gottes verkündet, und das Antlitz des messelesenden Priesters leuchtet im Verklärungsglanze. Selbst die Heiligenbilder regen sich und stimmen in die Chöre der Mönche ein; Stimmen unsichtbarer Engel erschallen an hohen Festtagen, und Heilige nicken und lächeln den frommen Ordensbrüdern zu. Aber den faulen Mönch, der im Chore, wo er beten sollte, eingeschlafen ist, trifft gerechte Strafe: der große steinerne Christus kommt von seinem Postament am Altare herunter gestiegen, und zupft ihn bei der Nase, oder gibt ihm eine derbe Ohrfeige, daß er vor Schrecken stirbt. Des Nachts kommt die Jungfrau Maria in's Dormitorium, wo die Mönche gemeinschaftlich schlafen, und sich zum Lobe Gottes und zur Arbeit nur kurze Zeit zu erholen; an dem Lager derjenigen, die von Weltdingen träumen oder aus Bequemlichkeit den Gürtel abgelegt haben, geht sie schamroth vorüber, aber sie weilt lächelnd bei dem Lager des strengen Weltüberwinders, und neigt sich zum Kusse über die Lippen, welche ihr Lob unaufhörlich verkünden; da wendet sich der keusche Mönch, dem der Traum die Augen seiner Seele geöffnet hat, scheu vor der Berührung eines Weibes, erschreckt fährt er empor, und sieht erwacht die liebliche Gestalt zerfließen. — Jedoch nicht Gott und die Heiligen

allein, auch böse Geister gehen in den Klosterhallen um, der Uebung im Guten wegen, und damit die Tugend durch den Sieg über den Bösen desto mehr verherrlicht werde. Dämone sehen zu können, ist eine sonderliche Gabe Gottes, keinem Mönche, der darum bittet, wird sie versagt, und mit ihr sieht er allerlei Spuck in der Kirche, wie im Kloster umhertanzen, und er vermag, sich manches zu erklären, was ihm sonst unbegreiflich bleiben müßte.

Den frommen Mönch Gundolph, welcher des Nachts zu lesen pflegte, zupft ein Dämon rücklings am Ohre, bläst ihm das Licht aus, klappt das Buch zu, oder wirft etwas auf die Buchstaben, dieselben zu bedecken, und tanzt dann mit unzüchtigen Gebärden umher; aber Gundolph wirft ihn mit der heil. Schrift an den Kopf, daß er taumelt, und fürderhin ausbleibt. Den frommen Pater Meingosus, der wegen Lahmheit auf Krücken durch den Klosterhof humpelt, läuft der Satan in Gestalt einer garstigen Sau immer gegen die hülfreichen Stäbe, daß der arme Mann nur zu neuem Purzeln wieder aufsteht, allein da gewahrt er den Spuck und exorzirt die Sau, daß sie quickend, wie unter dem Messer des Schlächters, davon läuft, und sich in den Rhein stürzt. — Zwischen zwei Mönche, die im vertraulichen Gespräche als Freunde dem Kloster zuwandern, tritt unsichtbar der Böse, und gibt ihnen Ohrfeigen und Rippenstöße, daß, indem jeder glaubt, sein Begleiter thue dies, einer den andern feindlich anfällt, daß die Mönche im Zorn die Pilgerstöcke auf den Glatzen entzwei schlugen, und gar übel zerraufen, bis sie durch des Teufels Hohnlachen sich angeführt gewahren, und den Bösen mit Kraftflüchen hinunter donnern. —

Ja selbst in das Chor der psallirenden Ordensbrüder tritt der Satan störend, schreit falsche Töne in die heiligen Harmonien und stiftet solchen Zank, daß sich die Herren untereinander mit den Chorkappen um die Ohren schlagen, und die Bärte zerraufen. Da sieht der Prior Gosbertus vom Altare den Satan hohnlachend in dem Tumulte, oft kohlschwarz und zottig gleich einem Bären, oft auch roth wie glühend

Eisen. Den Mönch Isenbard, der mehr seines Leibes als seiner Seele pflegt, und die für die Kranken bestimmten Fleischgerichte auffspeiset, sieht man von schwarzen Katzen umschmeichelt und eine Kröte, so groß wie ein Huhn vor ihm im Chore sitzen. Der leckere Sigerus, der sich an einem Fasttage ein Stück Wildpret zulegen will, findet beim Ausweiden, statt des Eingeweides lauter giftige Schlangen. Ein anderer aber, dem die Enthaltsamkeit wie ein Hasenschaden angeboren war, und der sich schon als Säugling des Freitags von der Muttermilch enthalten hatte, brachte es dahin, 40 Tage ohne Speise zu sein. Ein Mönch, der sich mit einem Weibe mehr als billig eingelassen, und ehe er dies gebeichtet hat, Messe lesen will, sieht Blut statt Weines im Kelche, und vermag diesen mit Leibeskraft nicht zu erheben, bis er gebeichtet. Ein wißbegieriger Mönch, welcher die Necromantie betrieb, und von einem heraufbeschworenen Dämon in die Hölle geführt wird, sieht hier viele seiner verstorbenen Freunde, die er sonst nicht für gottlos gehalten, mit den größten Qualen für ihre Verruchtheit für die Dauer der ganzen Ewigkeit gezüchtigt. Ein Raubritter, der einer armen Wittwe die einzige Milchkuh nahm, muß dort beständig rücklings reiten auf einer feurigen Kuh, die ihm mit ihren Hörnern den Rücken zerfleischt; der Ritter Ludolph, dem einst auf kothigem Wege sein schönes Scharlachkleid von einem Bauern beschmutzt wurde, und welcher zur Strafe hierfür dem tapischen Bauern einen Fuß abgehauen hatte, muß in Ewigkeit ein eisernes Wamms tragen, das hochroth glüht wie Scharlach; — der verstorbene Pfalzgraf, der sich um die Geistlichkeit wenig gekümmert, sitzt dort über einer Feueresse, die von Teufelchen stets geschürt und aufgeblasen wird: er ruft beständig, daß er nur dann Gnade finden könne, wenn sein Sohn all sein Gut den Klöstern abtrete! Der Mönch Meinerus wird in den Himmel entzückt und sieht alle Seeligen an einer langen Tafel versammelt: unter diesen aber meistens Leute in Ordensgewändern, wenige Leutpriester und Bischöfe, und fast gar keine Weltliche; das zieht nach dem Kloster u. s. w. —

Dies ist ein Bild, das uns Cäsarius von dem Klosterleben seiner Zeit darbietet; viel treuer und treffender als in großen Abhandlungen über Mittelalter und Mönchthum dies Treiben erscheint. Das höchstmerkwürdige Buch des Cäsarius ist ein Beweis, wohin bei einsamem beschaulichen Leben, bei mißverstandenen Lehren des Christenthums der Mensch ausarten könne.

Cäsarius war geboren in der damals in Reichthum und Wissenschaften aufblühenden freien Reichsstadt Cöln aus einer angesehenen Patrizierfamilie, gegen das Jahr 1180. Die frommen Eltern schickten ihn schon frühe in die Schule des St. Andreasstiftes und bestimmten ihn, besonders seiner Schwächlichkeit halber, zum geistlichen Stande. Durch Kreuzzugsprediger, die das Gemüt des jungen Schülers besonders erregten, wurde er für den Klerus noch mehr entflammt und selbst ein Mirakel bestimmte ihn für die Kirche. Er war nämlich in eine hartnäckige Krankheit verfallen, und sein jammervoller Zustand ließ keine Hoffnung zur Genesung mehr aufkommen. Seine Mutter hatte aber von zurückkehrenden Kreuzrittern eine Sarazeninn gekauft, die sie taufen ließ, und da dieselbe eben von der Tauffeier aus der Kirche kam, als der junge Cäsarius hoffnungslos darnieder lag, so nahm die Mutter das noch von Weihwasser triefende Gewand des Mädchens und deckte es dem kranken Sohne über, welcher durch die Kraft des Taufwassers jetzt plötzlich genas. — Cäsarius betrieb seine Studien mit großem Eifer, wurde Priester, wurde Kanonich des Andreasstiftes und stand im Rufe der Frömmigkeit und Gelehrtheit. Als er im Jahr 1199, zu der Zeit, als das Erzstift Cöln durch den Kaiser Otto verwüstet wurde, zwischen Cöln und Brühl zufällig mit dem Abte Gebhard aus Heisterbach zusammen traf, so überredete ihn dieser der Welt zu entsagen und in der Einsamkeit des strengen Cisterzienserklosters sein Leben Gott darzubringen. Der neunzehnjährige Jüngling trat als Novize in den Orden ein, und wurde seiner Wissenschaften halber, bald zum Lehrer der Ordensneulinge bestimmt. Als solcher schrieb er im Jahr 1222 seine Dialogen,

Klostergespräche zur Erbauung junger Mönche geschrieben. Der Inhalt ist: Merkwürdige Begebenheiten damaliger Zeit, Wunder und Klostersagen in 12 Büchern, welches Werk in große Aufnahme kam und mehrmals, zuletzt aber im Jahr 1599 gedruckt wurde. Ferner schrieb er:

2) eine Chronik der Erzbischöfe von Cöln, deren Handschrift im Kloster Altenberg aufbewahrt wurde;
3) über die Evangelien der Heiligen, in 2 Büchern;
4) Zwei Bücher über die sonntäglichen Evangelien;
5) Ein Buch, Predigten an die Novizen;
6) Das Leben des heil. Engelberts, Bischofes von Cöln.

Diese Sachen sind in barbarischem Latein aber mit vieler Darstellungsgabe und einer Naivität geschrieben, die vielleicht noch unerreicht ist. Um aber die Weise des Mönches Cäsarius zu bekunden, mögen einige seiner kleinern Erzälungen blos mit Weglassung einiges Anstößigen hier Platz finden.

Ein junger Ritter erbte großen Reichthum, war aber ruhmsüchtig und leichtsinnig, vergeudete seine Habe und ward zum Bettler. Aus Scham vor Bekannten gedachte er auszuwandern, als ihm ein Lehensmann begegnete, der mit dem Teufel im Bunde stand. Dieser versprach ihm wieder an Geld, Gut und Ehren zu verhelfen. Er führte ihn um Mitternacht an einen Sumpf und redete mit Jemanden. Der Ritter fragte: »Mit wem redest du?« Da sprach der Dienstmann: »Mit dem Teufel,« und der Teufel erschien und versprach dem Ritter große Reichthümer, wenn er ein einziges Wort ausspreche, womit er Christo abschwöre. Der Ritter von Aussicht auf Ruhm und Güter verblendet, von Armut aber gedrängt, schwur dem Herrn ab. Da sagte der Teufel: »Dies genüget noch nicht, du mußt auch der Muttergottes abschwören, denn wen Gott nach der Gerechtigkeit verwarf, den vermag sie gemäß ihrer Barmherzigkeit wieder zu beseligen!« — Da ergriff den Ritter die bitterste Reue, er eilte davon in enie Kapelle, warf sich vor einem Gnadenbilde, das die Muttergottes mit dem Jesuknaben vor-

stellte, nieder und flehete sie unter Thränen um ihre Fürbite an. Da sprach die Mutter zum Jesuknäblein: »Verzeihe dem Sünder!« Der Knabe aber wandte sich ab und rief: »Nein! dieser Mensch hat mir abgeschworen!« Mit aller ihrer Gütigkeit wiederholte nun Maria die Bitte, aber der Sohn blieb bei der Weigerung. Da setzte die Mutter den Knaben entrüstet mit den nackten Beinchen auf den kalten Altarstein und sagte: »Bedenke was es heißet, Vater und Mutter ehren! — ich bitte dich dringend, daß du den Sünder um meinetwillen begnadigest!« Da sprach der Knabe: »Ja ihm sei verziehen auf Eure Fürbitte« — und nun nahm die Mutter das Knäblein wieder auf den Arm und der Ritter pries die Gnade der Himmlischen. — Der Ritter aber, welcher die Güter des Verarmten besaß, war anwesend; hinter einen Pfeiler im Dunkel stehend, hatte er alles gewahrt, er wurde gerührt und gab dem Verarmten sein voriges Gut als Lehen zurück.

Als Probst Ulrich mit einem jungen Mönche einst in Geschäften über Land ritt, begegnete ihnen von ungefähr eine sehr schöne Dirne. Der Probst grüßte freundlich, indem er sein Roß wandte, und das Mädchen erwiederte stehen bleibend gar höflich seinen Gruß. Als sie nun einige Schritte vorbei waren, gedachte der Probst den jungen Begleiter zu erforschen, denn er wußte wohl, wie verderblich ein solcher Anblick dem jugendlichen Leichtsinne sei, und sagte: »Jene Dirne schien mir ein gar holdes Geschöpfchen zu sein!« — »Ja wahrlich!« fiel der Jüngling ein: »so ist es auch mir vorgekommen!« — »Doch« entgegnete der Probst: »Eins nur entstellt sie, denn sie ist einäugig!« — »Mit Nichten!« platzte da der Jüngling heraus: »sie hat zwei gar liebliche blaue Aeuglein und die waren so schön, daß ich sie mitfleißig betrachtete und ihrer noch mit Lust gedenke!« — »So — ?« sagte der Probst entrüstet: »ich aber werde deinen Rücken bedenken, denn du solltest in frommer Einfalt kein Weib vor

einem Manne unterscheiden können.« — Darauf kehrten sie ins Kloster zurück und der Convent dictirte auf die Erzälung des Probstes dem Jünglinge eine tüchtige Disciplin von Fasten und Prügel. —

Ein Jüngling aus edlem Geschlechte ward Converse in einem Cisterzienserkloster. Dies erfuhr sein Oheim, ein frommer Bischof, der ihn vor Allen überaus liebte; er kam zu dem Novizen und bat denselben flehentlich, daß er in die Welt zurückkehren möchte; jedoch der Jüngling hielt sein Noviziat aus und wurde Mönch und Priester. Aber auf Anstiften des Teufels, durch den auch der erste Mensch aus dem Paradiese verstoßen wurde, verließ er, Gelübde, Priesterstand und Gott vergessend, das Kloster, und weil er sich schämte zu seinen Eltern zurück zu kehren, so ging er unter die Räuber. Hier wurde er bald in dem Grade böse als er früher gut gewesen war; doch bei der Belagerung eines Schlosses von einem Geschosse verwundet und durchbohrt, schien ihm das letzte Stündlein nahe. Er wurde von den Gefährten in eine entlegene Mühle gebracht, und da alle Lebenshoffnung verschwand, von denselben ermahnt, sich durch die Beichte zum Sterben vorzubereiten. Darauf sagte er: »Was kann mir Buß und Beichte frommen, da ich so viele so unendlich viele Schandthaten begangen habe?« — Die Andern aber entgegneten: »Größer ist Gotteshuld und Erbarmen, als die Verworfenheit des gröbsten Sünders« — und von dieser Wahrheit überredet und von Gott, der ein Steinherz in ein Taubenherz zu verwandeln vermag, zur Buße geweckt, ergriff ihn die tiefste Reue und er verlangte nach einem Beichtvater. Ein Priester kam und unter Seufzern und Thränen sprach der Sterbende: »Herr, die Zahl meiner Sünden ist größer als der Sandkörnlein am Meere; ich war Cisterzienserмönch und bin dem Kloster entflohen; doch die Abtrünnigkeit genügte mir nicht, ich gesellete mich zu den Räubern, die ich an Grausamkeit übertraf; ich habe gemordet, Niemanden schonete ich, und wenn auch die Andern ein

Mitleid bewegte, mich lüstete nur nach Blut; habe Mädchen und Weiber geschändet und Burgen, Weiler und Dörfer verbrannt. — So zälte er noch viele furchtbare Verbrechen auf, die dem Menschen schaudern machen, worauf der Priester, ein sehr dummer Mensch, entrüstet und staunend über die Menge der Verbrechen, höchst unvernünftig entgegnete: »»Die Menge Eurer Verbrechen ist zu groß, als daß Ihr Gnade zu erlangen vermöchtet!«« — Der Räuber antwortete dagegen: »Oft habe ich aber gehört und gelesen, daß Gottes Güte die Bosheit der Menschen überreiche und daß dem Sünder Heil werde, wenn er sich nur zur wahren Reue wendet. Gott will nicht des Sünders Tod, sondern dessen Bekehrung und Leben: drum bitt' ich Euch, daß Ihr mich irgend einer Bußauflegung würdiget! — Doch der thörichte Priester versetzte: »»Du bist verloren und die Buße hilft Dir nichts!«« — Da sprach der Räuber: »So will ich mir selber eine Buße bestellen und wähle mir 2000 Fegfeuerjahre, daß mir darauf die Barmherzigkeit Gottes werde; aber um das Abendmahl bitt' ich Euch!« — Der Priester erwiederte: »»Wenn ich Dich der Buße nicht würdigte, so muß ich Dir gewiß den Leib Christi verweigern«« — worauf der Räuber seine Angelegenheit auf einen Zettel schrieb und den Beichtvater bat, dies seinem Oheim, dem Bischofe zu bringen. Unterdessen starb der Räuber und der Priester brachte die Schrift zum Bischofe, bei welchem alle Liebe für den Neffen wieder neu erwachte, der ihn betrauerte und eine jahrelange Fürbitte in seinem ganzen Bisthum für die verlorene Seele ausschrieb. In allen Kirchen, in allen Klöstern wurde gebetet, Allmosen wurden ertheilt, es wurde gefastet, gewallfahrtet u. s. w. — Als nun das Jahr voll war und der Bischof am Altare stand, um Messe zu lesen für die Seele des Neffen, da erschien ihm dieser bleich, dünn, hohläugig, gespenstig in dem dunkeln blutigen Kleide eines Räubers. Der Bischof fragte: »»wo ist Dein Aufenthalt und wie geht es Dir?«« — Drauf erwiederte das Gespenst: »»ich komme aus dem Qualorte, wohin ich auf 2000 Jahre wanderte; aber durch Eure Fürbitte

sind mir schon Tausend dieser Jahre nachgelassen!«« Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung und der Bischof ließ auch das folgende Jahr für des Neffen Seele fortbeten. Da, als er am selbigen Jahrestage wieder die Messe für ihn las, erschien er aufs neu, aber mit fröhlichem Antlitz, in glänzend weißem Mönchshabite und sagte, daß die Fürbitte ihn jetzt erlöset und ihm den Weg zum Himmel eröffnet habe. —

Cäsarius:*) »In einer Stadt — Worms glaub' ich war's — wohnte ein Jude, der ein überaus schönes Töchterlein hatte. Ein junger Geistlicher, der in der Nachbarschaft wohnte, knüpfte mit derselben einen Liebeshandel an, und so kam es, daß die Folgen des vertrauten Umganges nicht mehr zu verhüllen waren. Die Häuser des Liebespärchens aber waren so nahe, daß der Geistliche, so oft er wollte, unbemerkt zu seinem Liebchen einschleichen konnte. Als die Jüdinn endlich ihren Zustand bemerkt hatte, theilte sie das Geheimniß dem Geliebten mit und sprach: »Was soll ich jetzo beginnen? denn wenn's mein Vater erfährt, so bringt er mich um's Leben!« — Der Geistliche aber antwortete und sagte: »Sei ohne Besorgniß, ich werde dich mit Ehren aus diesem Handel ziehen! Wenn Vater oder Mutter dich fragen sollte: Wie kommt es, Tochter, daß dein Gewand zu enge wird; du scheinst uns so und so, — dann antwortest du: Von solchen Dingen weiß ich nichts, ich weiß blos, daß ich eine keusche Jungfrau bin und mich mit keinem Manne eingelassen habe! Auf solche Weise mußt du fein klug mit ihnen verfahren damit sie dir glauben!« — Der Geistliche aber eifrig bedacht, wie er sein Judenmädchen vor dem Unwillen der Eltern schützen sollte, erfand folgenden Schwank. Er nahm ein Rohr und

---

*) Der Dialog ist zwischen dem erzälenden und lehrenden Cäsarius und dessen Jünger, dem Novizen Apollonius, welcher naive Fragen stellt, wie folgt.

schlich bei stiller Nacht an das Fenster des Gemaches, wo der Jüdinn Eltern zu schlafen pflegten, schob das Rohr durchs Fenster und flüsterte folgende Worte hinein: »O beglückte Lieblinge Gottes, frohlocket, denn siehe! eure Tochter hat als Jungfrau einen Sohn empfangen und dieser wird der Heiland des Volkes Israel genannt werden!« Darauf zog er das Rohr schnell zurück und lauschte. Und der Jude, der über die Worte erstaunt war, stieß seine Frau an und sagte: »Nun, hast du nicht gehört, was gesprochen hat die Stimme vom Himmel?« — und als die Frau dies verneinte, sprach er: »So laß uns beten, auf daß du werdest gewürdigt es zu vernehmen!« — Der Geistliche aber, der Alles erlauscht hatte, schob, während jene beteten, das Rohr wieder hinein, wiederholte die früheren Worte und setzte hinzu: »Eure Tochter müsset ihr wohl in Ehren halten, derselben alle Sorgfalt angedeihen lassen und des Söhnleins mit großem Eifer Acht haben, denn dies ist der Messias, auf den ihr hoffet!« — Da frohlockten die Judeneltern, durch die erflehte Wiederholung der Verheißung nur noch mehr getäuscht, und vermochten kaum den Tag zu erwarten. Da fanden sie aber die Tochter in jenem Zustande, welcher der Geburt vorauszugehen pflegt und sprachen zu ihr: »Sag' uns Töchterlein, woher es ist gekommen, daß du nicht bist wie eine Jungfrau?« — Aber die Tochter antwortete also, wie sie der Geistliche unterrichtet hatte. Da vermochten die Alten ihre Freude kaum zu fassen, sie konnten nicht an sich halten und erzälten ihren Freunden was sie durch den Engel Gottes vernommen hätten. Die Freunde trugen es weiter zu Vettern und Basen, durch Städte und Schlösser; über Land und Sand verbreitete sich das Gerücht, daß ein Judenmädchen zu Worms den Messias gebären werde. Und als die Zeit der Niederkunft heran nahete, strömte eine zahlreiche Volksmasse dem Judenhause zu, dort die hehre Geburt zu schauen und zu frohlocken. Allein der gerechte Gott wendet die eitle Hoffnung des Ungläubigen in Trug, die Freude in Traurigkeit, die Erwartung in Täuschung. Und dies mit Recht,

denn die, deren Väter sich einst mit Herodes über die heilbringende Geburt des wahren Gottessohnes ärgerten, werden dafür durch eine spaßhafte Vorspiegelung genarrt. Doch was geschah? Die Stunde, wann die Aermste gebären sollte, war gekommen, und wie gewöhnlich gab es Schmerz, Wehklagen und Jammer: darauf gebar sie ein Kleines, jedoch keinen Messias, sondern — ein Töchterlein. Und als die schändlichen Juden dies gesehen hatten, wurden sie bestürzt und entsetzten sich; einer von ihnen ergriff in seiner Wut das Kind beim Füßlein und schleuderte es gegen die Mauer. — Apollonius: »Was hat sich aber darauf mit der schönen Jüdinn begeben?« — Cäsarius: »Ihr Vater war sehr entrüstet, züchtigte sie und erzwang durch harte Schläge das vollständige Geständniß des Betrugs.« Apollonius: »Erbarmungswürdig war's, daß des Ungläubigen Tochter durch einen Rechtgläubigen verführt und zur Mutter gemacht, aber nicht zum Heile der Taufe bekehrt wurde, wie es mit dem durch einen Mönch verführten Judenmädchen in der früheren Erzälung der Fall war.« Cäsarius: »Vielleicht vermochte der Geistliche nicht, es dahin zu bringen, oder er fand mehr Ergötzlichkeit daran den gottverfluchten Juden eins zu versetzen, als ihr Töchterlein zu erleuchten. Wenn es, wie du sagst, kläglich ist, eine Ungetaufte durch die Taufe nicht zu erleuchten, so ist es noch viel trauriger, daß jüngst eine Neugetaufte vom Bischofe gezwungen wurde, zum Judenthum zurück zu kehren.« — Apollonius: Ich bin begierig diesen Fall zu vernehmen!« — Und jetzt erzählt Cäsarius, daß eine Jüdinn von einem Mönche vermocht worden sei, sich in einem Cisterzienserkloster taufen zu lassen. Der Judenvater habe sich beim Bischofe um Herausgabe der Tochter verwandt, und der Bischof habe ihm dieselbe gegen eine Summe Geldes versprochen, wornach aber der Jude durch päpstlich Geheiß um Geld und Tochter geprellt worden sei und dergl.

Ein Cisterzienserkloster lag in der Nähe eines Edelhofes, dessen mächtiger Bewohner weder Gott fürchtete, noch die Menschen schonte, der das Kloster oft beunruhigte und ihm Viehheerden, Wein und Getreide wegraubte, so oft es ihm einfiel. So aus böser Gewohnheit des Steigreifs, die er für ein Gesetz hielt, raubte er einen großen Theil der Klosterheerde, und trieb das Vieh auf seine Feste. Abt und Mönche wurden darüber tief bestürzt, und gingen zu Rath, welcher dahinaus fiel, daß einer aus ihrer Mitte zum Räuber gehen, und ihn zur Herausgabe vermögen sollte. Doch der Abt, welcher hier der Erste gewesen sein sollte, sagte: »Ich gehe nicht hin, weil meine Mahnung nichts fruchten wird, und ich in die Luft hinein nicht predigen mag.« So sprach auch der Kellner, so auch der Prior. Darauf sagte der Abt: »Ist denn Niemand in dem Convente, welcher hinzugehen wagt?« Doch als Alle stumm blieben, hub ein spaßhafter Mönch an: »Der Bruder Wido wird gewiß zu dem Gange gewillet sein!« — Dies sagte er aber aus Schalkheit, denn der gute Wido war ein alter über aus einfältiger Mann. Doch wie von Gott dazu besonders angetrieben, sagte dieser: »Ja, ich werde gehorchen, und hineilen, so schnell es meine alten Beine nur vermögen; doch frag' ich Euch, Herr Abt, ob ich auch den Theil der Beute, den man mir vielleicht darbieten wird, mitnehmen soll, oder nicht!« — Der Abt entgegnete, er sollte nur nehmen, was der wilde Ritter ihm vom Raube darreiche, denn Etwas sey doch immer besser als Nichts. Darauf ging Wido als Bote des Convents zu der feindlichen Burg, und trug dem Räuber die Bitte mit einfachen Worten vor, doch weil die Einfalt des Gerechten in den Augen der Bösen stets ein verächtliches Licht ist, antwortete der Burgherr spöttisch lachend: »Geduldet Euch, liebster Herr, bis Ihr mit uns gespeiset habt, dann werde ich Euer Gesuch beantworten!«

Als das Mittagsmahl bereitet war, setzte Wido sich an den gemeinschaftlichen Tisch, und speisete besonders stark von den Fleischgerichten, die ihm in großen Gaben vorgesetzet wurden, denn er vermeinte,

daß diese aus dem geraubten Klosterviehe bereitet worden seien. Der Burgherr saß mit seiner Hausfrau dem Pater gegenüber, und wunderte sich, daß dieser so viel Fleisch esse, als er nur immer vermochte, während die Ordensregel doch den Genuß der Fleischspeisen verbot, und als das Mahl zu Ende war, rief er den Alten zu sich, und fragte ihn: »Ei! sagt mir guter Herr: pflegt Eure Genossenschaft Fleisch zu speisen?« — »Nimmermehr!« antwortete der Gefragte. — »Doch wohl, wenn ihr auf Reisen seid?» — »Nein!« entgegnete der fromme Mönch: »weder im Kloster noch außerhalb desselben!« — »Aber wie kommt es denn, fuhr der Ritter fort: daß Euch heute die verbotene Speise so wohl einging?« — Da versetzte der Mönch: »Als mein Abt mich hierher sandte, gebot er mir, von dem Geraubten Alles anzunehmen, was mir nur dargeboten würde, und weil ich wahrnahm, daß die vorgesetzten Fleischgerichte von der Klosterheerde zubereitet waren, ich aber dabei fürchtete, daß mir nichts weiter davon gereicht werden würde, als was ich mit den Zähnen zu ergreifen vermochte, so speisete ich um des Gehorsams willen davon so viel ich konnte, damit ich nicht ganz leer ausgehe!« — Doch weil Gott dem Gerechten die fromme Einfalt stets lieb ist, und er ihr eine hohe Kraft verliehen hat gegen die Gottlosen, so wurde der rauhe Ritter von der Wahrheit ergriffen, und gerührt durch die schlichte Rede, die der heilige Geist in des Paters Mund gelegt hatte, sprach er: »Guter Vater, ob Eurer heiligen Einfalt, die mich zum Mitleiden bewegt, mögt Ihr, soviel von der Heerde noch übrig ist, ins Kloster zurücktreiben; was ich aber nicht mehr zurückgeben kann, werde ich der Genossenschaft ersetzen, und gelobe hiermit, daß ich sie fürder nimmermehr beunruhigen werde!« — Hierauf dankte der Greis, kehrte mit dem noch übrigen Vieh in's Kloster zurück, und hinterbrachte dem Convente die Worte des Ritters, worauf Alle vor diesem Wunder nicht wenig erstaunt waren. Von Stund an hatten sie Frieden von dem mächtigen Raubritter, und lernten den Werth der Einfalt an diesem außerordentlichen Beispiele hoch-

schätzen. — Der Mönch aber, der in Einfalt vom Gehorsam bewogen Fleisch aß, sündigte nicht, sondern that Gutes, und auch der, welcher unwissend, daß es Fleisch sei, solches genießt, sündigt nicht, wie auch diejenigen nicht sündigen, welche den Mönchen in untadelhafter Gastfreundschaft aus christlicher Liebe solche Gerichte vorsetzen, wenn sie nur nicht täuschen und versuchen wollen.«

III.

Der Schwanenritter.

(Clevische Volkssage aus dem 8. Jahrhundert.)

Wohl sah man einst das Heimatland beglücken
Ein Grafenstamm, der stolze Sprossen trieb,
Wie wir sie heut auf Thronen noch erblicken,
Da manch Geschlecht in öde Nacht zerstieb;
Wohl mag uns jetzt noch manche Mähr entzücken,
Die uns von ihm aus düstern Zeiten blieb;
Doch wollen wir nach seinem Ursprung fragen,
Antworten uns nur bunte Wundersagen.

Wer mag nicht gern der schönen Mährchen lauschen,
Die uns die Zeit der Kindlichkeit gebracht?
Sie flüstern lind wie Frühlingswonnerauschen
Nach Wintersturm aus sternerhellter Nacht;
Und wenn wir auch den steifen Ernst vertauschen
Und lächeln mit, wie man im Traume lacht,
So trifft uns drum doch kein gerechter Tadel,
Denn auch im Spiel zeigt sich der Seele Adel.

Die Sage singt: vor Karls des Großen Tagen
War Dietrich einst, der Graf von Teisterbant,
Durch Biederkeit und heldenkühnes Wagen
Im deutschen Land gar rühmlich rings bekannt.
Die Feinde hatt' er tapfer all geschlagen,
Im Glücke blüht sein schönes reiches Land;
Doch draus ward ihm viel düst'rer Schmerz geboren,
Daß er die Söhn' im Kriege jüngst verloren.

Daheim erblüht in voller Schönheit Prangen
Beatrix ihm, das holde Töchterlein.
Viel Lieder von der Jungfrau Anmut sangen,
Und Freierschaar umzog das Schloß am Rhein;
Doch Niemand konnt der Holden Herz erlangen,
Vergeblich seufzt verschmähter Liebe Pein;
Die reiche Maid nicht rührten Flehn und Lieder,
Sie blickte kalt auf alle Werber nieder.

Doch nicht verschmäht sie gold'ner Liebe Freuden,
Da deren Bild zu Lust in ihr erwacht;
An solchem mogt' sie sich so gerne weiden,
Drum freudenklar ihr blaues Auge lacht.
Blos einzig dies war wieder all ihr Leiden,
Daß nur ein Traum den Ritter ihr gebracht,
Der dort, umstralt von Hoheitsglanz erschienen
Und angelobt, ihr minniglich zu dienen.

Da riß der Tod die Eltern tief zum Grabe,
Beatrix fand sich trostlos und allein;
Die Feinde nahn! sie fordern Dietrichs Habe!
Wie mochte da der Armen Hülf gedeihn?
»O daß er käm' und mich Verlass'ne labe!«
So seufzte sie vom hohen Schloß am Rhein —
Da schaut! ein Schiff von einem Schwan gezogen
Zieht dort heran auf spiegelhellen Wogen.

Und wie der Kahn sie nähert sanft und milde,
Erblicket sie den schönen Ritter drin;
Drei Rosen glühn auf gold'nem Wappenschilde
Und Edelstein stralt funkeln um ihn hin.
Wer mag er sein? wohl gleichet er dem Bilde,
Das lange schon erfüllet Herz und Sinn —
Er ists! Er ists — schon naht er dem Gestade,
Schon schreitet er hinauf die Wiesenpfade!

Beatrix eilt hinab von hoher Zinne,
Schon lieget sie dem Bräutigam im Arm!
Betrogen hat sie nicht die holde Minne;
Nicht log der Traum, vergessen ist der Harm.
Sie kosen beid' in unbefang'nem Sinne,
Es schlägt ihr Herz so lust- und liebewarm;

Doch die Gefahr erschrecket bald die Frohen,
Die Feinde nahn, und scharfe Waffen drohen!

Da höret man das Silberhörnlein schallen,
Das an der Hüft' des Schwanenritters hängt:
Rasch sammeln sich viel rüstige Vasallen,
Es wird der Feind mit Macht zurückgedrängt
Und Jubel tönt jetzt in des Schlosses Hallen,
Wo Lautenschlag sich mit Gesang vermengt;
Beatrix ward dem Ritter angetrauet,
Den sie im Traum als Bräutigam geschauet.

Man weiß es nicht, wo jener hergekommen,
Noch wie der Nam' des Ritterstammes hieß,
Dem er entsproß. Was mag ein Nam' auch frommen,
Wo sich so hold der Minne Glück bewies?
Und sagt man auch, daß er herabgeschwommen
Mit seinem Schwan vom ird'schen Paradies,
So glaubt mir nur: er ist darin geblieben
Im Schloß am Rhein bei seiner holden Lieben!

Nie ist so reich der Liebe Lust erglühet,
Als einst am Rhein dem frohen Fürstenpaar;
Der Lieder Klang vergeblich sich bemühet,
Zu tönen all die Wonnen süß und klar:
Wie Blatt an Blatt in Rosen duftig blühet,
Reiht dort sich Tag an Tag und Jahr an Jahr
Und jede Stund' sah man auf schnellen Schwingen
Die höchste Lust zu heitern Herzen bringen.

Drei Söhne schon, gleich jenen vollen Rosen,
Die in dem Schild der Schwanenritter trug,
Froh um das Schloß in Ritterspielen tosen —
Da naht der Schwan, zu einem fernen Zug
Die Lüftchen mit den Seidensegeln kosen;
Beatrix weint der hellen Thränen gnug,
Doch ihr Gemal muß höherm Ruf willfahren,
Wohin er geht, darf er nicht offenbaren.

Die Jahre fliehn, er kehret nimmer wieder,
Beatrix welkt in heißer Sehnsucht Glühn;
Bald sinket sie ins dunkle Grab darnieder,
Jedoch die Söhn' heran zu Männern blühn.

Als Helden stark, gewandt und treu und bieder
Ziehn sie daher zu Thaten stolz und kühn,
Daß nimmer man in fern und nahen Reichen
Wohl Helden fand, die ihnen zu vergleichen.

Den Helden sind drei Fürstenstämm' entblühet,
Die weis' und stark beherrschet Leut und Land,
Von deren Sprossen man noch heute siehet,
Wie Fried' und Glück entströmet ihrer Hand;
So Berg und Mark, die Heldenglanz umglühet,
So auch der Stamm von Cleve Teisterbant!
Doch ward da oft die Lieb am Sarg geweinet,
Der dreien Land durch Einen Zweig vereinet.

Anmerk. Wohl wenige altdeutsche Sagen sind so vielfach bearbeitet worden, als gegenwärtige von dem Schwanenritter. Schon im Mittelalter findet man sie häufig, oft allein erzält, oft in anderen Sagen verwebt; in neuerer Zeit aber fehlt sie in keinem Sagenbuche der Deutschen und ist zu Balladen und Romanzen vielfach verknetet. Auch gesungen und gemalt wurde die Geschichte vom Schwanenritter schon im XIII. Jahrhunderte, worüber Ausführliches mit der ursprünglichen Melodie und modernisirtem Texte dieser alten Romanze in v. Zuccalmaglio und Baumstark's Sammlung von Volksliedern, Darmstadt bei Pabst 36, III. Heft 5.

Die Chronisten nennen den aus dem irdischen Paradiese (Paris?) auf vorbeschriebene Weise gekommenen Gemal der verwaiseten Beatrix Elias Gral oder Grail, und geben für die Zeit seiner Erscheinung das Jahr 711 an. — Sein Wappen aber wird auf verschiedene Weise beschrieben und sogar über den Ort sind nicht Alle einig. Einige nennen Cleve, wo noch der Schwanenthurm, auf welchem Beatrix gestanden haben soll, stehet; andere Nymwegen und andere das Schloß Juvamen im Kölnischen, das jetzt nicht mehr aufzufinden ist. — Die Grafschaft Teisterbant, Teusterland, Testreland (Westerland) umfaßte verschiedene Gauen unterhalb Cleve, zwischen Waal und Maas, einen Theil des Bisthums Utrecht und kommt unter den fränkischen Königen vor; später verlor sich der Name und das Land fiel meistens mit Cleve zusammen. Bei aller Unzuverlässigkeit der specialgeschichtlichen Nachrichten aus dieser Zeit aber ist die Abstammung der Grafen von Cleve und von Berg und Altena aus dem Hause Teisterbant um so annehmbarer, als sie von den glaubwürdigsten Chronisten erzält wird, und wenigstens keine Widersprüche und Anachronismen dawider reden.

IV.

Herzog Johann I. von Cleve und die Belagerung von Soest.

(Zur Clevisch-Märkischen Geschichte aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.)

Das Leben des Herzogs Johannes, der von seiner körperlichen Schönheit den Beinamen Formosus, wegen seiner Prachtliebe aber, gemäß welcher er sich nach damaliger französischer Hofsitte (jetzt Narrenweise) mit Glöcklein schmückte, den Spottnamen Johannes mit den Bellen erhielt, auch wegen seiner Vorliebe für glanzvolles Rittergeschmeide und treffliche Rosse auch der Kriegerische genannt wurde, bietet ein um so anziehenderes Gemälde dar, als er in jener wilden Zeit, als das sogenannte Faustrecht, da es zur Neige ging, noch einmal mit den verderblichsten Flammen auflodrete, mit der reinsten Herzensgüte, Redlichkeit und Frömmigkeit auch die Kraft und die Tapferkeit eines der ersten Helden Deutschlands verband, und sich in romantischen Fahrten in Europa und Asien umher trieb. Er war geboren zu Cleve am 16. Januar 1418; sein Vater war Adolph, der erste Herzog von Cleve, und seine Mutter, dessen zweite Gemalinn Maria, eine Tochter Johanns des Unerschrockenen von Burgund. An dem damals durch Pracht und Ritterlichkeit ausgezeichneten burgundischen Hofe wurde der clevische Erbprinz von seinem Oheim, dem Herzoge Philipp erzogen, und hier sog er die Neigung für Pracht und ritterliche Uebungen, aber auch lag er den Wissenschaften ob und erlernte mehrere Sprachen, wobei er besonders die römischen Schriftsteller lieb gewann. Schon von seinem sechszehnten Jahre an begleitete er das burgundische Heer zu mehreren siegreichen Kriegszügen, die seine Studien oft unterbrachen, und machte bei Gelegenheit der Vermälung seiner Schwester Agnes mit dem Könige Ludwig von Navarra, welche er mit siebenzig clevischen Rittern ihrem Bräutigam zuführte, eine Reise durch

Portugal, Spanien und Frankreich, wobei er sowohl die Höfe als auch die Wallfahrtsorte besuchte, und besonders den Gebeinen des Apostels Jacob zu Compostella seine Huldigung darbrachte. Darauf aber blieb er an dem burgundischen Hofe bis zum Jahre 1444, als sein Vater den fünfundzwanzigjährigen Prinzen in sein Erbland zurück rief, damit er dort die freie Reichsstadt Soest, die in clevischem Schutze stand, gegen die Anmaßungen des Erzbischofs von Cöln vertheidige. Johannes erschien in französischer Pracht von reichgeschmücktem Gefolge umgeben, worüber der einfache strenge Vater seinen Unwillen ausdrückte, und dem also gezierten Sohne wenig Heldenkraft zutrauete; allein der Erfolg der Fehde brachte ihm bald eine vortheilhaftere Meinung. —

Dietrich von Mörs, seit 1414 Erzbischof von Cöln, verkannte seine Stellung als Priester und fröhnte trotz seines hohen Alters nur der Prachtliebe und der Kriegslust. War dieser ränkevolle, raubsüchtige Prälat seinen Nachbaren schon längst als Händelmacher verhaßt, so wurde er bei seinen Unterthanen nicht minder verrufen durch seine beispiellose Bedrückungen, die seine durch Krieg und Verschwendung geschwächten Einkünfte nach seiner Sinnesart nothwendig machten. Unter dem Vorgeben, die Schulden des Erzstifts zu tilgen und die Pfandschaften einzulösen, ließ er im Jahre 1434 alle Hausleute, das Hausgesinde in Städten, Dörfern und Weilern des Erzstiftes aufschreiben, dazu das Hausgeräthe, das Vieh vom Rosse bis zur Ziege, Wald, Aecker und alles Eigenthum, das er mit schweren Abgaben belastete. Statt aber Schulden zu tilgen mit dem meistens gewaltsam erpreßten Gelde, machte er neue und vergeudete die Summen in unsinnigen Fehden und Festen. Dies gab Unzufriedenheit und Aufruhr an manchen Orten, so daß der Barbar von den aufgebrachten Bürgern zu Neuß beinahe wäre ermordet worden, und daß ihm die Stadt Cöln, deren Freiheiten er zu rauben trachtete, die Thore verschloß. Von den kölner Bürgern in mancher Fehde überwunden, gedachte er seinen Groll an der damals sehr bevölkerten, und durch Handel und Gewerbe reich blühenden freien Stadt Soest auszulassen,

deren Privilegien zu entreißen und sie mit gehässigen untragbaren Lasten zu beschweren.

Soest, auf kölnischem Gebiete gelegen, erkannte die Erzbischöfe vertragsweise als Schutzherren, allein die Bürger, von ungerechter Anmaßung empört, kündigten dies Verhältniß auf und begaben sich unter die Vogtei des Herzogs von Cleve. Erzbischof Dietrich verklagte deshalb die Stadt bei dem Kaiser Ferdinand III.; allein dieser entschied: »daß die reichsfreie Stadt nicht gehalten sei, ihren Privilegien widerstreitende Bedrückungen zu erdulden, und daß ihr keineswegs zu Last gelegt werden könne, den Herzog von Cleve zu ihrem Schirmherrn erwählt zu haben.« — Darauf vermaß sich Dietrich, die Stadt Soest dennoch unter seine Botmäßigkeit zu zwingen und nach Gefallen damit zu schalten, trotz des kaiserlichen Ausspruches. Er verband sich deshalb mit dreißig Fürsten und Herren, sowie mit den Bischöfen von Münster, Hildesheim, Osnabrück und Minden, deren Hauptstädte aber alle auf der soester Seite standen, was kein Wunder ist, da alle diese Bischöfe mit ihren Städten in Zwietracht lebten und diesen nichts so verhaßt war, als ihre anmaßenden Schutzherren.

Als Herzog Adolph von Cleve bei dem Anzuge der erzbischöflichen Streitmacht von den Soestern zum Schutze berufen wurde und sich um eine friedliche Ausgleichung der Sache vergeblich bemühet hatte, sandte er seinen Sohn Johannes mit 2400 Mann dem ungleich stärkern Feinde entgegen. Schon auf dem Wege wollte Johann nicht müßig sein; er nahm dem Erzstifte die Stadt und daß Schloß Xanten mit Sturm und berechtigte durch diese entschlossene That zu kühnen Hoffnungen für den fernern Erfolg der Fehde. Darauf empfingen die Bürger von Soest ihren Schutzherrn mit lautem Jubel und leisteten ihm den Eid der Treue, worauf Johannes feierlich gelobte, daß er und seine Nachkommen für die Freiheiten der Stadt wachen, und sie in keinem ihrer Gerechtsame beeinträchtigen werde. Da beschenkte ihn die Stadt mit 100 Mark Silbers in seidener Börse, dann mit zwei Fuder alten Rheinweins und gab verschiedene Feste und Gelage ihm zur Ehre. Allein der Herzog, obgleich ein Freund der geselligen Heiterkeit fand Ernsteres zu thun.

Er sorgte für die Vertheidigung der Stadt, ließ in der Eile mehrere Wälle erhöhen, neue Mauern aufführen, ordnete das Geschütz und die Wachen, und bestellte die Hauptleute nach allen Seiten der Stadt, welche er eifrig ermahnte, daß die Stärke einer Festung mehr in der Tapferkeit und Wachsamkeit der Vertheidiger, als in der Stärke der Mauern bestehe. Selber wählte er zu eigner Vertheidigung und zum Hauptwaffenplatze das Budenthor. —

Der Bischof rückte, ohne die Verstärkung durch sämmtliche Bundesgenossen abzuwarten, mit 6000 Reisigen heran, in der Meinung, daß es ihm ein Leichtes sein werde, die Soester und den unerfahrenen Herzog zu bezwingen. Er fiel verheerend in das Soester Gebiet; aber Johann rückte ihm aus der Stadt bis in die Börde entgegen, und hier entspann sich ein Kampf, wobei der Erzbischof mit Hinterlassung von 200 Todten und vielen Gefangenen das Feld räumen mußte. Da schwur aber Dietrich diese Schmach zu vergelten; er berief all seine Bundesgenossen und rüstete sich zu entscheidendem Schlage; allein Johann rief auch die Hülfe seines Oheims von Burgund und mehrerer Grafen und Dynasten an, die ihm Hülfstruppen sandten. Dietrich rückte wieder heran, aber er mußte sich mit der Zernichtung der Erndte begnügen; denn als ihn Johann mit 3500 Reisigen aufsuchte, zog er sich feige zurück, worauf die Soester das kölnische Gebiet bis an den Arensberger Wald hinaus mit Feuer und Schwert verheerten. So ging das erste Fehdejahr (1444) vorüber. — Im folgenden Frühjahr schlug dem Erzbischof ein nächtlicher Sturm auf Duisburg fehl, und die burgundischen Hülfstruppen vertrieben ihn aus dem clevischen Gebiete. Dagegen gelang es ihm bei Soest fünfzehn clevische Reisigen gefangen zu nehmen, von denen er sieben gegen alles Kriegsrecht auf unmenschliche Weise hinrichten ließ, was aber zu nichts Anderem führte, als daß Herzog Johann sechs stiftische Gefangene vor Soest zur Vergeltung aufknüfte. Hierauf gab es verschiedene Treffen, die meistens siegreich für die Clevischen ausfielen, allein zu keinem bedeutenden Ergebnisse führten, indem die damalige Weise, Krieg zu führen mehr das Land verwüstete, als die Streit-

mächte zu einem entscheidenden Treffen gegeneinander trieb. So raubte der Erzbischof in dem Soester und und Clevischen Gebiete; er brannte Dörfer und Weiler nieder, ließ die Saaten durch Rosseshufen zertreten und trieb das Vieh der Landleute fort. Die Märkischen und Clevischen aber rächeten sich durch ähnliche Verwüstungen und ähnliche Räubereien, wobei es besonders auf die reichen Juden, die in der Nähe von Dortmund wohnten, abgesehen war. Da verfiel (im Herbste des Jahres 1445) der Erzbischof auf ein biblisches Mittel, die Stadt Soest wie ihre Feldfrüchte durch List, ohne Gewalt der Waffen, zu zerstören. Er ließ, ein anderer Samson, eine Menge Katzen, Füchse, Hasen und andere Thiere auffangen, ließ brennende Pechlunten an dieselben befestigen, und jagte sie dann bei Nacht in den Feldern bei Soest umher. Die bereits dürren Feldfrüchte wurden dadurch vernichtet, allein die Katzen, mit denen es besonders auf die Stadt abgesehen war, wurden von den Bürgern noch frühzeitig bemerkt, und so ging der Hauptzweck dieser Unternehmung fehl. Desto eifriger betrieb Dietrich die Belagerung; er suchte die Stadt von allen Seiten einzuschließen und alles Land umher zu verheeren. Doch des Herzogs wohlberechneten Ausfälle glückten meistens und Dietrichs Kriegszug sah bald einer Niederlage mehr ähnlich, als einer Belagerung. Leider verloren die Landleute bei dieser Kriegsweise am meisten. Ganz Süderland und Engern, das Lippische und Dortmundische wurde verheert; eine Rachethat erzeugte die andere, und hatte der Erzbischof ein märkisches Dorf abgebrannt, so that Johann im Kölnischen desgleichen. Der Ackerbau unterblieb, Handel und Gewerbe stockten, das Elend der Gegend war groß, und dennoch hatten die streitenden Parteien kein Erbarmen. Die Unterhandlungen, die Herzog Philipp der Gute von Burgund anknüpfte, zerschlugen sich, und so gab es Tag auf Tag Blut- und Verheerungsscenen, die im Einzelnen anzuführen, wenig anziehend ist. Einen schönen Triumph aber feierten die Soester am 29. October 1446. Der Erzbischof hatte bei einem Ausfalle der Bürger einen Hinterhalt gelegt und die von Uebermacht rings umzingelten Städter kamen

in große Gefahr. Da aber sprengte der wachsame Herzog herzu und erfocht den glänzendsten Sieg. Drei Grafen: von Sayn, von Nassau und von Wittgenstein, und drei und dreißig Ritter fielen auf erzbischöflicher Seite, und noch mehr Edelleute wurden gefangen, die sich für 32,000 Fl. loskauften. Die Beute der Soester an Waffen und Pferden betrug 9000 Gulden. — Der Erzbischof Dietrich durch dies Mißlingen aufs Aeußerste gebracht, rief die Böhmen und Sachsen gegen große Versprechungen zur Hülfe. Er versprach ihnen einen großen Sold zu zahlen und das eroberte Soest zur Plünderung zu überlassen. 40,000 Streiter rückten demnach unter dem Befehle des bömischen Obrist von Sternberg heran, um sich mit den erzbischöflichen Truppen, die Dietrich in Person anführte, zu dem Untergange der heldenmütigen Bürger zu vereinigen. Schrecken ging der gewaltigen Streitmacht vorher und schreckliche Spuren von Brand und Verwüstung bezeichneten ihren Weg. Viele bisherigen Bundesgenossen der Soester ergriff die Angst dergestalt, daß sie auf des Erzbischofs Seiten traten, und dieser, des Sieges schon im Voraus versichert, pochte gewaltig in seinem Uebermute. Der Mut der Bürger und der Clevischen aber erhob sich erst recht bei der drohenden Gefahr; er wurde genährt durch die Nachricht, daß nach der Einäscherung verschiedener kleinerer Städte dies gewaltige Heer Wesel und Lippstadt vergeblich bestürmt und durch die heldenmütige Vertheidigung der Bürger großen Schaden erlitten habe. Es galt jetzt diesen Tapfern nachzueifern! —

Herzog Johann traf die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten. Besonders großen Werth legte er auf das Geschütz, die Karthaunen und Donnerbüchsen, die damals sehr in Gebrauch kamen, und deren die Hansestädte, wozu auch Soest gehörte, viele hatten gießen lassen. Diesen Geschützen gab er die beste Richtung und Beweglichkeit. Dann ließ er die Thore mit Eichenstämmen und Erdaufwürfen verrammeln, ließ die Straßenpflaster aufbrechen und die Steine auf Thürme und Stadtmauern aufhäufen. Viele große lederne Säcke mit Moos gefüllt, wurden zum Auffangen der Feuerpfeile bereit gehalten, und die Weiber mußten Sorge

tragen, daß auf den Fall eines Sturmes siedendes Pech, glühender Kalk, heißes Wasser und dergleichen zu Handen sei. — Am 2. Juli 1447 erschien das kölnisch-böhmische Heer vor der Stadt und begieng diesen Feiertag (Mariä Heimsuchung) mit einem hartnäckigen Schießen. Das verlassene Walpurgiskloster vor der Stadt hatte der Feind zur Aufstellung des Geschützes gewählt. Des Herzogs zweckmäßige Anstalten aber machten die Wut der feindlichen Feuerschlünde unschädlich, wogegen aber die Donnerbüchsen der Bürger großen Schaden anrichteten. Achtzehn Tage währte solches Schießen ohne besondern Nachtheil für die Stadt; doch gelang den Belagerten mancher nächtliche Ausfall und mancher wirksame Schuß. So sah man einmal vier böhmische Kriegsleute im Lager um einen gestohlenen silbernen Kirchenkelch würfeln, und schnell wurde ein ferntragendes Stück dahin abgefeuert, das die Kirchenräuber zusammt vernichtete. Solches Gelingen erhob den Mut. Der Erzbischof aber, durch das Verzögern der Belagerung empört, berief die Hauptleute zum Kriegsrathe und versprach den Streitern den ganzen Reichthum der Stadt, wenn sie solche mit Sturm gewännen. Da wurde der Sturm beschlossen und er begann, nachdem die Stadt nochmals vergeblich zur Uebergabe aufgefordert war, am 20. Juli Nachmittags drei Uhr. Mit hochflatternden Fahnen, unter kriegerischem Getöse und schrecklichem Schlachtruf zog der Feind mit breiten Sturmleitern heran, während seine Geschütze den Tod gegen die Wälle sprüheten. Leitern, auf denen vier Mann zugleich empor steigen konnten, wurden an die Stadtmauern angelegt und sogleich waren sie mit Kletternden gefüllt; aber ein Hagel von schweren Steinen empfing sie; schmelzendes Blei, siedendes Wasser, glühender Kalk, brennendes Pech und dergleichen stürzten die Weiber auf sie herab, während die Männer die feindlichen Geschosse mit ihren Schilden und Ledersäcken auffingen und dieselben tödtlich erwiederten. Leichen thürmten sich auf um die Mauern, die Leitern zerschmetterten. Neue wurden herbei geschafft, frische Truppen begannen zu steigen, allein sie hatten ein gleiches Schicksal. Der Erzbischof

und die böhmischen Feldhauptleute trieben die Stürmenden an mit Köderung von Plündern und dem Entfesseln der niedrigsten Leidenschaften; sie riefen Mut, sie tobten und fluchten, aber die entmutigten Söldlinge ergriffen die Flucht, der Sturm war zu Ende und die Kugeln des Soester Geschützes begleiteten die Weichenden mit Vernichtung. Auch das zertrümmerte Walpurgiskloster mußte der Feind verlassen. —

Unter den zusammengeschmolzenen Belagerern brach der Mangel an Lebensmitteln aus, der Erzbischof konnte den Sold nicht mehr zahlen, und man murrete gegen ihn. Wiederholte Bestürmungen waren von gleich unglücklichem Erfolge; der Mut der Belagerten stieg im Gelingen ihrer Anstrengung, die Böhmen waren durch Verluste geschwächt und durch fehlgeschlagene Hoffnung auf Beute und Rache unwillig. Sie wollten keinen Sturm mehr wagen. Da führte der Erzbischof die eigenen Mannen zum Angriff; aber er wurde zurückgeschlagen und seinen prachtvollen Helm, das Geschenk des Königs von Frankreich, durchbohrten drei Pfeilschüsse. Das ging ihm nahe. Er sandte seinen Herold an den Herzog Johann, den er mit Recht für den Vereitler seiner getäuschten Hoffnungen hielt, und ließ ihn auffordern, nicht länger sich hinter den schirmenden Mauern zu verkriechen, sondern zu rühmlichem Kampf, wie Rittern geziemt, hervor zu treten ins offene Feld, und zur Vermeidung eines allgemeinen Blutvergießens die Sache mit ihm in einem Zweikampfe zu beschließen, zu Fuß oder zu Roß, mit oder ohne Rüstung, aber mit scharfen Todeswaffen; wer obsiege, dem solle die Stadt gehören. Solches entbot er durch den Herold, den Helden vor Troja nachäffend; allein der kluge, umsichtige Herzog, der hierbei eine verrätherische List gewahrte, die ihm durch Hinterhalte Vernichtung drohete und wohl wußte, daß sich der Feind nicht länger halten könne, indem die Umgegend ringsher verödet und im Lager Mangel war, gab die merkwürdige Antwort: »Einem Alexander gezieme es mit einem Alexander, dem Ritter Johannes mit einem Ritter zu streiten, doch halte er es für höchst unschicklich, einem gesalbeten Priester, welcher zu beten, nicht aber zu fech-

ten gelernt habe, mit Waffen des Todes im Zweikampfe zu begegnen! « — Dies machte Dietrichen frommen, der an allem glücklichen Erfolge verzweifelnd, von den Forderungen und Vorwürfen der Böhmen gedrängt, sich des Nachts heimlich mit den Seinigen aus dem Lager entfernte und Stadt und Bundesvölker ihrem Schicksale überließ. Die Böhmen entrüstete ein solches schändliches Benehmen aufs äußerste, und von Mangel an Lebensmitteln gedrückt, fleheten sie den Herzog Johannes unter den glänzendsten Lobsprüchen über seine Tapferkeit um Hülfe an, wobei sie nicht allein die Feindseligkeiten einzustellen, sondern ihm auch ihren Beistand gegen den Erzbischof versprachen. Als die Abgeordneten mit diesem Erbieten nach Soest gelangten, befand sich der Herzog gerade auf einem festlichen Gelage, das er, Pracht und Lustbarkeit liebend, seinen tapfern Hauptleuten und Bürgerobersten gab zur Feier ihrer vielen Siege. Die clevischen Hauptleute und die Bürger von so viel günstigen Erfolgen ihrer Anstrengungen aufgeblühet, riethen: den Feind, der jetzo leicht zu bezwingen sei, zu vernichten und die reiche Beute nicht fahren zu lassen. Allein der Herzog, voll ächt ritterlichem Geiste, sagte dagegen: es zieme sich nicht einen durch Wunden, Mangel und Mühen ermatteten Feind hinterlistig zu bekämpfen, weil eine solche Beute nicht so groß sei als der Schaden an dem wahren Heldenthume! — Ein allgemeiner Beifall wurde diesen Worten, und der Herzog ritt mit 2000 Reisigen hinaus ins feindliche Lager, wo All ebegierig waren, den jungen Helden zu schauen, und durch seine Leutseligkeit in die höchste Freude versetzt wurden. Auch den Herzog rührte der ehrenvolle freudige Empfang; er gestattete ihnen Lebensmittel und freien Abzug durch seine eignen Lande. Dieser geschah in der größten Ordnung, aber an der Grafschaft Ravensberg rächten die Böhmen eine Beleidigung, die ihrem Obersten Swanenburg jüngst an dem Hofe des Herzogs Gerhard von Berg widerfahren war, auf entsetzliche Weise durch Verheerung und Ausschweifungen, die selbst die Kirchen und Klöster, besonders die armen Nonnen nicht verschoneten. —

So war die Belagerung der Stadt Soest aufgeho-

ben, allein die Fehde dauerte fort. Die Belagerten wurden jetzo der angreifende Theil und ließen den mit Dietrich verbündeten Städten und Landen ihre feindselige Thätigkeit hart entgelten. Da erneuerten sich Brand und Verwüstung, Zerstörung der Saaten, Wegtreiben des Viehes und Einfangen der Landleute. Auch der ergrauete Erzbischof Dietrich erschien im Juni 1448 wieder mit gewaltigen Heerhaufen und ließ alle Saaten bis an die Mauern von Soest, der ganze reiche Segen der fruchtbaren Börde durch Rosse niedertreten. Dies war seine ganze Heldenthat, denn als der Herzog Johann mit wenigem Volke gegen ihn zog und ihn zur Feldschlacht aufforderte, so eilte er davon, und nun hauseten die Clevischen wieder im Kölnischen wie der Erzbischof im Märkischen gethan hatte, und erst dann, als man nichts mehr zu verheeren fand, gingen die Truppen auseinander. Endlich im Jahr 1449 kam durch die Vermittelung des Herzogs Philipp von Burgund, des päbstlichen Gesandten, Kardinal Nikolaus von Cus an der Mosel, sowie durch Einschreiten des kölnischen Domkapitels ein Friede zu Stande, gemäß welchem dem Pabste Nikolaus V. die Entscheidung, wem die Stadt gehören sollte, übertragen wurde. Der Schiedsrichter fällte das Urtheil dahin, daß die Stadt dem Herzoge von Cleve nach allem Rechte zukomme, und der Kaiser Friedrich III. bekräftigte diesen Ausspruch. Der Friede that auch Noth, denn die Gegend um Soest war scheußlich verwüstet, die Stadt sowohl als Cleve hatten bedeutende Opfer bringen müssen und der Erzbischof sah zur Kriegsrüstung und zur Befriedigung seiner Verbündeten fast alle Städte und Schlösser seines Erzstiftes verpfändet. —

Nach also beigelegter ruhmvoller Fehde trat Herzog Johann im Jahre 1450 nach Sitte der Zeit eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande an. Er schiffte sich zu Venedig mit sechs Rittern, Joh. von Alpen, Goswin von Kettler, Joh. von Lohe, Mathias von Eil, Helmich von Bentink und seinem Hofkaplan Bernhard Buchs, ein, gelangte wohlbehalten nach Jerusalem, wo er von dem Maltheser, Herrn von Cerqui zum Ritter des heil. Grabes geschlagen wurde, reisete

über Cypern, Rhodus, Candia und Neapel nach Rom zurück, wo er beim Papste eine ehrenvolle Aufnahme fand, und kam von dort über Brüssel (1451) nach Cleve zurück. Bald darauf verehelichte er sich mit Elisabet, der Tochter Johanns von Burgund und Nevers, die ihm fünf Söhne und eine Tochter gebar. Seit dem Jahre 1448 führte er die Regierung über Cleve und Mark 33 Jahre lang mit vielem Ruhme. Auch nach der Soester Fehde blieb sein Leben reich an glorreichen Kämpfen, besonders mit dem Erzstifte Cöln und seinem Vetter, dem Herzoge Adolph I. von Geldern, der seinen alten Vater Arnold der Regierung entsetzt und ihn in widernatürlicher Gefangenschaft gehalten hatte. Die Befreiung dieses rechtmäßigen Regenten von Geldern kostete Johann große Rüstungen; doch in all seinen Kriegen, die meistens mit glücklichem Erfolge für ihn gekrönt waren, bewies sich Johann nicht nur als einen kühnen Ritter, sondern auch als einen umsichtigen Feldherrn. Nie traf ihn der Vorwurf der Grausamkeit, wie heftig auch sein Zorn bei der leisesten Ehrenkränkung entbrannte; wohl aber zeigte er solche Züge von Milde, Nachsicht und Versöhnlichkeit, wie sie bei den Kriegern damaliger Zeit höchst selten waren. Selbst Rebellen fleheten nicht ungehört um Gnade und oft trat er mit seiner Fürbitte und als Friedensvermittler auf. Prachtliebe, Hang zu Gelagen und Festen klebte allen Fürsten jener Zeit an, und waren bei Johann auch eine Folge seiner Erziehung an dem verschwenderischen Hofe von Burgund. Doch belästigte er darum seine Unterthanen nie mit ungerechtem Drucke, und bei vorgerücktem Alter sprach er sogar seinen Unwillen aus über die Prunksucht und Verschwendung, denen er als Jüngling ergeben gewesen. Er wurde durch Freigebigkeit nnd milde Stiftungen ein Wohlthäter der Armen. Sein religiöser Sinn äußerte sich besonders durch Wallfahrten; aber auch den öffentlichen Processionen wohnte er bei und war ein Freund der Geistlichkeit, für deren Pflichterfüllung er wachte und die er mit reichen Gaben belohnte. Selbst bei Hoffesten betete er den Gästen vor und zeigte bei einem langjährigen, heftigen Gichtleiden die standhafteste Ge-

duld und frommſte Ergebung. Scherzweiſe nannte er dieſe Krenkheit die Gefährtinn ſeiner Conſtitution (naturae suae conjugem). Die Chroniſten haben uns ein Gebet von ihm aufbewahret, das er täglich im Munde führte und das für die Innigkeit ſeines Gemütes das beſte Zeugniß gibt: »Ewiger Gott! mein Vater (heißt es), gleich einem Fremdlinge lebe und wandle ich hier auf Erden und ſchau mit freudiger Sehnſucht Dir entgegen, daß Du mich von dieſer ſterblichen Hülle befreieſt und in Deiner Wohnung mir die Weide Deiner Anſchauung gewähreſt. Drum rühre und entflamme mein laues Gemüt, auf daß ich nichts liebe und hege als Dich, den einzigen Wunſch meiner Seele, meinen einzigen Troſt. Gib denn, daß ich mich über dieſe Sinnenwelt empor ſchwinge und mich ganz zu den überſinnlichen himmliſchen Genüſſen erhebe!« — So betend verſchied er am 5. Sept. des Jahres 1482 im 74 Jahre ſeines Alters, hochgeachtet von allen Großen ſeiner Zeit, geliebt von den Unterthanen. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Herzog Johann II. heirathete die Erbinn der Lande Jülich, Berg und Ravensberg und vereinte dieſe mit Cleve und Mark zu Einem Herzogthume.

V.

Altena.

(Märkiſch — aus dem 10. Jahrhundert)

Der Graf von Arensberg
Den Bergen feindlich war
Und kam daher geritten
Mit wilder Räuberſchaar.
Ach ließ er doch das Jagen!

Bei Neuſtadt in dem Thal
Man bald ein Streiten ſah,
Graf Hermann von dem Berge

Dem Feind war allzunah,
Er hat sich brav geschlagen.

Viel Feindesleichen man
Im Walde liegen sah,
Und denen die im Sattel
Däucht Hermann allzunah;
Ach hätten sie dort Flügel!

Ob böser Nachbarschaft
Baut Herrmann bald ein Schloß
Zu hüten an der Lenne
Den Arensberger Troß
Zu nah wohl thät's ihm liegen.

Der Feind zum Rauben kam;
Doch als das Schloß er sah,
Da zog er scheu zurücke,
Sprach: das ist allzunah
Nach Hause mußt er reiten.

Doch weil's der Räuber sprach,
Als er die Thürme sah,
Heißt man die stolze Feste
Bis heut noch Altena;
Zu Ehren wir dies deuten.

Und fortan auch der Graf,
Der's Schloß gebaut allda,
Herr Herrmann von dem Berge,
Hieß Ritter Allzunah,
So hieß er ihm zu Ehre.

Die Grafen von dem Berg,
Sind immer allzunah
Dem Feind, der ihre Schwerter
Wie Blitze leuchten sah —
Sie heißen so mit Ehren!

Anmerk. Die große belgische Chronik, Gerhard v. der Schüren, Honseler, Nordhof und mehrere andere Chronisten geben für das Erbauungsjahr der Burg Altena das Jahr 1000 an. „Um diese Zeit (erzälen sie ziemlich gleichlautend) haben zwei reiche Römer, Brüder aus dem alten weitberühmten Freigeschlechte der Ursinen dem Kaiser Otto die damals wilde

Gegend um Wupper und Lenne abgekaufet und an der Lenne ein Schloß zu bauen beschlossen. Als dort die Arbeiter mit Holzfällen beschäftigt gewesen, ist ein Haselhuhn aufgeschreckt worden und Schutz suchend in den Schooß des einen der Herren geflogen, der es in seinem Mantel aufgefangen und dann zu den Arbeitern gesprochen hat: Gottes Gnade wird unserm Unternehmen ein gut Gedeihen geben; schon sandte er ein glückliches Zeichen; drum wacker ans Werk! — Da ist aber der mächtige Graf von Arensberg gekommen, hat Einspruch gethan gegen das Bauen und gesagt; dies Schloß, das ihr da errichtet, ist allzunah! (Er glaubte sich nämlich durch den Bau beeinträchtiget;) Aber die Bauherren haben sich nicht stören lassen, fleißig fortgebauet und das herrliche Schloß vollendet. Da die Feste noch ohne Namen war, so haben sie dieselbe nach den Worten des Arensbergers, ihm zum Spott, Allzunah (nach dortiger Mundart All te nae) genannt. Vergeblich belagerte der Arensberger die Burg um sie zu zerstören; sie trotze noch viele Jahrhunderte hindurch unbezwingbar. Darauf haben die Brüder Ursinen ein anderes Schloß näher bei Cöln erbauet, welches Altenberg genannt wurde."

So erzälen diese Chronisten; allein schon im Jahre 967 wird in der Stiftungsurkunde des Klosters Geresheim ein Graf Hermann vom Berge genannt, der auch als Vogt von Deutz und als Graf von Altena vorkommt. Bei diesem Widerspruche ist es nun wohl das gerathenste sich auf die Seite der geschichtlichen Thatsachen zu stellen und die Sage über den Ursprung des Namens Altena für Hermann I. von Berg und Altena zu vindiziren, um so mehr, als jetzo die mittelalterliche Sucht, alles von Rom ableiten zu wollen, bei uns verrauchet ist, und uns die Deutschheit ehrbar genug däucht. Doch über Sagen als solche ist geschichtlicher Streit höchst unnütz und unsinnig.

Graf Hermann aber gründete die nachher so blühende Fürstenhäuser Berg, Altena und Mark, steht also auch unter den Ahnen unseres jetzigen hohen Königshauses.

VI.

Graf Adolph VIII. von Berg und seine Söhne.

(Das Unglücksjahr 1348.)

Eine alte Profezeiung, gemäß der Apokalypse, daß im Jahr 1348 die Welt untergehen würde, schien ihrer

Erfüllung zu nahen, als sich die grausenhaftesten Naturereignisse den schon durch ansteckende Seuchen erschreckten Gemütern zeigten. Schon in der Sylvesternacht gewahrte man heftige Erdstöße, der Himmel war blutroth gefärbt und furchtbare Meteore, feurige Schwerter, Drachen- und Furiengestalten wurden am Himmel sichtbar. Die einmal für das Grausenhafte erweckte Einbildungskraft sah Alles, was sie wollte. Blutige Fehden zerrissen das ganze Deutschland, die Unterthanen empörten sich gegen ihren Fürsten; der Landmann der durch Viehseuchen und Mißwachs verarmt war, suchte als Räuber der Hungersnoth zu entgehen, und man hörte von nichts als von wüsten Gerueln und Freveln. Leider bestätigte es sich, daß in solchen Unglücksjahren, wo die schrecklichsten Landplagen herein brechen, wo Erdbeben, Pest und Hunger wüten, die Menschen am entartesten sind. Alle Gesetze, Recht und Ordnung waren untergegangen; alle Tugenden, Mitleid, Zucht und Scham waren vergessen worden. Eigennutz, Raublust und Unzucht herrschten auf der Erde. Von diesem Jahre schreibt sich auch das gänzliche Verderbniß der Klöster: die Strenge der Ordensgeistlichen, die schon ziemlich locker geworden war, erhielt da ihren Todesstoß. Von den Erdstößen und den ansteckenden Seuchen geschreckt vergaß man der Klosterzucht. Mönche und Nonnen schweiften im Lande umher und führten einen wenig erbauenden Wandel. Eiferer, Geißelbrüder (Flagellanten)*) aber zogen in Lumpen gehüllt durch das Land, geißelten sich öffentlich vor dem durch Glockenschall zusammen gerufenen Volke für dessen Sünden und predigten blutig und zerfetzt von dem Ende aller Dinge. Die Religion bestand damals in der Nacht des Aberglaubens bei den Meisten blos in Verehrung von Bildern und

---

*) Die Zahl dieser Fanatiker brachte die Fürsten zu Befürchtungen und der Papst Clemens IV. belegte sie mit dem Banne. An die Stelle dieser Kasteiung setzte er die Wallfahrt nach Rom, die ihm mehr einbrachte. Doch in jüngerer Zeit erschienen noch Jesuiten als Geißelbrüder unter dem Namen Bußprediger. —

in Gaben an geistliche Stifter. Kreuz, Fahne, Weihwasser, Kasteiung, Ablaß, Fegfeuer, Rosenkranz, Amulett, Opfer und Pönitenz erschöpften damals die Bedeutung und die Uebung des Christenthums: drum sah man allenthalben große Schaaren in der abentheuerlichsten Gestalt zu den Reliquien und Gnadenbildern wallfahrten; überall scholl Bußgeschrei und Angstgetön entgegen; was die armen Leute noch hatten und zu erübrigen vermochten, das verschenkten oder verschrieben sie an die Heiligen der Klöster, um sich der Sündenlast zu entledigen. Der schwarze Tod, der dem damaligen Aberglauben durch Heuschreckenschwärme und weiße Mäuse schon 1346 verkündet war, würgte Unzälige und in mancher Gegend raffte diese schreckliche Pest über die Hälfte der Bewohner dahin. Dazu kamen der Veitstanz und ansteckende Fieber. Eine Krankheit erzeugte die andere und unbegrabene Leichname verdarben die Luft. Menschen nährten sich vom Aase und Mütter sollen ihre Säuglinge verzehrt haben. Einige gaben die Verpestung der Luft den Juden schuld und man mordete dies Volk überall mit unerhörter Grausamkeit. Auch christliche Ketzer, die den Zorn Gottes über das Land gerufen haben sollten, wurden auf unmenschliche Weise verfolgt. Weil Ackerbau und alle Gewerbe stockten, nährte man sich von Raub und Mord. Alle Schrecken furchtbarer Naturerscheinungen aber bestärkten in dem Glauben ans Ende der Welt.

Im Bergischen aber sah man schrecklichere Dinge als die Empörungen der äußern Natur. Adolph der Achte, einer der würdigsten Regenten von Berg hatte sich nach Kampf und Fehden dem Wohle des Landes geweihet und war bemüht, die Verheerungen des Krieges zu tilgen; allein die Empörung seiner beiden Söhne kränkte sein Herz und verwüstete das Land. Adolphs 40jährige Regierung dauerte den ehrgeizigen Söhnen Adolph und Wilhelm zu lange, und von Schmeichlern die den Ehrgeiz wecken und das Herz verderben, dazu gereizt, strebten sie nach der Regentschaft und suchten den würdigen Vater davon zu verdrängen. Dieser war ein strenger ehrenfester Herr,

er hatte die Zeit seines Lebens den Landfrieden mit aller Kraft geschützet und Frevel und Verbrechen unruhiger Adeligen mit rühmlicher Strenge und Rechtlichkeit bestraft. Deshalb waren ihm die Raubritter feind, welche tückisch auf seinen Schaden lauerten, und das kölnische Erzstift, das er lange bekämpft hatte, blieb ihm ein um so schlimmerer Nachbar, als Erzbischof Heinrich ihm mit unversöhnlichem Herzen grollte und seinen Feinden allen Vorschub that. So fanden die herrschsüchtigen ungerathenen Söhne Viele, die sie zu unnatürlichem Frevel reizten und ihnen Beistand versprachen. Da lauerte Adolph und Wilhelm auf eine Gelegenheit mit ihrem Vater brechen zu können. —

Ein gewisser Rindfleisch *), ein berüchtigter Raubritter, dessen Vater sich schon durch unmenschliche Handlungen, besonders in der Verfolgung der Juden ausgezeichnet hatte, war der verrufene Günstling der jungen Grafen und des Schutzes seiner hohen Vertrauten versichert, scheuete er sich nicht die größten Schandthaten zu begehen. Bei der jüngsten Judenverfolgung (1346—47) hatte er sich durch gränzenlose Grausamkeit vor Allen ausgezeichnet, und alle Gefühle der Menschlichkeit waren durch diese Greuel völlig erstickt worden. Er war ein Teufel in Menschengestalt, wie jene Zeit, eine Geißel des Volks, und den Juden jagte der Name Rindfleisch damals mehr Schrecken ein, als Schweinfleisch ihnen Abscheu erregte. Alles aber fürchtete den Räuber. Die Landstraßen wurden durch ihn und seine Spießgesellen, worunter auch ein gewisser Zopp oder Zopf sich besonders auszeichnete, unsicher gemacht und Raub, Todschlag und Brandstiftung machten diese Namen den Weilerbewohnern zu Schrecken. Dem Grafen Adolph, der längst vergeblich bemüht gewesen, dem Unwesen zu steuern, gelang es endlich den verschmitzten Rindfleisch auf einem seiner Streifzüge in der Nähe

*) Ob dies ein Spottname oder wirklicher Geschlechtsname war, ist ungewiß, die Chronisten nennen ihn nur bei diesem Namen und auch in der Sage noch leben die Raubritter Zopp und Rindfleisch. —

des Siebengebirges zu überfallen; er warf die Räuber-Bande nieder und verfolgte den Anführer, der aber Gelegenheit fand, das Kloster Heisterbach zu erreichen, wo er sich durch die Heiligkeit des Ortes und die Privilegien der Mönche gesichert glaubte; denn jeder auch der schlimmste Verbrecher fand damals in den Klöstern Aufnahme und Schutz. Der Arm der weltlichen Gerichtsbarkeit durfte sie dort nicht erreichen und traten sie in den Orden, so waren sie auf alle Zeit der Verfolgung überhoben. Eifersüchtig auf ihre Vorrechte schlugen die Mönche dem Grafen die Auslieferung des Geflüchteten ab, und Adolph, welcher in seinem gerechten Unwillen das Asyl nicht beachtete, drang mit Gewalt in das Kloster, bedrohete den Convent mit Waffen und ließ den Räuber aus seinem Schlupfwinkel hervor ziehen. Rindfleisch wurde mit seinen aufgefangenen Spießgesellen nach Bensberg in Verwahr gebracht und dort sollte er die gerechte Strafe seiner Verbrechen erhalten; aber die jungen Grafen, von den Mönchen und dem Raubgesindel unterstützt, schrieen ihren Vater, der die Immunität des Klosters verletzt hatte, als einen Kirchenschänder aus, der Acht und Bann verwirkt habe, und verlangten von ihm, er solle die Gefangenen frei geben und die Regentschaft, deren er unwürdig sei, abtreten. Der alte Graf drohete die Söhne zu züchtigen, allein diese versammelten viele pflichtvergessene Vasallen und heimatlose Räuber um sich, drangen in das Schloß Bensberg mit Verrath ein, zwangen den Vater zur Flucht und befreieten die eingekerten Räuber, denen sie als wehrhaften Mannen in Berg zu wohnen und sich anzubauen erlaubten. Der gekränkte Vater eilte durch sein Land und rief die Vasallen, rief seine Nachbaren zur Rache auf; aber das Land theilte sich: die Bessern blieben dem Vater treu, die Unruhigen schlossen sich den Söhnen an; Adolphen befreundete Fürsten wurden durch eigne Fehden und die Schrecken der Zeit von der Hülfe abgehalten, das Reich aber war durch Gegenkaiser zersplittert. Auch der beste Fürst mag manchen beleidigen und sich so Feinde erwerben: dies brachte den feindlichen Söhnen viele Verbündeten;

nur Haß und Frevel, nicht Recht und Menschenliebe lenkten in jener Zeit die Handlungen. Ehe der Vater den Empörern im Streite zu begegnen vermochte, hatten diese sich der Schlösser Windeck, Auen, Bensberg, Neuenberg u. A. bemächtigt, von wo aus sie die treu gebliebenen Vasallen befehdeten. Der Streit wurde mit vieler Erbitterung geführt, nur hinderte der regnerische Winter große Rüstungen. Vater und Söhne erschlugen und fingen gegenseitig ihre Unthanen, und Raub, Mord, Brand und andere Gewaltthaten vermehrten das Elend der Berger. Das Glück schien sich anfangs auf die Seite des Unrechts zu neigen. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Söhne länger als der alterschwache Vater die Regierung führen würden, verlockte den Eigennutz zur Treulosigkeit, und es war, als ob dem Laster und dem Unrechte überall die Herrschaft eingeräumt sei. Schon träumten die Söhne von dem Gelingen ihrer verbrecherischen Absichten, schon glaubten sie sich im Besitze des Landes, dessen größerer Theil ihnen schon gehuldigt hatte — da dachten sie daran die Herrschaft unter sich zu theilen und begannen die Gränzen zu bestimmen; aber es wurde den Herrschsüchtigen schwer sich darüber zu vereinigen: Mißtrauen wegen Uebervortheilung warf den Samen der Zwietracht unter sie, welcher schnell wucherte, es kam einiger Burgen wegen zu heftigen Zerwürfnissen, die von Schmeichlern und verworfenen Günstlingen, die sich auch unter einander haßten, unterhalten und angefeuert wurden. Da verlangte Adolph, der ältere Bruder, daß Wilhelm gemäß der Primogenitur auf die Regentschaft verzichten sollte. Auf einem Gelage, wo sich die Brüder und viele anwesende Mannen durch Wein erhitzt hatten, verlangte Adolph die Huldigung der ganzen Grafschaft und da ihm Wilhelm, der auch gern Alleinherrscher gewesen wäre, widersprach, so kam es zur Schlägerei, zur Trennung und offenen Feindseligkeit. Wilhelm hatte bei weitem den geringsten Anhang, theils weil das Recht der Erstgeburt seinem Bruder die ausschließliche Erbfolge sicherte, theils weil Wilhelms tückischer und finsterer Charakter bekannt und gescheuet war. Doch

auch der flottere Adolph hatte durch seine Heftigkeit viele Zuhälter beleidiget und diesen kam eine Gelegenheit mit ihm zu brechen ganz erwünscht Auch Zopp und Rindfleisch, die greulichen Räuber und Judenverfolger vermehrten Wilhelms Anhang, der aus den Schlechtesten der Schlechten bestand, aus Männern, die im offenen Streite nicht viel galten, aber als Feinde durch Grausamkeit und Bosheit, der Alles erlaubt schien, gefährlich wurden. Indem sich der herrschsüchtige ränkevolle Wilhelm zu schwach sah, seinem Bruder die Spitze bieten und denselben verdrängen zu können, gedachte er durch den Vater ein Uebergewicht zu erlangen und den Bruder zu vernichten. Mit der Verstellung vertraut und die heiligsten Gefühle mißbrauchend, suchte er das Vaterherz zu bethören. In einem lügenhaften Briefe bekannte er heuchlerisch die Größe seines Frevels, bat den Vater um Verzeihung und bot sich an, den ungehorsamen Bruder bekämpfen zu helfen, welcher ihn zur Empörung verführt habe. Der edle Vater, der die Kindespflicht und die Folgen wahrer Reue besser zu beherzigen vermochte, auch übrigens durch Unterthanen, die ihm in der Stille anhingen, vor Wilhelm gewarnt und von dessen wahren Absichten unterrichtet, antwortete ihm wie er es verdiente, und ließ sich durch die glatten Schlangenworte nicht verlocken. Adolphen würde er eine versprochene Rückkehr zur Pflicht unbedingt geglaubt haben, denn dessen unbändiges Gemüt ertrug die Larve des Heuchlers nicht. Der milde Adolph war einst des Vaters Liebling, dessen stolzeste Hoffnung; er war nicht ohne treffliche Eigenschaften, die leider durch seine Empörung verdunkelt wurden, und auch jetzt noch empörte den Vater der am liebsten der Söhne ersonnene Verrath eben so sehr, als die heillose Arglist, die ihn selber zu beschleichen suchte.

Wilhelm gedachte um seinem Bruder im Verborgenen zu schaden; er strebte durch mancherlei Ränke dessen Anhang zu vermindern und durch ausgestreuete Schmähungen in der Meinung des Volkes herab zu setzen. Aber er blieb der Schwächere und mußte endlich sogar das Land meiden und mit seinen Zuhältern nach Cöln

flüchten, dessen Bürger, aus alter Eifersucht und langgenährtem Groll gegen die Bergischen, gern deren Schaden sahen und solche Ausbrüche innerer Zwietracht auf alle Weise unterstützten. Wilchelm faßte den teuflischen Entschluß, sich seines Bruders durch List und Verrath zu bemächtigen und ihn so zu entfernen. Der schändliche Rindfleisch, der an dem jungen Adolph eine empfindliche Beleidigung auf seine Weise zu rächen trachtete, übernahm es den abscheulichsten Plan auszuführen. Adolph hatte nämlich, des Geldes bedürftig, dem Räuber eine Beute entrissen und nicht allein dessen Widerspruch verhöhnt, sondern ihm auch, als dem Freunde des feindlichen Bruders, seine neuerbauete Burg ausgeplündert und zerstört. Dies war sein Verderben. Nachdem der Rindfleisch alle Gelegenheiten ausgespähet hatte, überfiel er mit mehreren Mordgesellen den bei Bensberg jagenden Grafen, der in dem Wahne der Sicherheit nur wenige leichtbewaffnete Gefährten um sich hatte. Diese waren bald überwältigt und Rindfleisch zeigte hier ganz seine Rohheit und Tücke, indem er den Grafen auf die schmachvollste Weise verstümmelte und dann entfloh. Zur Ehre des Bruders mögen wir annehmen, daß der Henker die Gränzen seines Auftrages überschritt, als er den jungen Grafen entmannte. Dies geschah am Tage nach Palmsonntag und Tages darauf starb Adolph an den Folgen der Verletzung. Wilhelm frohlockte, aber die vermeintliche Frucht seines Verbrechens ärndtete er nicht; die Hand des Herrn, die keinen Frevel ungerochen läßt, traf ihn mit jähem Tode, als er eben seinen Zug nach Berg rüstete. Er hatte seinen Bruder nur um drei Tage überlebt. Der Mörder Rindfleisch, welcher sich im Bergischen und in Cöln nicht mehr sicher glaubte, fiel auf seiner Flucht dem Herzoge von Jülich in die Hände, der ihn zum Rade verurtheilen ließ.

Der trauernde Vater befahl die Reste der ungehorsamen Söhne in dem Kloster zu Altenberg in aller Stille beizusetzen. Keine Inschrift bezeichnet dort ihr Grab. Adolph betrauerte den zwiefachen Verlust nicht lange; am 9. April (Ostern) wurde er in einem

Alter von 65 Jahren seinen Ahnen beigesellt. Berg verlor in ihm einen seiner edelsten Regenten, mit dem die Fürstenlinie von Limburg-Berg erlosch. Seine Enkelinn, die Tochter seiner mit dem letzten Grafen von Ravensberg vermälten Tochter Margaretha, brachte die Länder Berg und Ravensberg ihrem Gemale Gerhard von Jülich zu, mit welchem für Berg der dritte, jülich'sche Regentenstamm begann.

Dies war das Schreckensjahr 1348, in welchem auch Berthold Schwarz, ein Mönch aus Freiburg im Breisgau, das Schießpulver soll erfunden haben.

VII.

Die St. Hubertusjagd

(bei Linnich im Jülich'schen 3. November 1444.)

Heut noch gilt die alte Sitte,
Daß auf Sanct Huberti Tag
Jeder christlichfromme Jäger
Auf das Waidwerk ziehen mag.
So auch hielt es Herzog Gerhard,
Der in Frieden und Gefahr
Stets ein braver Landesvater
Und ein wackrer Jäger.

Gerhard, Herzog von den Bergen
Und von Jülich stößt ins Horn:
Da erscheinen wackre Jäger,
Sprengen hin mit scharfem Sporn:
Morgen ist Hubertusjagen
Drüben überm breiten Rhein
Darum mögen wohl die Rosse
Also rasch und hurtig sein.

Aber ei! die die wackere Reiter
Sind ja ganz umhüllt mit Stahl,
Tragen schwere Todeslanzen
Statt der Pfeile leicht und schmal. —

Mag wohl sein ein seltnes Wildpret,
Das sie heut zu hetzen gehn,
Nur auf Leuen, Bären, Drachen
Scheint die Jagd wohl abgesehen?

Freilich ist's ein böses Wildpret,
Das im Lande Jülich haus't
Und zur Tilgung ist von Nöthen
Wackrer Jäger Heldenfaust!
Wilde Eberschaar aus Geldern
Wühlet frech in Gerhards Land,
Hab' und Gut wird weggeraubet,
Städt' und Dörfer stehn in Brand!

Arnold und Egmünd von Geldern
Fielen in die Landschaft ein,
Zwei und zwanzighundert Rosse
Sausen brausen hinten drein.
Aber mehr als all die Eber
Schrecket ein gewalt'ger Bär —
Das ist Johann von Bruchhausen,
Der zersplittert manchen Speer.

Am Hubertustag frühmorgens
Mustert Gerhard seine Schaar:
Blos achthundert Lanzen zält er,
Aber wackre Ritterschaar.
Und der junge Herzog knieet
Mitten vor dem hellen Hauf;
Kurt von Horst, der graue Krieger
Hebet ihn als Ritter auf.

Jedem wackern Edelknappen,
So der hohen Ehre werth,
Gibt den Ritterschlag der Herzog
Jetzo mit dem blanken Schwert.
»»Sankt Hubertus sei uns gnädig!
»»Hoher heil'ger Jagdpatron,
»»Gib der Jagd, die Dir wir weihen
»»Heute Heil und Siegerlohn!««

Gerhard rief es und die Ritter
Setzen an den scharfen Sporn,

Zu der Jagd auf böses Wildpret
Schallet hell und laut das Horn.
Mittags um die zweite Stunde
Gings bei Linnich hart und heiß
An dem kühlen Nebeltage
Rinnt von jeder Stirn der Schweiß.

Zwei und zwanzig hundert Geldrer
Setzen grimmig sich zur Wehr,
Aber Sankt Hubertus stählet
Der Achthundert Jäger Speer.
Und der tapfre Herzog Gerhard
Reitet rasch und kühn voran:
Schilde fallen, Helme platzen
Und im Sand rollt mancher Mann.

Arnold Graf von Geldern fühlet
Herzog Gerhards starken Arm
Und er macht sich aus dem Staube,
Feige folgt ihm großer Schwarm;
Doch von Gerhards Mut erhoben
Jubeln laut die Jäger auf,
Gleich als wär's ein Rudel Hirsche
Stürzen sie in Feindeshauf.

Egmund stürmt mit schwerer Lanze
Auf den tapfern Herzog los,
Doch vom Sattel hoch erhoben
Stürzt er fern noch hinter's Roß;
Johann von Bruchhausen rennet
Dann dem Herzog in die Quer,
Doch er kollert über'n Grafen
Und sein Roß rollt drüben her.

Drauf gab's eine Hetz zu schauen,
Die gewährt bis tief in Nacht,
Bis man Beute und Gefang'nen
Froh nach Jülich heimgebracht.
Wohl dreihundert Feind' erblaßten
Dort vor Linnichs hohem Thor;
Gerhard fing sechshundert Geldrer,
Keinen Mann er dort verlor.

Wahrlich denen, die ihn ehrten
Hat Hubertus Ruhm gebracht,
Denn nicht eine volle Stunde
Stand der Feind in heißer Schlacht.
Ewig bleibet hold den Jägern
Er der heil'ge Jagdpatron
Und an seinem Ehrentage
Gibt er gerne reichen Lohn.

Aber jenen Tag zu ehren
Voll des Ruhmes und Gewinns,
Stiftet den Hubertusorden
Herzog Gerhard, frommen Sinns.
Auch das schöne Kreuzherrnkloster,
Das in Düsseldorf am Rhein
Gerhard aus der Beut erbaute
Sollt der Schlacht ein Denkmal sein.

In dem Dom zum Altenberge,
Wo so viele Helden ruhn,
Schläft der tapfre Herzog Gerhard
Bei den hohen Ahnen nun.
Eine große Messingplatte
Deckt das Grab, des Herzogs Bild
Ist darauf zu sehn mit Rüstung,
Spornen, Hüfthorn, Schwert und Schild

Aber auch steht drauf geschrieben:
»Wann der Held zu Lülsdorf starb,
»Und daß er den Unterthanen
»Ruh und Frieden stets erwarb;
»Daß er tapfer gleich dem Leuen
»Seinen Feind gesucht im Streit,
Daß das Kloster er geschirmet
Als ein Freund der Geistlichkeit;

»Daß sein Herz so mild und gütig
»Jeder Biedre offen fand,
»Daß der Armut auch begegnet
»Seine nie verschloss'ne Hand;
»Daß er nie ein Recht getrübet,
»Fromm gelebet, wahr und treu,

»Drum auch Gottes Gnadenfülle
»Jetzt sein ewig Erbtheil sei!«

An dem Sankt Hubertusmorgen
Hört an Herzog Gerhards Ruh
Mancher fromme, rüst'ge Waidmann
Oft der Jägermesse zu.
Wenn drauf im Hubertusjagen
Bang das Wild durch Felder setzt,
Denkt er, wie Gerhard bei Linnich
Schlimme Eber einst gehetzt:

Anmerk. Die denkwürdige Schlacht bei Linnich, welche das von den geldrischen Grafen so lange und hart bedrängte Herzogthum Jülich, auf welche diese ein vermeintliches Erbrecht geltend zu machen suchten, befreiete, ereignete sich am Hubertustage (3. November) 1444. Die kölnische Chronik, van Alpen's Geschichte des fränkischen Reinufers, Teschenmacher, Brosius u. A. erzälen die Begebenheit ganz ausführlich. Ein Steinkreuz im Felde bei Linnich bezeichnet noch die Wahlstatt.

Die Biographie des biedern und tapfern Herzogs Gerhard mit der in altdeutschen Reimen verfaßten höchst merkwürdigen Grabschrift in dem Herzogenchore zu Altenberg siehe in Geschichte und Beschreibung des Klosters Altenberg von Zuccalmaglio. S. 171.

VIII.

Herzog Adolph I. von Cleve
und
die Schlacht im Cleverhamm

am 7. Juni 1397.

Adolph, seines Namens als Graf von Cleve der Sechste erwarb nicht allein den Herzogstitel, sondern auch die rühmlichen Beinamen des Siegreichen, des

Weisen und Getreuen. In seiner ganzen sieben und siebenzigjährigen Lebensdauer, in seiner 50 jährigen Regentschaft hat er sich als Feldherr, als Mensch nnd Regent, dieser hohen Namen stets werth bewiesen. Er war der merkwürdigste Regent aus dem märkischen Fürstenhause.

Adolph war im Jahre 1371 auf der gräflichen Burg zu Cleve geboren. Sein Vater war Graf Adolph V. von Cleve-Mark, seine Mutter Margaretha, die Schwester des Herzogs Wihelm I. von Berg. Seine erste Gemalinn Agnes, die Tochter des Kaisers Ruprecht von der Pfalz starb kindlos, die zweite Ehe (1399) aber mit Maria, der Tochter Johanns des Unerschrocknen von Burgnnd gab ihm drei Söhne und fünf Töcher. Er war an dem brabantischen Hofe erzogen, und diente nach der Sitte damaliger Zeit während seiner Pagenschaft als Mundschenk der Herzoginn Johanna von Brabant, wo er sich die Freundschaft aller Adligen erwarb. Im Jahre 1394 wurde der dreiundzwanzigjährige Jüngling nach dem Tode seines Vaters zum Grafen von Cleve erhoben und schon der Antritt seiner Regierung bezeichnete eine Kriegsthat, die Fehde mit dem Grafen Ludwig von St. Paul, in welcher er die goldenen Sporen und den Ritterschlag durch Herzog Wilhelm von Jülich erhielt. Adolphs ganze Lebensgeschichte bildet fortan eine Kette von Kriegsthaten in denen er den Beinamen des Siegreichen erwarb; doch möge zur Charakteristik des Helden der schönere Name des Weisen mit einstweiliger Uebergehung seiner Heldenlaufbahn gewürdiget werden.

Sein hohes edles Gemüt und seine erhabene wahrhaft fürstliche Gesinnung bekundeten seine Aeußerungen auf dem Gastmahle, das Adolph zur Feier seiner Erhebung bei der Kirchenversammlung zu Constanz gab. Am 2. Mai 1417 erhob dort Kaiser Sigismund den bisherigen Grafen von Cleve zu einem Herzoge des Reichs, und war auf dem desfallsigen Feste mit vielen Fürsten selbst zugegen. Dort fiel es dem Kaiser auf, daß der neue Herzog minder prächtig gekleidet als die andern Fürsten bei Tafel erschien und stellte ihn darüber zur Rede, aber Adolph antwortete: »Aenderte ich großmächtiger Kaiser, mein Gewand eher als mein Gemüt, so würden die Unterthanen nicht den Herzog, sondern

den Rock zu ehren anfangen, und setztest du auf Kleider so hohen Werth, so würde es dir ein Leichtes sein, eine große Anzahl Herzoge zu schaffen!« — dem Kaiser gefiel der tiefe Sinn dieser Antwort als ein Beweis wie sehr der gerade und strenge Adolph von seiner Würde und seinen Pflichten erfüllt sei und stellte noch viele Fragen an ihn, deren Erwiederung der dort anwesende Dechant Arnold von Santen in seinen sophiologischen Büchern nieder legte. So entgegnete der Herzog auf die Frage des Kaisers: »wer ein guter Mann sei?« — »»Der sich selber durch Vernunft zu beherrschen versteht und Andere regieren und ihnen rathen kann.«« — Auf die Frage,: wen er für einen braven Ritter halte, antwortete er: »Der nicht nur vor der Gefahr entschlossen, sondern auch in derselben sich unerschrocken zeigt:« — So sagte er auch: »die erste und nothwendigste Pflicht jedes Vorgesetzten sei, daß er sich bemühe die Unterthanen zu übereinstimmenden Sitten und zum gemeinen Besten zu leiten und sie darin zu erhalten;« — »daß er auf Tugend allein einen Werth, auf alles Flilterwerk aber keinen Werth lege, denn wem es an Tugend fehle, dem fehle Alles und nichts sei der Tugend vorzuziehen; man müsse ihr nicht nachgehen, sondern nachrennen;« — »Er wolle lieber ein gerechter Viehhirte sein, als ein ungerechter König, oder den Namen eines gerechten König mit Unrecht führen«. — Als sein kriegrischer Schwiegersohn, Arnold von Geldern sich bei ihm beklagte, daß er von den Unterthanen gehaßt werde, entgegnete er; »dies sei eine Folge des eignen Benehmens, indem er mehr trachte von den Unterthanen gefürchtet als geliebt zu werden, woher der Haß leicht entstehe«! — Oft pflegte er zu sagen: »daß einem Lande nichts schädlicher sei, als die Strafloſigkeit der Laster; nichts sei verächtlicher als Heuchler und Schmeichler, und besonders ein Fürst müsse solche verabscheuen.« — Wie sehr der fromme und hellschauende Mann auch über die Hauptschatten seiner Zeit erhaben war, bezeugt seine Aeußerung, »daß nach der Geburt Christi und durch dessen Gnade die Gewalt des Satans gebrochen und für Chrsten nichts so unschicklich und so lächerlich sei, als der Glaube an Zaubereien, Hexen,

Teufelskünste und Sterndeuterei«! — Doch solche Aeußerungen waren ihm nicht bloße Redensarten, sondern er bewies sich auch in all seinem Leben als ein Muster der Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Leutseligkeit, Mäßigkeit und Thätigkeit; er war nach dem Zeugnisse aller Chronisten ein tadelloser weiser Mann und ein guter Regent. Seine Unterthanen liebten ihn wie einen Vater und Alle, die von ihm hörten wurden zur Bewunderung seiner Tugenden hingerissen. Während seiner langen Regierung erhob er die Macht und den Wohlstand seines Herzogthumes zu hohem Glanze empor. Bürgerliche Einrichtungen, milde Stiftungen und viele Bauten zeugten noch lange von seinem segensreichen Wirken. Gegen die Ueberschwemmungen des Rheines, wodurch besonders die flachen Ufer bei Wesel großen Verheerungen ausgesetzt waren, legte er Dämme an; dann bauete er den schon verfallenen Schwanenthurm zu Cleve neu auf, errichtete zum Landesschutze mehr als zwanzig Burgen und befestigte und vergrößerte viele Schlösser und Städte. In jeder Stadt gründete er Armenhäuser, bauete Kirchen und stiftete Klöster, worunter besonders das Kartheuserkloster auf der Grafeninsel bei Wesel ohne fremde Hülfe und ohne Druck der Unterthanen blos aus des Herzogs Mitteln er stand. Weil ihm der Papst als eine seltene Begünstigung die geistliche Gerichtsbarkeit in seinem Lande übertragen hatte, so fand er Gelegenheit für die Bildung und Versittlichung des Clerus sehr viel zu thun, woher es hieß: »der Herzog von Cleve sei Papst in seinem Lande«! —

Bei solchen Gesinnungen und solcher Thätigkeit für das Friedenswohl seiner Unterthanen muß es auffallend erscheinen, daß Herzog Adolph über 50 Jahre fast beständig in blutigen Fehden verwickelt war. Allein in jener Zeit, wo das Faustrecht trotz aller kaiserlichen Mandate noch immer mit all seinen Greueln herrschte, durfte auch der friedfertigste Fürst das Schwert nie aus Händen legen, und mußte, war er selber von Ehrsucht und Eroberungswut noch so weit entfernt, als ein stralender Cherub den Frieden seiner Unterthanen umschirmen. In die erste bedeutende Fehde wurde Adolph mit dem

Herzoge Wilhelm II. von Berg dem Bruder seiner Mutter, und zwar wegen deren Aussteuer verwickelt. Es war nämlich derselben in dem Ehevertrage von bergischer Seite auch eine jährliche Rente von 2400 fl. aus dem Kaiserwerther Zoll angewiesen; allein Herzog Wilhelm, in dessen unstätem Charakter besonders der Geiz hervortrat, hatte die Auszahlung verweigert, und alle gütliche Vorstellungen seines Neffen Adolph waren unbeachtet geblieben. Dieser schritt daher zu ernstlichern Maßregeln und unter der Drohung, das gute Recht mit Gewalt der Waffen zu erringen, rüstete sich Cleve zum Streite. Dieser wurde anfangs auf bergischem Boden geführt, und war für Wilhelm um so nachtheiliger, als er eben auch mit der Stadt Cöln in Fehde lag, um des Erzbischofs von Cöln, Friedrichs von Saarwerden willen, der Wilhelms Freund und ein Feind der Stadt war, welcher sich die Grafen Adolph von Cleve und dessen Bruder Dietrich von Mark anschlossen. Doch im Frühjahre 1397 verband sich Herzog Wilhelm mit Herzog Reinhold von Geldern, mit dem Grafen Johann von Heinsberg, Simon von Salm, Adolph von Neuenahr, von Sayn-Helfenstein, und über 60 Freiherren, die zusammen ein Heer von 2000 wohlgerüsteten Reitern bildeten, und fiel verheerend in das clevische Gebiet ein. Da konnten einer solchen Macht weder Städte noch Burgen widerstehen, und mit Beute beladen, setzte das bergische Heer bei Warenburg über den Rhein, und schlug unfern Cleve am 4. Juni 1397 ein Lager auf, gleich als gedächte Wilhelm den Gegner durch die furchtbar drohende Nähe in einem solchen Verweilen, zu ängstigen. Aber Adolph ließ sich nicht einschüchtern. Er setzte den glücklichen Ausgang nicht in die Zahl der Waffen, sondern in den Mut und die Geschicklichkeit mit denen solche geführt werden. Während der Feind durch den Clevischen Wald vorrückte, und weitumher mit dem Geräusche und dem Glanze der Waffen Alles erfüllte, sammelte er seine Ritter und Reisigen, und blieb die Nacht hindurch vor Cleve unter den Waffen, Alles anordnend zur morgigen Feldschlacht. Er selbst wählte die Mitte des Treffens; sein Bruder Dietrich

von der Mark stand auf dem linken, Graf Friedrich von Mörs auf dem rechten Flügel; die Hauptleute und Führer der Fähnlein stralten vor der Mitte ihrer Schaaren; Reisige, Lanzenknechte und Bogenschützen, alle wohlgeordnet, und alle vom freudigsten Mute beseelt. Kaum erhob sich die Sonne, und goß ihren Glanz auf die hellpolirten Rüstungen, da sprengte Rudolph von Schaar zu Schaar, Alle mit feurigen Worten noch mehr zur Tapferkeit spornend und ermahnend, daß es hier nicht gelte, als umhelmte Hasen aufzutreten, und den Mut auf der Zunge zu tragen, oder ihr Vertrauen in die Schnelligkeit ihrer Füße zu setzen, sondern durch die Waffen ihr Heil zu suchen. Darauf gebot er den Aufbruch, und stand dem Feinde gegenüber, ehe dieser sein Vorrücken bemerkt, und ihn vermuthet hatte. Von beiden Seiten trabten die Herolde mit Aufforderungen und Sühneversuchen daher; die Schlacht wurde angenommen. Berg entfaltete die weitgedehnte Streitmacht und Wilhelm stürmte vor mit dem ersten Speerwurfe. Das Roß eines clevischen Ritters stürzte durchbort und dies galt dem Feinde für eine glückliche Vorbedeutung; er stürzte siegträumend, die kleinere Schaar der Gegner verachtend, heran und das Treffen wurde bald allgemein. Angesichts der Stadt Cleve, unter den Mauern derselben entbrannte der Kampf, beide Theile fochten mit gleicher Tapferkeit, die von Seite der Clevischen noch durch den Gedanken, daß sie hier vor den Augen ihrer Gattinnen, Bräute Eltern und Kinder, die ihnen von den Stadtmauern her zujauchzten, Ehre erwerben sollten, gefeiert wurde. Margaretha von Cleve sah von dem hohen Schwanenthurme aus Sohn und Bruder im Kampfe, und von widersprechenden Gefühlen beängstigt, betete sie um den Sieg der Clevischen Waffen. Lange schwankte der Ausgang, aber die Uebermacht schien zu siegen; die ohnehin kleinere Schlachtreihe Adolphs wurde immer mehr zusammen gerollt, und focht in festem Knäul, von feindlichen Geschossen gleichsam überschwemmt. Adolph der wackre fromme Held rief den Seinigen unaufhörlich zu, keinen Fußbreit zu weichen, und Mann gegen Mann zu stehen,

Gott werde dem Tapfern helfen! Er wie sein Bruder Dietrich hielten sich gleich unerschrockenen Leuen, und ihr Beispiel entflammte zur Ausdauer. Hoch schon stand die Sonne, und die umzingelte Schaar ermattete in Schwüle und Arbeit. Der Sieg war für die Bergischen entschieden, allein während sie in der Freude ihres Triumphs die Ordnung verließen, und nur der Beute gedachten, wendete sich die schon verlorne Schlacht für Cleve. Die Bürger von Wesel und anderen clevischen und westphälischen Städten stürmten noch zur rechten Zeit heran. Diese Scharen voll frischen Mutes uud ungeschwächt vom Kampfe fielen mit großem Lärm und Waffengetöse in den Rücken des Feindes und warfen kräftig nieder, was sich widersetzte. Indem sich die Bergischen von der Verfolgung der Bezwungenen zurück gegen den neuen Feind wandten, uud vergeblich die schon aufgegebene Ordnung wiederherzustellen suchten, erhielten die bedrängten Clever wieder Luft; die Gefangenen wurden befreit, und die Verfolgten erneueten den Angriff. Auch von Cleve und Kranenburg her stürmten frische Schaaren herzu, und bald waren die Bergischen von allen Seiten her eingeschlossen. Die von eben errungenem Siege ermüdeten Arme sanken, und die getäuschten Herzen wurden entmuthigt, während die Clevischen in dem Rausche ihres raschen Glückes neue Kraft gewannen. Das Bemühen sich durchzuschlagen waren blos ohnmächtige Zuckungen des überwundenen erzumklemmten Feindes. Um die Mittagsstunde ergab sich Wilhelms ganzes Heer an die Sieger.

An Ruhm und Beute reich zogen die Bürger von Wesel noch vor Abend siegjubelnd in ihre Stadt zrrück. Adolph führte zwei Herzoge, vier Grafen und 600 Edelleute gefangen nach Cleve. 2000 gesattelte und meistens gepanzerte Rosse, zahllose Geschmeide, Fahnen, Waffen und Rüstungen vergalten die Mühe des heißen Tages. Da wurde im ganzeu Cleverlande die Freude laut, Alle umdrängten den Sieger mit Glückwünschen und Lobeserhebungen, man bereitete Freudenfeste und öffentliche Lustbarkeiten. Aber der fromme Held gebot, weder durch Glockengeläute noch durch

Siegesfeuer oder andere Zeichen den Sieg zu feiern, bis Gott, dem Geber alles Guten, dem Urheber des Triumphs der öffentliche Dank dargebracht sei. «Denn sagte er: der Sieg im Streite hangt weder ab von der Mehrzahl noch von der Tapferkeit des Einzelnen sondern allein von Gott, und darum gebühren ihm die Erstlinge ihrer Feier!« — So wurde der folgende Tag mit Gebeten gefeiert; die eroberten Fahnen wurden in der Kirche zu Cleve neben dem Hochaltare niedergelegt und ein großer Theil der Beute zu milden Stiftungen bestimmt. Am Abend aber sah man den hohen Kirchthurm von unzähligen Leuchten erhellet; Zinnen, Thürme und Häuser der Stadt stralten von Pechfackeln und Lichtern, so daß es weit umher im Lande zu sehen war, gleich als ob eine Feuersbrunst ausgebrochen sei. Dazu erschollen Lieder, Toaste, Zinken, Pauken und Hörner. Dann folgte ein bedeutsames Feuerwerk. Auf den Stadtmauern hatte man die erbeuteten feindlichen Specre, deren Schafte mit Pech und Theer gestrichen waren, aufrecht eingesteckt und Pechkränze, Reisig, Stroh und andere Brennstoffe dazwischen gelegt, und angezündet, so daß dies einem großen Feuerkranze glich, aus welchem aufgeworfene Pechkränze gleich fallenden Sternen zu sprühen schienen. Den Schluß dieser Feier machten der ambrosische Lobgesang, das Te Deum in der Haupkirche und fröhliche Bankette im gräflichen Schlosse. Doch zur bessern Benutzung des Sieges wandte Adolph sich bald zu ernsteren Geschäften. Zur Erlangung der Freiheit mußte Herzog Wilhelm von Berg die Feste Kaiserswerth nebst einem bedeuteuden Ländergebiete an der Ruhr an Adolh abtreten, und den clevischen Unterthanen die Freiheit von allen bergischen Rheinzöllen zusichern; Reinhold von Geldern gab Emmerich und die dabei liegenden Wörthe zum Lösegelde; Johann von Heinsberg mußte die Hälfte der Herrschaft Gennep abtreten, und Graf Simon von Salm die Herrschaft Ravenstein mit Hergen und Ude gegen 4000 Gulden käuflich überlassen. Mit Golde fanden sich ab die Grafen von Neuenahr und Sayn-Helfenstein, sowie die Freiherrn, Ritter und Edlen: Reiferscheid, Wester-

burg, Sonnenreff, Heinrich von Warensberg, Rüdiger von Elver, Crato von Elberfeld, Johann von Landsberg, Friedrich von Schenk, Colin von Boppart, Sander von Bodinghoven, Johann von Bantzier, Hermann von Bodberg, Reiner von Schömrath, Heinrich von Apelhorn, Johann von Winnhorst, Vater und Sohn; Hermann Lievendonk, Johann von Haan, Hermann von Kroneburg, Engelbert von Orsbeck, Pontius von Falkenstein, Dietrich von Wyhe, Arnold von Hochsteden, Werner von Paland, Wilhelm von Hosbeden, Nicolaus von Hane, Goswin von Bergheim, Balduin von Winschau, Tilmann von Kessel, Winand von Rath, Johann von Borchem, Hilger von Alsdorf, Heinrich von Büttesheim, Reiner vom Berge, Gottfried von Bungart, Wilhelm von Sinzig, Scheiffart der Jüngere, Stolanus von Eswitter, Hilger von Wesdorp, Johann von Gymnich, Arnold von Sein, Gisbert von Wissen, Wilhelm von Buffert, Wilhelm Marschalk von Bürgel, Christian von Riegelsberg, Skymnar von Monzelborn, Gottfried von Lohe, u. s. w. im Ganzen 600 Edle.

Adolphs Bruder, Graf Dietrich von der Mark begnügte sich noch nicht mit dieser Demütigung der bergischen Macht, und befehdete seinen Oheim, den Herzog Wilhelm bald darauf in dessen eigenem Lande, wobei er Ruhm und Beute gewann, bis er zuletzt, am 14. März 1398 bei der Belagerung des Schlosses Elberfeld, von einem bergischen Schützen durchbohrt wurde. Der Verlust dieses kriegskundigen Bruders, vergällte Adolphen die Freude des Sieges bei Cleve, und Wilhelms Sohn, Herzog Adolph der I. von Berg gewann auch über die Clevischen manchen Vortheil; doch in diesem Kampfe und in so vielen andern, die Adolph von Cleve, während seiner fünfzigjährigen Regierung bestand, ging er doch zuletzt immer siegreich hervor. Er starb als ein weiser Mann, und frommer Christ, am 19. September 1448, und wurde in der von ihm gestifteten Karthause auf der Grafeninsel bei Wesel beigesetzt. Außer den seltenen Eigenschaften seines Geistes und Gemütes, priesen die Chronisten seinen hohen Wuchs, seine männliche Schönheit und

Körperkraft, die sich in ritterlichen Uebungen bewies. Zu seinem Preise verbreiteten sich rings in Deutschland, folgende Verse, die auch Teschenmacher und von Schüren*) in ihren Annalen aufbewahrten:

Seyn Neyn was Neyn gerechtigh,
Seyn Jha waß Jha vollmächtigh,
Er war seyns Worth gedächtigh;
Seyn Munt, seyn Grunt einträgtigh.
Ein Printz aller Printzen Spiegl,
Seyn Worth das war seyn Sigl,
Seyn's Muths gar unverzagt,
Wer hat ihn je auß dem Feld gejagt?

*) Außer Teschenmacher Ann: p. 280 und Gerhard von der Schüren's Chronik S. 147 sind Quellen zu der Lebensgeschichte Adolphs von Cleve: Schaten, T. III. p. 455; Honseler lib. VIII. p. 333; Hopp S. 166; — Ray, animae p. 160; Sellius in Vesaliae obsq. p. 12; von Steinen, westphälische Chronik II. 240.

IX.

Der Nonnenraub bei Gräfrath.

(Bei Solingen v. J. 1237.)

Viel Kunde hat man aus fernester Zeit,
Von Rittern, von Mönchen und Nonnen,
Von Freunden der Liebe, von blutigem Streit,
Von Leiden und seligen Wonnen;
Und alles dies anmutig vereint
In einer der alten Sagen erscheint,
Die biet' im Gesange ich treu hier dar,
So wie sie geschehen schon sechshundert Jahr,
Am heiligen Annatage!

* * *

Zu Gräfrath im Kloster hoch feiert man heut,
Dort betet's und singt es zum Himmel;
Hell tönt von dem Thurme ein festlich Geläut,
Rings wogt Andächt'ger Gewimmel;
Die Nonnen wallfahrten selbander hinaus
In langen Reihn wie ein Blumenstrauß:
Ja Blumen geweihet dem Gottessohn
Die stralen im Schmuck der Procession
Am heiligen Annatage.

Hoch blinket das Kreuz, hoch wallet die Fahn,
Voran dem segnenden Priester;
Ernst schreitet die alte Abtissinn die Bahn
Und blicket so heilig, so düster,
Doch jüngern Nönnchen liebäugeln so hold
Als würben sie lieber um minnigen Sold
Als ewig mit melancholischen Klang
Zu singen den leidigen Klostergesang
Am heiligen Annatage.

Die Luft war milde, es duftete die Au
Von tausend der würzigsten Blüten;
Im Garten die Rosen im Morgenthau
So lieblich so kosig erglühten;
Grün prangten die Felder, den Wiesengrund
Bedeckt ein Teppich so niedlich und bunt,
Dazu die Vöglein am üppigen Rain
Erfüllten mit Liedern das Feld und den Hain
Am heiligen Annatage.

Das finstere Kloster vergaßen alsbald
Die Nonnen im kosigen Freien:
Die Bilder des Kreuzgangs, so düster, so kalt
Vermochten das nicht zu verleihen,
Was Feldern und Wäldern so huldreich entsprößt,
Was Blumen und Lauben so würzig umfloß,
Den Busen erhob und die Wange bemalt,
Der Sehnsucht und lieblicher Drang entstralt
Am heiligen Aunatage.

Und unter der Schaar, die dem Himmel geweiht,
Sah Fräulein Mathild man erscheinen:
Die lachende Wang' und das düstere Kleid

Wie war es so schwer zu vereinen!
Doch schritt sie so selig in Andacht dahin
Und zeigt' in den Aeuglein so fröhlichen Sinn
Als käm er, der lang um die Liebste gefreit
Und holte zur Hochzeit sein Bräutlein sich heut
Am heiligen Annatage.

Doch ach! wozu so unheiliger Spott!
Wer durft die Holdselige freien?
Es heget und liebet die Nonne nur Gott,
Darf Ew'gem den Busen nur weihen;
Der Erde entsagte das fühlende Herz,
Entsagte der Liebe, der Lust und dem Scherz:
Drum wallet sie züchtig in schwarzen Talar
Als Nonne mit kurzabgeschnittenem Haar
Am heiligen Annatage.

Mathilde, du liebliche rosige Maid,
Hast du dich der Welt so verschworen?
Hast du dir, zu lieben auf alle Zeit
Nur Todte und Geister erkoren?
Die Lippen wie Kirschen so roth und so warm,
Dein wogender Busen, dein blendender Arm
Sie sind doch für Heil'gen zu üppig, zu zart,
Nur Gleiches zu Gleichem sich füglich ja paart
Am heiligen Annatage.

Mathilde von Kettler, du herzige Maid
Im düsteren Klostergewande,
Dir ziemet ein fröhliches bräutliches Kleid
Mit prangendem Myrthenbande!
Dienst Gott du, wenn du beschoren dein Haupt,
Wenn du dir Zierde und Anmut geraubt,
So hatten ja alle die Bräute gefehlt,
Die sich mit den Vätern der Heil'gen vermält
Am heiligen Annatage.

Dienst Gott du, wenn du die Gaben verschmäht,
Mit denen er mild dich beglücket?
Wer Gaben verschmäht hat den Geber geschmäht —
Was hat dich doch also berücket! —

Mathilde die Liebliche dachte nicht so,
Wie war sie des blühenden Lebens so froh,
Und zwischen den Bildern, dem Todtengebein
Schlich Lieb in den Busen der Minnigen ein
Am heiligen Annatage.

Der Ritter von Kronenburg, Wolfgang genannt,
Hatt' lang um die Holde geminnet,
Gern bot sie dem wackern Jüngling die Hand,
Doch der Vater war feindlich gesinnet:
»Und lässest du (sprach er) von Wolfgang nicht ab,
»So weiß ich der thörichten Liebe ein Grab!
»Eh' er, mein Todtfeind dich führt zum Altar
»Erhältest du im Kloster den schwarzen Talar
»Am heiligen Annatage!«

Wie rang da die Maid mit unsäglicher Noth;
Doch fleht sie und bat sie vergebens:
»Eh' ich ihn verlasse erwähl' ich den Tod,
»Mir ist er die Krone des Lebens!
»Und schlöß man mich auch in die Hölle hinein,
»Werd Lieb' ich und Treue ihm ewiglich weihn,
»Und bleibt Ihr dem Jüngling auch feindlich gesinnt,
»Sein denket in Liebe auf ewig eu'r Kind
»Am heiligen Annatage!« —

Als ging's in die kalte Truhe hinein
Trat Fräulein Mathild' in die Hallen,
Man weihet die Liebliche, kleidet sie ein,
Die goldnen Locken — ach! — fallen:
Nun mußte sie singen so spät als früh;
Sie betet und sang laut: »Jesu Marie!«
Doch innen im Herzen, da dachte sie still:
Treu bleib' ich dem Meinen, es geh wie es will,
Am heiligen Annatage.

Wohl kniet sie vor Heiligenbildern aus Stein
Und hauchte viel Seufzer darüber;
Doch wußt sie 'nen Heil'gen mit Fleisch und Bein,
Der war ihr viel tausendmal lieber.
Wohl sang sie der heiligen Jungfrau'n Lob,

Doch hätt' sie ihr Ritter gestellet auf Prob,
Sie wäre trotz der Eilftausenden Schaar
Mit Wolfgang dem Treuen viel lieber ein Paar
Am heiligen Annatage.

Wohl ging sie zum Pater zur Beichte daher,
Bemühet sich selbst zu verklagen;
Ach! wenn Herr Wolfgang der Pater doch wär'
Ihm hätte sie mehr noch zu sagen!
Und selbst am Altare beim heiligsten Mahl
Nicht ließ sie der Minne unendliche Qual,
Und gab sie am Tage der Klage nur Raum,
Entzücken erwarb ihr der nächtliche Traum —
Am heiligen Annatage.

Und Wolfgang? er trabte durch Distel und Dorn
Vom düstersten Schmerze geschlagen;
Die Seiten des Rosses stieß blutig der Sporn —
Nicht konnt er sich Ruhe erjagen.
Bald flucht' er dem Kloster, bald seufzt' er in Qual,
Bald schwur er zu taufen den rächenden Stahl
In Kettlers Busen; doch war er sein Feind,
War in ihm der Vater der Liebsten vereint
Am heiligen Annatage.

Doch als er vertobt die verderbliche Wut
Ob des grämlichen Vaters Versagen,
Da triebs ihn hinaus mit männlichem Mut
Den Kampf um die Holde zu wagen.
O Säugling sei ernstlicher Warnung nicht taub:
Die Nonne befreien ist Gottesraub;
Das Kloster zu Gräfrath hat Mauern aus Stein,
Da dringet nicht Eisen noch Stahl herein
Am heiligen Annatage!

»»An mir ist nichts so heilig und hehr
»»Zu wagen als Ehre und Leben
»»Und hätt' ich der Leben wie Wellen im Meer,
»»Um Sie wollt' alle ich geben!
»»Viel tauseudmal leicher zu sterben es ist
»»Als Liebes zu lassen in Lebensfrist

»»Die jetzo im Kloster vom Grame verzehrt
»»Ist mehr mir als Leib und Leben ja werth —
»»Am heiligen Annatage!

»»Und mag das Kloster auch Zeter schrein,
»»Wenn ich ihm das Opfer entrissen;
»»Was Lieb mir verbunden, das nenne ich mein,
»»Erkämpf' es mit gutem Gewissen!
»»Und droh' auch die Acht mir und drohe der Bann,
»»Ich führe ein Schwert, nicht fürcht' ich den Mann
»»Hat Liebchen mich Lieber als Todtengebein,
»»So will ich, so muß ich ein Retter ihr sein
»»Am heiligen Annatage!««

Als Nönnchen und Pater im Kloster schlief
Zur grausigen Stund der Gespenster
Schlich Wolfgang zur Ringmau'r leise und rief
Dem Liebchen am offenen Fenster.
Mathilde hatte die Nacht durchwacht
Um Wolfgang geweinet an Wolfgang gedacht,
Und jetzo umstralet vom freundlichen Mond
Ward Minne und Sehnsucht so herrlich belohnt
Am heiligen Annatage.

Und als er sie fragte, wie sie gesinnt,
Ob sie nicht seiner vergessen —
Da sah er erbleichen das liebliche Kind,
Die stralenden Augen sich nässen.
»»Und sperrten sie mich in die Hölle hinein,
»»In Qualen und Peinen gedächte ich dein!
»»Bleibst du mir getreue, o Wolfgang süß,
»»Wird selbst die Hölle zum Paradies.««
Am heiligen Annatage.

»Dann laß nur immer was mag geschehn,
»Dir soll nicht Schlimmeres werden!
»Eh wieder die Sterne herunter sehn
»Entfliehen der Trennung Beschwerden;
»Ich hole Mathilde, dich Süße zur Braut
»Noch ehe die zweite Dämmerung graut;
»Gott lässet die Wagniß des Kühnen gedeihn,
»Mein bist du, ich will dich von Jammer befrein
»Am heiligen Annatage!«

Der Ritter im Stillen den Rückweg fand,
Von keinem Späher belauschet;
Durchs dunkle Gebüsch an der Wupper Strand
Sein stählener Fußtritt rauschet:
»Am Morgen seid all ihr Knappen bereit,
»Jetzt heißt es das köstlichste Kleinod befreit,
»Das zwischen Moder und Mauern gedrückt
»Mit Sehnsucht dem Retter entgegen blickt
»Am heiligen Annatage!« —

Im Kloster die zarte beängstigte Maid
Sie sinkt auf die zitternden Kniee,
Sie faltet die Lilienhände beid'
Und betet: »O Jesu! Marie!
»Bei euren Schmerzen fleh' ich zu euch,
»Gebt mir in dem Tode das Himmelreich
»Sonst laßt mich des Paradieses Lohn
»Mit Wolfgang auf Erden genießen schon
»Am heiligen Annatage!«

»O Mutter des Friedens, dich rufe ich an,
»Du wirst es stillen, mein Trauern!
»Ich Aermste was hab ich denn Böses gethan
»Zu schmachten in Moder und Mauern?
»O rette o Mutter o rette dein Kind,
»Mich foltert die Angst und die Thräne sie rinnt
»Und mit ihr wein' ich mein Leben dahin,
»Wird Wolfgang mein Liebster mir nicht zum Gewinn
»Am heiligen Annatage!«

Die Nacht entfloh; in heiterer Glut
Die Sonne war aufgegangen,
Mit jechlicher Stunde erhob sich ihr Mut,
Schon lös'te sich gänzlich ihr Bangen.
Die Mutter des Heilands hatt' sie gehört
Und hatte ihr heimliches Flehen gewährt,
Sie hatte die zagende Jungfrau mild
Mit Gottvertrauen und Hoffnung erfüllt
Am heiligen Annatage.

Drum zog sie so freudig die Procession
Wie die Blume in Blumen verkettet,

Drum sang sie so freudig vom Gottessohn,
Der die leidende Menschheit errettet;
Schon nahte das Ende der Schmach und Pein,
Der Retter er konnt' nicht fern mehr sein:
Er hatt' es geschworen der lieblichen Braut
Und Liebe der Liebe so gerne vertraut
Am heilgen Annatage.

Laut beten und singen die Schaaren im Wald,
Doch horch! was brauset im Laube?
Horch Rossegetrapp und Gewieher erschallt
Als stürze ein Schnapphahn zum Raube:
Durchs Flockenholz ein Ritter zu Roß
Und hinter ihm dort der bewaffnete Troß —
Was treibet die Wilden zu krieg'rischem Hohn
So jach durch die Reih'n der Procession
Am heiligen Annatage?

Doch wie ein Adler die Lüfte durchschießt
Und den Krallen der Fang gelinget,
So sieht man wie Wolfgang Mathilden umschließt
Und hoch auf das Schlachtroß schwinget.
Dann schlang er den kalten Eisenarm
Um die liebliche Beute so weich und so warm,
Die sah nicht ängstlich und schmiegt sich in Lust
An des liebsten der Männer ergebene Brust
Am heiligen Annatage.

Die stockende Schaar der Procession,
Sie stand in dem Schrecken verloren,
Da drang durch's Visir mit gewaltigem Ton
Gar zornige Rede zu Ohren:
»Ich nehme von euch nicht mehr als mein,
»Dies soll mir treueigen auf ewig sein,
»Und wolltet ihr zürnen, so denket doch auch,
»Daß Anna und Joachim blieben beim Brauch,
»Am heiligen Annatage!«

Drauf spornte der Ritter das hurtige Roß
Und sprengt in den Dickicht zurücke;
Schon war er mit seinem gewappneten Troß
Verschwunden dem staunenden Blicke.

Doch beten und Singen auf einmal war um,
Der plötzliche Schreck macht Alle stumm,
Und als die Sprache rückkehret, alsbald
Schrie Alles um Hülfe durch Dickicht und Wald
Am heiligen Annatage.

Die Einen die fluchten der Räuberthat,
Die Fehme und Aechtung finde,
Die Andern die riefen: »Der Teufel naht
»Zu holen die Töchter der Sünde!«
Da lief die Aebtissinn, ihr nach lief der Schwarm
Als faßt sie der Gottseibeiuns beim Arm:
So lange die Wälder um Gräfrath stehn
Hat man nicht die Nönnchen so laufen gesehn
Am heiligen Annatage.

Bald wurde die schaurige Klosterluft
Erfüllet mit Seufzen und Stöhnen,
Mit Amuletten und Weihrauchduft
Umwehrten sich dort die Schönen;
Jedoch der Klostervogt setzte sich auf
Und jagte wie Wetter im reisigen Hauf;
Eh Wolfgang gewonnen den Wupperstrand
Sah Schwerter er blitzen in eiserner Hand
Am heiligen Annatage.

O wehe Mathilde, wie wird dir ergehn!
Den Liebsten umringen Gefahren!
Und sollt er die Uebermacht auch bestehn,
Wie kannst du dich Aermste bewahren?
Doch Wolfgangs herrlicher Mut nicht erkrankt,
Er hat oft größerer Zahl nicht gewankt:
»Ihr Knappen, die Maid mir bringet auf's Schloß,
»Euch soll nicht verfolgen der wütende Troß
»Am heiligen Annatage!«

Schon schwinget in eines Knappen Arm
Der Ritter die zagende Beute,
Schon setzt durch die Wupper der Knechte Schwarm
Dem Fräulein zu sicherm Geleite,
Als zornig der Vogt die Streitart erhob,
Daß Kronenbergs zierlicher Helmbusch zerstob;

Schon hat ihn umringet der klirrende Hauf,
Schon heben viel gierige Schwerter sich auf,
Am heiligen Annatage.

Da zügelt der Ritter nicht länger den Mut,
Rings läßt er das Schlachtschwert pfeifen;
Von Helmen und Panzern schon rieselt das Blut,
Er mali dort purpurne Streifen.
Hier lahmet der Arm, dort knicket die Wehr,
Dem Klostervogt drücket die Wunde schwer,
Und da er im steigenden Kampfe verzagt
Vom blutigen Ufer er eilig jagt
Am heiligen Annatage.

Kaum sahen die Knappen den Führer entfliehn,
So wandten sie hastig die Renner,
Sie zittern vor Angst im Sommerglühn
Als wär es im eisigen Jenner;
Doch Wolfgang, der Ritter des Sieges erfreut
Verfolgte nicht weiter den rühmlichen Streit,
Zurück von der eiligen blutigen Jagd
Hin trabt er zum Schlosse wo liebes hm lacht
Am heiligen Annatage.

Zu Kronenberg im Schlosse Mathilde weint
Und harret in Zagen und Hoffen —
O Freude! ihr Ritter, ihr Retter erscheint,
Kein Unfall hat ihn betroffen!
Zwar triefet von Blute das schartige Schwert,
Doch hat ihn kein Hieb der Feinde versehrt:
Wer mutig in Liebe um Liebe nur ringt
Viel mehr noch als Vögte der Klöster bezwingt
Am heiligen Annatage.

Nun gab es im Schlosse ein fröhlich Gelag,
Hell klangen die Hörner und Geigen,
Die Treuen begingen den Hochzeittag
Und tanzten den bräutlichen Reigen;
Es perlt' im Pocale der köstliche Wein,
Da gab es ein Scherzen und lautes Juchhein —
Mathilde, die holde die blühende Maid,
Die Nonne sie wurde zur Hausfrau geweiht
Am heiligen Annatage.

Doch horch! was umbrauset das Felsenschloß,
Was rufet der Thürmer vom Streite?
Was wollen die Schaaren so hoch zu Roß
In blinkenden Kriegesgeschmeide?
Was sollen die Widder und Schleuderer hier,
Die Feuerpfeil' und das Fehdepannier?
O weichet von hinnen, o eilet zurück,
Hier wohnet der Friede, die Lieb und das Glück
Am heiligen Annatage!

Sie kommen zu stören die Lieb und das Glück,
Sie kommen zu brechen den Frieden,
Mathilde! Wolfgang! unselig Geschick
Ist eurem Bunde beschieden!
»»Auf Kronenburg gib die Geraubte heraus,
»»Sie gehöret dem Orden, dem Feuer dein Haus;
»»Die Reichsacht schwinget das Rächerschwert
»»Ob dem, der den Frieden des Klosters gestört
»»Am heiligen Annatage!««

»»Den Grafen von Berg hat der Kaiser gesandt,
»»Daß er dich schmählich vernichte
»»Wohl hundert Gewappnete haben die Hand
»»Zu schrecklichem Strafgerichte.
»»Und eilst du nicht barfuß im Bußhemd hinaus,
»»So stürzen dein Schloß wir mit Mann und Maus
»»Und machen, so will es Kaiser und Reich,
»»Die Thürm und die Mauern der Erde gleich,
»»Am heiligen Annatage.««

Doch Wolfgang von Kronenburg nimmer verzagt,
Hell sieht man im Stahle ihn blinken:
»Heran nur welche der Uebermut plagt,
»Verrennt an den Mauern die Zinken!
»Ihr findet nicht Memmen um Gnade hier schrein,
»Wir wissen zu tanzen im blutigen Reih'n;
»Aus Brettern ist auch dies Schloß nicht erbaut,
»Der Ritter von Kronburg den Mauern vertraut
»Am heiligen Annatage!«

Die Gräflichen pochten gar manchen Tag
Vor Kronenburgs trotzenden Mauern,

Und mancher die Luft bereuen mag
Auf Wolfgangs Verderben zu lauern;
Er sandte herab manch scharfes Geschoß,
Daß rauchender Purpur den Panzer umfloß,
Und wollten sie nahen zu wütendem Sturm,
Zermalmden sie Felsen, geschleudert vom Thurm
Am heiligen Annatage.

Der Graf von Berg vor verriegeltem Thor
Langweilt und begann zu ermüden,
Schon brachte man manche Bedingungen vor,
Schon sprach man von Sühne und Frieden.
Da wurden zum Kaiser die Boten gesandt,
Der Edle von Kettler zum Papste sich wandt,
Sein Grollen und Zürnen war längst entflohn,
Den Wolfgang von Kronenburg wünscht er zum Sohn
Am heiligen Annatage.

Wie sehr auch der Papst und der Kaiser erbos't,
Sie waren geneigt zu verzeihen,
Wollt Wolfgang dem Kloster zu zeitlichem Trost
Den Buchenhof nur verleihen.
Doch Wolfgang sprach: »und verlangt ihr mein Schloß
»Mein Schwert und Geschmeide mit Sattel und Roß,
»Beständ ich der Kämpfe noch viele so heiß,
»Das wär' um Mathilde ein dürftiger Preis
»Am heiligen Annatage.

Nun lachte den beiden in Frieden und Freud
Selbander ein seliges Leben,
Und blühende Sprossen umkos'ten die Maid
Wie Trauben den Stengel der Reben.
Es hauf't in der trotzenden Kronenburg
Herrn Wolfgangs Stamm Jahrhunderte durch,
Und späte Sprossen des tapferen Herrn
Erzälten die Klostergeschichte noch gern
Vom heiligen Annatage.

* * *

Längst rollte in Trümmer das Felsenschloß
Und Mauern und Thürmen verschwanden,
Jedoch die Sage, die ihm entsproß,
Vererbet sich fort in den Landen.

Man zeiget die Furth in der Wupper noch jetzt,
Wo Wolfgang den Vogt und die Knappen gehetzt;
Auch Gräfrath das Kloster ragt stolz noch hinan,
Doch haben die Nonnen jetzt all einen Mann
Am heiligen Annatage.

Anmerk. Der Nonnenraub des Ritters Wulf oder Wolfgang von Kronenburg erzälen mehrere alte Chronisten und auch in den Annalen des Klosters ward er aufbewahrt. Im Volksmunde schmückte er sich abentheuerlich aus. Das Jahr der That war 1237; ausführlich erzählt Wilhelm Aschenberg die Begebenheit in seinem rheinischen Taschenbuche. Er hat statt des Annatages den Katharinentag, an welchem der Gräfinn Katharina von Hoikeshofen zu Ehren, die im Jahre 1089 das Kloster stiftete, von den Nonnen eine feierliche Procession gehalten wurde. Vorstehende Erzälung tritt der geschichtlichen Wahrheit der Facta nur insoweit zu nahe, als sie den Ritter von Kronenburg nicht durch den Dolch des Fehmgerichtes fallen läßt. Der wilde Ritter fuhr fort das Kloster zu befehden und zu bedrohen, bis ihn das westphälische Freigericht als Kirchenräuber verurtheilte und durch heimliche Execution in seiner eigenen Burg ermorden ließ. Seine Wittwe, die Nonne Mathilde von Kettler aber blieb auf die angeführte Sühne im Besitze der Kronenburg und durch den Sohn des ermordeten erhielt sich das Geschlecht der Kronenburger mehrere Jahrhunderte hindurch. Die Stelle im Burgholze, wo das Schloß Kronenberg, nahe der Wupper, gestanden sieht man noch jetzo mit spärlichen Spuren und Ruinen alter Befestigung, die mit Schutt überdeckt und jetzo mit Kraut und Stauden überwachsen sind. Auch im Volke lebt das Andenken des Kronenberger Schlosses noch fort und wird auf Pfingsten noch alljährlich gefeiert auf dem geebneten Burgplatze.

Der Nonnenraub geschah auf der Stelle, die jetzt das Bremserfeld genannt wird, in der Nähe des heiligen Borns unweit von dem Weiler Grünewald.

X.

Otto der Schütze.

(Clevische Sage aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.)

Dietrich X., Graf von Cleve, war ein wackerer streitbarer Herr gleich seinen Ahnen und mächtig durch Land und Leute, wie auch durch die Kraft seines Armes. Nur daß er aus seiner sonst glücklichen Ehe keinen Sohn gewann, der den Ruhm der Ahnen erbe, machte ihm bisweilen ein großes Unbehagen; allein wenn er dann die beiden mit aller Schönheit geschmückten Töchter Margeretha und Elisabet betrachtete, so schien es ihm Sünde gewesen, daß er gegen die Fügungen Gottes heimlich gemurret habe. Adolphen, dem Erbgrafen von der Mark, gab er die älteste Tochter Margaretha zur Ehe, und bestimmte den ritterlichen Eidam zu seinem Nachfolger. Die jüngere Tochter Elisabet aber blieb bei ihren Eltern, und wies alle Heirathsanträge, wie viele Fürstensöhne sich auch mit des Vaters Willen um ihre Hand bewarben, von sich ab, so daß die Eltern nichts anders vermeinten, als habe die holdselige Tochter, den ewigen Bräutigam erwählt, und werde nach dem Beispiel so vieler erlauchten Fürstentöchter die klösterliche Einsamkeit erwählen. Aber auch hierin täuschten sich die Eltern, denn als sie der Tochter verschiedene Pfründen in geistlichen Stiftern darboten, schlug sie dieselben aus; sie erklärte eine entschiedene Abneigung zum geistlichen Stande, und betheuerte: sie wolle sich weder vermälen, noch in ein Kloster ziehen, sondern beständig bei den Eltern verbleiben, und deren Schwachheit des Alters mit Kindestreue pflegen! Dies sei ihr Beruf, und die Trennung von Vater und Mutter würde ihr den Tod geben. Die Eltern die eine solche kindliche Liebe mit Freude gewahrten, hielten ihre fromme Tochter um so werther, und wenn dieselbe auch durch Minnelieder, die sie oft in einsamen Abendstunden zu ihrer Laute sang, auf die Vermutung

kamen, daß eine heimliche Liebe das stille Gemüt ihrer Tochter umfangen habe, so konnten sie doch keinen Gegenstand ihres Argwohns gewahren!, und kamen nach oftmaligem vergeblichen Nachforschen immer wieder auf die ächtkindliche Betheuerung der keuschen engelreinen Tochter zurück. — Aber dennoch war es eine heimlich genährte recht innige Minne, welche die holdselige Elisabet in ihr väterliches Schloß gebannt hielt, und wohl mochte sie diese Liebe in der Tiefe ihres milden Herzens verbergen, denn der Gegenstand derselben schien sich so wenig für die hochgeborene Fürstentochter zu schicken, daß ihr Geständniß den Zorn der Eltern wie auch das Gespötte der ganzen rücksichtlosen Welt erwecken mußte. Und obwohl sie dieses Alles wußte, so war ihre Minne doch nicht minder glühend, und wurde immer inniger und zarter da sie von der Unmöglichkeit des einstigen Besitzes immer mehr überzeugt und Mißbilligung fürchtend, sich Niemanden offenbarte. Damit aber war es also:

Die junge Gräfinn Elisabet war vor vier Jahren mit ihren frommen Eltern nach der heiligen Stadt Cöln gefahren, um dort, wie gebräuchlich, das Christfest zu feiern. Da war ihr unter dem Schwarme der zuströmenden Fremden, ein junger Ritter aufgefallen, der auch sie besonders zu bemerken schien, und ihr überall folgte, wo sie nur öffentlich auftrat. Der schmucke Ritter hatte ihr überaus wohl gefallen, und sie hätte viel darum gegeben, auch nur ein paar Worte mit ihm wechseln zu können; allein da sie nicht wußte, wer der Fremde war, und auch die Gelegenheit es nicht schicklich vorbrachte, so umschloß ihren Wunsch die jungfräuliche Blödigkeit, bis sie am Stephanstage in Begleitung ihres Oheims, der ein Domherr zu Cöln war, nach damalicher Sitte ausreiten wollte, und ihr Helter in dem Menschengewühl scheu wurde, so daß das Roß stieg, und sie in Gefahr kam, hinabzugleiten. Da war aber der fremde Geselle gleich zur Hand gewesen, hatte sie von dem unruhigen Thier gehoben, und dies wieder zur Ruhe gebracht so daß sie ohne Gefahr den Weg verfolgen konnte. Der Fremde war eine Weile mitgeritten,

und aus dem Gespräche, worin sich der Oheim mit ihm einließ, hatte sie vernommen, daß er ein fahrender Kriegsgeselle sei, der sein Glück in der Fremde suche, und irgendwo bei einem mächtigen Herrn in Dienst zu treten wünsche. Gern hätte die Gräfinn mehr vernommen; allein hinzukommende fürstliche Bekannten brachen das Gespräch ab, und lenkten es auf Anderes, worauf sich der Fremde empfahl und seines Weges ritt. Ohne ihm wieder zu begegnen, war Elisabet im heimathlichen Schlosse angekommen; allein das Bild des hohen blühenden Jünglings blieb in ihrer Seele, und wurde eine Quelle von seligen Träumereien. Sie hatte, ehe sie es wußte, sich von der Minne umstricken lassen. — Bald darauf hatte sich bei ihrem Vater ein fahrender Kriegsgeselle um den Dienst eines Schützen beworben, und da er ein hochgewachsener kräftiger Mann war, auch bei den Probeschüssen durch die Ringe und auf die Scheibe eine wundersame Gewandheit zeigte, und der kriegslustige Graf gar viel auf einen guten Schützen hielt, so freute er sich des rüstigen Gesellen, und nahm ihn gern in seinen Dienst. Wie aber erschrack die junge Gräfinn Elisabet, als sie in diesem Kriegknechte, den man schlechtweg Otto den Schützen hieß, den fremden Jüngling wieder erkannte, der ihr zu Cöln am Rhein in ritterlicher Tracht einem Fürstensohne gleich begegnet war, der ihr dort einen nicht unwichtigen Dienst geleistet, und dessen sie bisher in Minne stets gedacht hatte. Sie war mit diesem Jünglinge so oft in Träumen von Glückseligkeit lustwandelt, und hatte sich Luftschlösser erbaut, drinnen er in reichem Rittergewande, oder gar in fürstlichem Purpur umher schritt, — und jetzt stand er demüthig als Knecht vor ihr, sein goldenes Lockenhaar kurz abgeschnitten, in dem schlichten Lederkoller und der schmucklosen Pickelhaube. Sich in solchen Träumereien getäuscht zu sehen, machte die holde Jungfrau gar unlustig. Doch die glückliche Jugend überwindet die Traurigkeit gar leicht, und weil Elisabet sich ihr Minneverhältniß nicht aus dem Sinne zu schlagen vermochte, so erhoben sie Träume wieder über die schnöde Wirklichkeit.

Auch in dem Knechtgewande zeigte Otto der Schütze einen solchen ritterlichen Anstand, wie nicht mancher Fürst, und wenn er auf seine schwere Armbrust, die zu Cleve kein Anderer zu spannen vermochte, gestützt, den Wachtdienst im Schlosse hielt, und zu ihrem Fenster empor schaute, so überredete sie sich, daß ein solcher Anstand, eine so edle Körperbildung von hoher Abkunft zeuge, und daß Otto aus Liebe in einem niedrigen Gewande erscheine, um in ihrer Nähe unbekannt zu verweilen. Obwohl sie dieser Träumerei immer mehr Glauben schenkte, so unterließ sie doch dem Schützen zu nahen, aus Furcht, ihr schöngebauetes Glück möchte ins kalte Nichts zerfallen; und deshalb blieb sie stets ferne ihm, den sie doch im Herzen trug; aber Blicke flogen hin und her, die hätte wohl Jemand verstanden, wie sich Otto und Elisabet zu verstehen schienen, aber der Hof zu Cleve war bei aller Spitzfindigkeit der Höflinge blind hierfür, denn ein solches Verhältniß war zu unschicklich, als das Jemand darauf sollte verfallen sein.

Otto der Schütze aber nahm seines Dienstes stets in aller Treue wahr, und er hielt sich in den Fehden eben so wacker, als anständig und fromm daheim, so, daß er der Liebling des Grafen wurde, der ihn zum Hauptmann über die Armbrustschützen machte, ihm vier schöne Rosse schenkte, und ihn oft in sehr wichtigen Geschäften gebrauchte, die selbst für die bravsten Edelleute ehrenvoll gewesen wären. Otto besorgte dies Alles zur höchsten Zufriedenheit seines Herrn, und so kam es, daß viele vom Adel den schlichten Schützen beneideten, der sein gutes Roß gar männlich tummelte, und eine Lanze zu brechen verstand, wie selbst Herr Dietrich, der für den trefflichsten Ritter seiner Zeit galt. Hätten die clevischen Edelleute aber in der jungen Gräfinn Herz zu schauen vermocht: wie würde dann erst ihr Neid laut geworden sein, den sie jetzt auszusprechen sich schämte. — Es begab sich aber, daß ein Herr Heinrich von Homburg in Hessen, der früher in Ditrichs Diensten gestanden, und zu Cleve adelige Zucht und Ritterlichkeit erlernt hatte, nach Aachen eine Heiligenfahrt machte, und

unter Weges bei seinem alten Herrn zum Besuche einreiten wollte. Da begegnete ihm auf dem Schloßhofe Otto der Schütze, der eben ausritt, um einen Auftrag des Grafen zu vollbringen, und im Begegnen grüßte Herr Heinrich den gemeinen Mann also ehrerbietig, wie man Fürsten seine Ehrfurcht zu bezeigen pflegt. Graf Dietrich, der gerade am Fenster stand, und Otten mit Freude nachsah, hatte dies wahrgenommen, und sich darüber gewundert. Noch mehr aber befremdete ihn, daß sich der Homburger mit Otto sehr angelegentlich unterhielt, wobei es ihm vorkam, daß der Edelmann sich wie ein Untergebener, der Knecht aber als ein Herr bezeige, und daß sie sich nach einer langen Unterredung beide die Hände zum Abschiede darboten. — Als nun der Homburger eingeritten war, und dem Grafen seine Aufwartung gemacht hatte, führte dieser ihn bei Seite, und fragte ihn, was es doch für eine Bewandtniß habe mit dem Schützen, daß er sich so tief vor ihm verneigt, und demselben eine solche Ehrfurcht und Freundschaft bewiesen habe? — Da sagte der Homburger: er wisse von Otto dem Schützen nichts, denn Alles Gutes, er habe ihn stets als einen wackern Gesellen gekannt. Da entgegnete Graf Dietrich und sprach: »Um unserer alten Freundschaft willen, bitte ich dich, mir zu sagen, was du von ihm weißt, denn ich habe gesehen, daß du ihn nicht als einen gemeinen Knecht hieltest, wie er mir auch nicht vorgekommen ist, denn ich hab' ihn gehalten, gleich einem Edelmanne, und Alle hier im Schlosse wollen an seinem adeligen Wesen bemerkt haben, daß er von nicht geringer Herkunft, und mehr ist, als wofür er sich ausgegeben; du mußt darum wissen, und ich lasse nicht ab, bis du mir die Wahrheit sagest; es soll dir wie ihm nicht zum Schaden gereichen, denn er hat mir treulich gedient, und ich mögte es ihm gerne vergelten, nach seinem Stande.« — »Das könnt Ihr, (erwiederte der Homburger) und Ihr werdet es halten, als ein frommer ehrenfester Herr, und drum sage ich Euch gerne, was ich um die Sache weiß, obwohl es mir verboten ist.« — »Zweifle nur nicht,« fiel der Graf ein: »ich weiß

mein Wort zu halten, und es soll dich keineswegs gereuen!« — Da begann Herr Heinrich von Homburg und sprach: »Gnädiger Herr, den ihr Otto Schütz nennt, der ist ein geborner Landgraf von Hessen, und der rechtmäßige Erbe des Landes, denn des alten Landgrafen ältester Sohn, Heinrich, der nach seines Vaters Meinung das Land haben sollte, ist kürzlich mit Tod abgegangen. Otto war zum geistlichen Stande bestimmt, und war auf dem Wege nach Paris, dort die Hochschule zu besuchen, allein da er unterwegs euer Töchterlein Elisabet gesehen, ist es ihm anders zu Sinne gekommen, und ist unerkannt hier eingeritten mit seiner Armbrust und hat sich als ein wackerer Schütz gehalten. Daheim wird Otto, da er so lange verloren ist, fast für todt geglaubt, und ist große Trauer im Lande, weil der achtzigjährige Landgraf keinen andern Erben hat, und drum seinen Eidam den Herzog von Braunschweig zum Nachfolger bestellen will, den aber Niemand in Hessen leiden kann. Darum wird doppelte Freude sein, wenn Otto wiederkehrt. Seht, dies ist die getreue Wahrheit, und ich hoffe, daß Ihr sie wohl betrachten möget!« —

»Steht es also, Heinrich, begann da der Graf von Cleve: so ist Otto viel zu lange mein Knecht gewesen. Du magst Morgen in Begleitung meiner Diener gen Aachen reiten, und wenn du zurück kommst, so wollen wir weiter von dem Schützen reden. Dann will ich die ein kostbares Roß geben deshalb, weil du mein Diener warst, und deines Herrn Otto willen, sollst du mit einem noch bessern Geschenke bedacht sein.« —

Während nun der Homburger seine Wallfahrt vollendete, saß der Graf Dietrich bei seiner Hausfrau, und sprach: Liebes Gemahl, ich bin Willens unsere Tochter Elisabet zur Ehe zu geben, und da sich so viele Fürsten und Herrn vergeblich um sie beworben haben, so mögte ich Otto den Schützen, der uns so lange Zeit treulich gedient hat, mit ihrer Hand belohnen, sofern beide es annehmen, und Ihr mögt darum es unserm Kinde vorstellen!« — Als die Gräfinn nach einigen Widerreden vernahm, daß dieses ihres Gemahles voller Ernst sei, da besorgte sie,

Elisabet mögte sich mit dem Schützen heimlich eingelassen haben, wovon dem Vater Kundschaft zugekommen sei, und sie eilte, ihre Tochter deshalb zur Rede zu stellen. So sprach sie: »Liebste Elisabet, hast du irgend einen Mann geminnet mit Worten oder Gedanken, oder hast du Jemanden am Hofe vor Andern lieb gehabt?« — »Nein, ach nein! liebe Mutter! erwiederte diese: dies ist mit keinem Worte geschehen, aber günstig sein Einem vor dem Andern, dies ist eine Sache, die sich von selber versteht, und wo man nicht umhin kann.« —

»Magst du denn Otto den Schützen wohl leiden?« fragte die Mutter weiter. — »Ja!« antwortete die Tochter freudig erröthend: »Otto der Schütz hat dem Vater so lange treu gedient, auch ist er so züchtig und adelig in Sitten, so stolz und wohlgethan, daß ich ihm vor Andern hold bin; allein ich habe noch kein Wörtlein heimlich mit ihm geredet!« — Da sah Frau Margaretha ihre Tochter bedeutsam an, und sprach: »Bedenke liebe Elsbet, dein Vater will dich ihm zur Ehe geben!« — »Wie kann dies aber sein, (erwiederte Elisabet) daß der Vater der fürstlichen Herkunft so vergißt; doch, wenn Otto ebenbürtig wäre, mit mir von gleicher Abkunft, so wollte ich mir keinen bessern Gemal wünschen!« — »Das ist sehr wohl geredet,« sprach die Mutter: »doch vernehme ich so viel, daß dich Otto der Schütze heimführen wird!« — Die Tochter entgegnete darauf mit frommer Ergebung:« Liebste Mutter, die zehn Gebote lehren, daß ein Kind den Eltern gehorchen soll, und ich will auch hierin meinem Herrn und Vater nicht widersprechen!« —

Unterdessen war Herr Heinrich von Homburg von Aachen zurückgekommen, und Graf Dietrich ließ seine Tochter aufs prachtvollste schmücken, berief seine Ritterschaft zusammen, und beschied all seinen Hof, und seine Mannschaften auf den großen Saal in das Schloß zu Cleve. Dorthin kam auch Otto der Schütz mit beschorenem Kopfe im Koller eines Reitknechtes, indem er vermuthete, sein Herr wolle ihn, wie er gewohnt war, mit einem Auftrag aussenden. Aber der

Graf sprach in gar heiterer Laune: »Liebe Getreuen, ich bin Willens, meine Tochter Elisabet zur Ehe zu geben, und darüber möchte ich vorab euren Rath vernehmen!« — Da wurde mancher Fürstensohn erwähnt, man rieth hierhin und dorthin, und es fielen manche vergebliche Worte, wie dies wohl zu denken ist; aber Dietrich, der ein sehr spaßhafter Herr war, dem es die größte Lust brachte, sich an der Verlegenheit seiner Dienstleute zu weiden, hub an: »Da steht Otto der Schütz, der mir so lange treulich gedient hat, was ich ihm mit der Tochter Hand belohnen will, wenn er sie anders zur Hausfrau begehrt!« —

Die Dienstleute verwunderten sich höchlich, und verdachten ihrem Herrn einen solchen Scherz. Otto aber vermeinte, es sei ein schlechter Lohn seiner pünktlichen Dienste, daß er hier öffentlich also aufgezogen, und genarret werde, denn er gedachte nicht, daß sein Stand, sondern nur seine heimliche Liebe verrathen sei, und daß man ihn also mit Spott zu strafen und zu demüthigen denke. Als er aber Dietrichs ernste Meinung vernahm, da ging er mit großer Freude zum Altar, und er wie seine glückliche Braut dankten Gott, daß er die getreue Liebe also offenbaret und belohnet habe. —

Am Morgen darauf aber versammelte Dietrich wiederum seine Ritter und Dienstleute, welche nicht wenig erstaunten, und nichts Geringeres vermeinten, als ihr Herr sei etwas unklug geworden. Dietrich aber hub an: »Liebe Getreue! lasset euch nicht wundern, daß ich gestern meine liebste Tochter Elisabet Otto dem Schützen, meinem Dienstmanne zur Ehe gegeben, denn dieser Schütz ist von Geburt und Adel so gut, und besser als sie ist, weil er aus dem Königlichen Geschlechte aus Ungarn stammt. Darauf erzählte er, wie Otto ein Prinz von Hessen und dem geistlichen Stande zu entrinnen, mit Roß und Armbrust nach Cleve gekommen sei, und wie Heinrich von Homburg den Verlorenen wiedergefunden habe, auf daß er sein Erbe als Landgraf von Hessen antrete, und seinem Vater, der keinen andern Sohn mehr habe, in der Regierung folge, woher die jetzige Verbindung

dem Lande von Cleve zu Nutz, und Frommen gereichen müsse.« —

Darauf folgte ein allgemeiner Beifall, ein allgemeiner Jubel, und eine Hochzeitfeier, wie bei Fürsten Brauch ist, mit Tourniren, Banketten und Gelagen. Landgraf Otto nahm sich also wohl aus in dem fürstlichen Gewande, daß man den Schützen gar nicht mehr in ihm wieder fand, und nun wollten Alle, die ihn vor Jahren als Knecht gekannt, so etwas im Voraus profezeit und den Adel seiner Geburt schon lange vermerkt haben. Alle aber hatten an solcher Fügung eine außerordentliche Freude, vorzüglich das hohe Brautpaar und Graf Dieterich, der gemüthliche heitere Herr, dem es gelungen war, die Sache so recht nach seinem Wohlgefallen einzuleiten. Er sagte seinem Eidam viel schöne Worte, wie er sich als Schütze stets rühmlich gehalten, aber dabei bemerkte er auch, daß er eigentlich nicht der Herr sei, dem dieser Dienst gegolten habe, sondern die Minne habe ihn berufen und gehalten, weshalb ihm Elisabet auch eigentlich diese Dienste allein zu belohnen habe. — Gräfinn Margaretha konnte sich auch nicht enthalten, ihr Töchterlein ein weniges zu beschämen, um ihrer Aeußerung willen, weshalb sie frühere Heirathsanträge von Fürstensöhnen abgewiesen hatte. Die Hochzeitgäste aber, die clevische Ritterschaft und alle Dienstleute wurden fürstlich bewirthet, daß eine große Lust unter ihnen war, und besonders die Schützen freueten sich und waren stolz darauf, daß der Landgraf ihr Cumpan gewesen sei, und dadurch ihre Handtierung geehrt habe. Herr Heinrich von Homburg aber erhielt das versprochene Geschenk; es fiel reicher aus, als er's sich hätte träumen lassen, und rühmte, daß der Graf von Cleve Wort zu halten wisse. Andern Tages aber wurde dem Homburger befohlen, dem alten Landgrafen, seinem Herrn, Kundschaft zu bringen, wie sein verlorener bereits todt geglaubter Sohn wiedergefunden worden, und wie er mit großen Ehren in fürstlichem Geleite zu seinem Vater heimreiten werde Auch ward Tag und Stunde bestimmt, wann der Graf von Cleve mit Otto in Marpurg eintreffen

würde. Und an dem bestimmten Tage zog der alte Landgraf hoher Freudenvoll nach Marpurg. Dahin kam Dietrich mit seiner Ritterschaft und vielen andern Herren, und führten Otto den Schützen nebst seiner jungen Braut dem frohen Vater zu, und brachten den reichen Brautschatz mit. Da war große Freude im Lande Hessen, und es gab wiederum so frohe Feste, wie bei der Hochzeit in Cleve. Dies begab sich alles im Jahre 1342. Landgraf Otto ward ein eben so guter Regent, als er früher ein tüchtiger Schütze gewesen war. Die Armbrust aber blieb hinfort seine liebste Waffe und man nannte ihn immer noch Otto den Schützen.

Anmerk. Die Sage von Otto dem Schützen erzählen außer der Jülichschen und clevischen Chronik, auch Spangenberg in seinem Adelsspiegel Theil II. Bd. 9. cap. 3. S. 120, und das westphälische Kunst- und Wissenschaftsblatt Jahr 1822 Nro. 29. In Hessen sowohl als im Herzogthum Cleve-Jülich-Berg lebt die Erzählung im Volksmunde. Schwer ist es das Geschichtliche und die Sage dabei zu scheiden, jedoch gänzlich entbehrt sie des historischen Grundes nicht, worüber besonders Rommel, Geschichte von Hessen Bd. II. S. 127 und Teschenmacher Annales pag. 282.

XI.

Merkwürdige Grabschrift des Grafen Ludwig von Ravensberg,

Bischofs zu Osnabrück (gest. 1308).

In dem Ravensbergischen Grafenhause, das mit Berg durch Verwandtschaft lange verbunden, endlich einen neueren Zweig des Bergischen Herrscherstammes gründete, ist besonders Graf Ludwig eine höchst merkwürdige und die Zeit charakterisirende Erscheinung. In der Domkirche zu Osnabrück, wo dieser Graf von Ravensberg als Bischof von Osnabrück begraben liegt, heftete man als Siegestrophäen an sein Bildniß die Fahnen von Lippe und Mark und feierte sein Andenken durch gereimte Verse in Mönchslatein, welche verdeutscht:

„An Leibe klein, wie einst Zachäus,
An Mut ein Judas Macchabäus,
Ein andrer David, kühn und stark,
Schlug er den Grafen von der Mark.
Im Jahr dreyzehnhundert und acht
Nachdem das Heil der Welt erwacht
Durch Maria die Jungfrau rein
Schloß dieses Grab den Helden ein:
Auf daß verschwinden seine Schulden,
Sey, ew'ger Richter ihm zu Hulden!
Mark, Waldeck, Jülich, Münsterland
Hat er geschreckt mit starker Hand;
Teckelnburg, Arnsberg und Loen
Sind bange vor ihm entflohn;
Rittberg, Ahaus und Dortmund, Euch
Scheucht' er dahin mit Schwertesstreich,
Euch Wölfe all verjagte der Held,
Oder er hat euch gefällt.
Gott stand ihm bei,
Er kämpft' wie ein Leu!
Und diese Verslein künde ich
Vom hochgebornen Ludowich,
Bischof zu Osnabrück lobesam
Aus Ravensberger Stamm!"

Wahrlich ein merkwürdiges, wenigstens in unsrer Zeit sehr sonderbar klingendes Lob für einen geistlichen Herrn!

Ludwig war der jüngere Sohn des Grafen Ludwig I. von Ravensberg und der Gräfinn Adelheid von Ratzeburg. Früh schon bestimmte er sich zum geistlichen Stande. Im Jahre 1277 fungirte er als Domherr in Minden und 1287 als Probst in der Collegiatkirche St. Johann in Osnabrück, wo er aber 1299 mit der Bischofswürde bekleidet wurde. Als Domherr sowohl wie auch als Bischof sah man ihn meistens im Kriegsgeschmeide; er hatte den Ruhm eines tüchtigen Feldherrn und eines tapfern Kämpfers. Trotz seiner unansehnlichen kleinen Gestalt besaß er Riesenstärke und er war es, der in den vielen Fehden, die damals Westphalen zerrissen, meistens den Ausschlag gab. Als Domherr und als Probst erschien er meistens in dem Herbanne seines Bruders, des Grafen Otto III. von Ravensberg; doch focht er auch im Jahre 1288 in der berühmten Schlacht bei Woringen auf des Erzbischofs Siegfrieds Seite. Zehn Jahre später zeichnete er sich besonders in der Fehde gegen die Grafen von der Lippe aus, und half deren Raubschloß Engern

erobern und zerstören. Als Bischof von Osnabrük suchte er im Innern seines Sprengels die oftgestörte Friedensruhe zu erhalten und drum bekämpfte und vernichtete er die adeligen Räuber und ihre Burgen. Als der Bischof Otto von Münster abgesetzet und Conrad, ein Graf von Berg an dessen Stelle zum Bischofe berufen wurde, stritt er für die Rechte des ersteren gegen den großen Anhang des bergischen Grafen, welchem nicht nur sein Neffe Engelbert II. von der Mark, sondern auch die Grafen von Jülich, Waldeck, Dortmund, Arensberg, Rittberg, Loen und Tecklenburg und viele Ritter zur Seite standen. Es kam (im Juli 1308) zu einer entscheidenden Schlacht, worin gegen die eben erwähnten Herren blos die Bischöfe Otto und Ludwig auf dem sogenannten Hardtfelde bei Münster fochten. Engelbert von Mark, der Oberfeldherr der Verbündeten wurde trotz seiner Uebermacht zurück gedrängt und nach einem mehrstündigen erbitterten Kampfe neigte sich der Sieg für Otto's Sache. Bischof Ludwig von Ravensberg hatte der Schlacht diese Wendung gegeben und den langerworbenen Heldenruhm auch hier erprobt. Da suchte der erbitterte Graf Engelbert den Sieger persönlich auf, und ein heftiger Zweikampf begann. Ludwig rannte den Feind nieder, Roß und Mann stürzte vor dem gewaltigen Speerstoße des Bischofs. Da gedachte dieser, aus dem Sattel springend den hingeworfenen Feind zu entwaffnen und fest zu nehmen; aber Engelbert, obwohl er bei dem Sturze ein Bein gebrochen; rang mit dem Gegner am Boden und wollte sich nicht ergeben. Die Freunde der sich im Staube umherkollernden Herrn nahten, ein Getümmel entstand ringsum zur Rettung und zum Verderben; doch waren die von Osnabrük am ersten zur Hand und wähnend, daß der Bischof unterliege, hieben und stachen sie, von Staubwolken getäuscht auf die Ringenden ein. Doch dem unterliegenden Grafen war die Ohmacht des Bischofs zum Heil gediehen; ein Schild des Feindes wurde Ludwig von den Waffen der Freunde zerfleischet, so daß die Sieger ihren todtwunden Herrn aus dem Schlachtfeld tragen mußten, worauf er am dritten Tage darnach, noch immer des Sieges freudig, seine muthvolle Seele aushauchte. —

XII.

Die Herzoginn Jacobea.

(16. Juni 1585.)

---

1. Die Hochzeit.

Im Lande der Berge zerrann das Eis,
Der Frühling kam gezogen:
Schon hauchten die Lüfte mit Milde des Mai's,
Schon kamen die Schwalben geflogen;
Der Wald gleich Feu'rwerkgerüsten noch kahl,
Den faßte der Sonne entzündender Stral:
Rings leutet und stralt es von Laube da voll,
Und drinnen erscholl
Die Stimme der fröhlichen Gäste
Zum Feste.

Da schmückte sich Alles, der Baum wie der Strauch,
Die Felder, die Wiesen und Auen!
Beim schallenden Liede, beim duftigen Hauch
War Alles hochzeitlich zu schauen.
O Jubel! der fröhliche Bräutigam,
Der Frühling, der sehnlichst erwartete kam
In unserer Berge frohlockendes Rund
Und Höh' und Grund
Ihn wollten in bräutlichem Prangen
Empfangen.

Die zwitschernde Schwalbe zum Dorfe schon zog
Den nahenden Gast zu verkünden,
Der Sommer der Spinnen, sein Bote flog
Um Berg' und in lachenden Gründen:
Juchhe! da kommt er mit Nachtigallschall,
Da singt es und klingt es im Widerhall:
»Es freue sich, welcher den Himmlischen sah,
»Der Frühling ist da!
»Ihm stralt von den leuchtenden Blicken
»Entzücken!«

Du Düsseldorf an dem stralenden Rhein,
Was rüstest und schmückest du heute
Die hohen Palläste aus Riesengestein
Und schallest von Sang und Geläute?
Die Zinken und Hörner, das Paukengetön,
Die Kränze von Blumen, der Fahnen Wehn;
Im festlichen Schmucke rings zu schaun
Die Ritter und Fraun —
Wem zieh'n sie auf jauchzenden Wegen
Entgegen?

Ruhmreiche Berge, auf! jubelt empor;
Du Herzogsstadt an dem Rheine,
Eröffne weit dein ragendes Thor,
Stolz strale im schönsten Scheine!
Des Herzogs liebliches Bräutlein naht,
Mit Blumen bestreut ist der Hohen Pfad;
Sie zieht aus dem Süden wie Frühling daher,
Gleich Wellen im Meer
Umwogt sie der jauchzenden Menge
Gedränge!

»Heil dir Jacobea, holdselige Maid!
»Heil dir, Markgräfinn von Baden!
»Heil unserem Herzog, der dich gefreit,
»Der dich zum Throne geladen!«
So scholl es ringsum entgegen dem Zug,
In dessen Mitte die Fürstinn; es trug
Ein Zelter sie hoch in der freudigsten Hast;
Stolz auf die Last —
Da mogte die schönste der Frauen
Man schauen.

Von Seide und Sammt und Perlenkranz,
Von Gold und Demanten umkleidet,
Stralt herrlich sie, wie des Frühlinges Glanz,
D'ran gerne das Auge sich weidet;
Jedoch ihr Antlitz jungfräulich und mild
Fand nur in dem Lächeln der Engel ein Bild;
Da sah man nicht Perlen und Edelgestein,
Sie nur allein:

So sieht man im Blättergekose
Die Rose.

Und als sie den blendenden Nacken bog,
Der grüßenden Menge zu nicken,
Als freundlich sie dort die Reihen durchflog
Mit keuschen, holdseligen Blicken,
Da schwoll in Entzücken Jedwedes Brust,
Da tönte noch lauter die jubelnde Lust:
»Heil dir, Johann Wilhelm, Heil dir, o Land,
»Euch bietet die Hand
»Ein Engel des Himmels heute!
»O Freude!«

Der glückliche Herzog empfängt sie entzückt
Und hebt sie vom bäumenden Rosse;
Bald führet er sie, hochzeitlich geschmückt,
Hochfreudig aus seinem Schlosse:
Da schallen die Glocken, der Liederstrom,
Da wallet der stralende Zug zu dem Dom,
Der würdige Bischof von Cöln, er traut
Die holde Braut
Mit dem Herzog am hohen Altare
Zum Paare.

Und wie er die Hände zusammen legt
Und wechselt die goldenen Reifen,
Wird ringsum die Menge gar seltsam bewegt,
Als wollte sie Ahnung ergreifen.
Da perlten der Rührung Thränen so hell,
Die Andacht flehte zum Gnadenquell
Um Segen des fürstlichen Ehebands,
Um's Wohl des Land's;
Doch ruhten im finsteren Schooße
Die Loose!

Verlange der Sterblichgeborene nie,
Der Zukunft Nacht zu durchschauen!
Genieß' er, was ihm die Stunde verlieh
In Lust und in frohem Vertrauen!
Wenn auch in den Jubel sich Ahnung mischt:
Der glückliche Taumel der Freude verwischt

Die Drohergestalten dem leuchtenden Blick
Und naht das Geschick,
So krönt doch mit Seelenbelebung
Ergebung! —

Und wieder zur Pforte sich wendet der Zug,
Nach wallet ein buntes Gedränge;
War jüngst die Kirche nicht weit genug,
Sind jetzo die Gassen zu enge.
Und wieder schallt es zum Glockenklang
Aus Fenstern, von Dächern und Gassen entlang:
»Heil dir, du erhab'nes herzogliche Paar,
»Glück immerdar
»Entström' aus dem heutigen Bande
»Dem Lande!«

Doch rings in dem Land und im fürstlichen Schloß
Wer malet die fröhlichen Feste?
Wer kündet die Freude, die dort ersproß,
Wer zälet die fürstlichen Gäste?
Hier schaukelt die Lustfahrt kosend der Rhein
Und spiegelt des Feuerwerks lustigen Schein,
Bei girrenden Turteltauben im Wald
Geflüster erschallt,
Lustwandelnde Ritter und Damen
Dort kamen.

Hier freut sich zu finden, was lange sich fand,
Dort lachet der Sehnsucht Gewährung;
Hier stralet der Reichthum, dort hüllt sich in Tand
Die leicht überrünchte Entbehrung.
Der mönchische Herzog mit finsterem Sinn,
Wie wurde ihm lachende Lust zum Gewinn!
Neu ist er verjüngt, ihm kehret das Glück
Der Jugend zurück
Wie er kos't mit dem holden Gemale
Im Saale.

Da klingen die Zinken zum Paukengetön,
Da schwingt sich's im Wirbelbankette
Und Lieder erschallen so freudig, so schön,
Es jubelt als gält es die Wette.

Und ringsum das Prangen im leuchtenden Saal,
Die perlenden Weine, das duftende Mahl,
Die Fürsten und Grafen, die Damen und Herrn
Von nah und fern —
Nie hat es dort Schöner's gegeben
Im Leben!

Die Sonne ging unter und wieder auf
Und lächelt zu frohen Gelagen;
Spiel kürzte der Stunden so flüchtigen Lauf,
Sie kürzet Turnieren und Jagen.
Wer zälet die Kämpfer, die Siegenden all,
Die köstlichen Preise bei Jubelschall?
Wohl ward's unter'm Panzer da Manchem heiß
Um goldenen Preis,
Und manchem um Ehre und Namen
Bei Damen.

Da waren die Herren von Baiern zur Hand,
Wie Wetter die Badischen ritten —
Auch Johann Wilhelm hat dort gerannt,
Mit gewichtigen Speeren gestritten.
Und endlich da hieß es: »zum Schluß ein Turnier!
Die Herzoginn reichet dort Dank und Zier
Und nimmt zu ihrem Ritter ihn an,
Den tapferen Mann,
Der als Besten sich zeiget heute
Im Streite!

Hei! wie da zersplittert der sausende Schaft!
Die Rosse, sie schäumen und steigen!
Da sah man Gewandtheit, gewahrte man Kraft;
Nicht naheten Schwache und Feigen.
Wohl waren die Pfälzer und Baiern zur Hand,
Wohl haben die Clevischen wacker gerannt;
Jedoch von den Bergen der Dietrich von Hall
Der warf sie all,
Der zeigt sich vor allen den Gästen
Als besten.

Stolz wehte des Starken Reiherbusch
Einsam im zerstampfeten Kreise:

Da schmettert aus hundert Trompeten der Tusch,
Da rief es den Sieger zum Preise;
Es flog die Heldengestalt vom Roß,
Vom Haupte der Helm und golden umfloß
Die breiten Schultern ein lockiges Haar,
Gar freudenklar
Zeigt Dietrich ein Antlitz voll Zierde
Und Würde.

Noch schmückte die Wangen der Jugend Hauch,
Kaum flaumet es blond an dem Kinne:
Die lachende Stirn und das mutige Aug'
Nie flammten in Gluten der Minne.
Ihn sahen die Männer und ließen von Neid,
Es hob sich im Anblick der Busen der Maid;
Doch wie aus dem Kampfspiel der Löwe tritt,
Mit stolzem Schritt
Als Sieger durchwandelt den Zwinger,
So ging er.

Und zwischen den Damen auf hohem Balkon,
Gleich Luna im Sternengeflimmer,
Ruht Jacobea auf seidenem Thron
In stralendem Hoheitsschimmer.
Da nahte der Jüngling und beugte das Knie.
Wie's Brauch des Siegers, die Gnädige, sie
Die golddurchwirkte Schärpe erhebt,
Gar künstlich gewebt,
Dem Sieger mit eigenen Händen
Zu spenden.

Doch als sie des Jünglinges Busen umstrickt
Mit der eigenen Farben Prangen,
Und als sie so huldvoll ins Auge ihm blickt,
Da ist er auf ewig gefangen!
Da glühte ihm die Stirne, sein Herz ward wund,
Es taucht' aus des Busens tiefinnersten Grund
So liebliche Sehnsucht, so seliger Traum,
Er hielt sich kaum —
Und dankt ihr in flüsternder Rede
Gar blöde.

Da nahm die Herzoginn freundlich das Wort:
»Herr Ritter, die prangende Binde,
»Sie fessle zu meinem Dienst euch hinfort,
»Da ich euch als Tapfersten finde!
»Und wollt ihr in Treuen mein Mundschenk sein,
»So werd' ich mich eurer Dienste erfreun,
»Und werd' es euch lohnen mit reichem Gut
»Und frohem Mut!«
Herrn Dietrich die Kunde entzückte,
Er nickte. —

Drauf ging im Valetmahl die Freude hoch,
Da schollen gar frohe Toaste;
Im Ringel des Reigen die Tänzerschaar flog,
Dort galt es dem Wirth und dem Gaste.
Herrn Dietrich, dem Sieger, der Vortanz gebührt
Und als zum Bankett er die Herzoginn führt,
Da faßt ihn der Taumel unendlicher Lust
Und seine Brust
Umklammert im Freudengewimmel
Den Himmel.

Am folgenden Morgen da trabten hinaus
Die fröhlichen Hochzeitgäste,
Ein jeglicher eilte die Straße nach Haus;
Bald schwiegen die lärmenden Feste;
Jedoch die holdselige Herzoginn,
Die hegte nicht minder hochfreudigen Sinn,
Ihr schmeichelt die Macht und der Hoheitskranz,
Des Hofes Glanz,
Und schlürfte in vollen Zügen
Vergnügen.

Den Herzog, den grübelnden düstern Mann,
Schien jetzo die Unmut zu meiden;
Der Zauber der reizenden Gattinn umspann
Den Stolzen, und band ihn an Freuden.
Wen mogt' auch umlagern der Grillen Nacht,
Wo Jacobea, die Liebliche, lacht?
Der fürstliche Hof ward zum Feudengelag
Und Nacht und Tag

Folgt fürder der Luft und Zerstreuung
Erneuung.

Auch Dietrich von Hall trug reichen Gewinn,
So nahe der Holden zu weilen;
Noch keinem Schenken mogt froheren Sinn
Die holdeste Fürstinn ertheilen.
Doch auch der Gebieterinn däucht' es gar fein
Vom schönsten der Ritter bedienet zu sein,
Sie hielt Herrn Dietrich hoch und werth,
Still heimlich nährt
Für ihn sie die süßesten Schmerzen
Im Herzen.

O Freude! wenn der unendliche Quell
Der ersten Liebe quillet
Und gleich der Sonn' er belebend und hell
Den jungen Busen erfüllet!
Doch Seeligkeit und Himmelslust,
Wenn gleichen Gefühles Brust an Brust
Sich keusch und lauter zusammen fand
Und Priesterhand
Sich über dem Bunde von Oben
Erhoben!

Doch wehe dem Herzen, das blos durch Zwang
Dem Gatten auf ewig verbunden
Der süßesten Lieb' allmächtigen Drang
Abseits der Gelübde empfunden!
Dort naget unheilbarer düsterer Gram,
Verzweifelnd dort kämpft Pflicht, Neigung und Scham,
Und sättigt sich auch die verlangende Brust
Verstolener Lust,
So bringt ihr das Sinnen des Neides
Viel Leides.

2. Das Gericht.

Du Düsseldorf an dem stralenden Rhein
Wie schweigst du so traurig, so düster?
Es ziehet der liebliche Frühling ja ein
Mit Licht und mit Freudegeflüster!
Doch horch! du tönst tieftraurigen Klang —
Weh! Leichengepränge und Grabgesang!
O kündet, ihr Träger mir wen verbarg:
Der finstre Sarg?
»»Drin ruht Jacobea, die bleiche,
»»Als Leiche!««

O liebliche Blüte, du welktest so bald,
Du schönste von allen Frauen,
Dir ist statt Lenzes jetzt todt und kalt
Ein ewiges Wintergrauen;
Kein Morgen erweckt dich, kein Frühlingsgetön,
Du, gleich dem Frühlinge mild und schön!
O bettet mit Blumen der Blume die Gruft,
Mit Rosenduft
Macht sanft ihr die düstere Truhe
Zur Ruhe!

»Schon ward sie gebettet in Rosenglut,
»Die wir in dem Sarge verschlossen!
»Sie ward von des weichesten Herzens Blut
»Viel rother, als Rosen umflossen.«
Doch sagt mir, ihr Träger, wie kurz ist der Sarg,
Worin man die Leiche der lieblichen barg —
Die Länge der Schönen, so wie mir däucht,
Er nicht erreicht;
Wie mögt mit dem Holze, ihr Argen,
So kargen?

»So wisset, man hat sie kürzer gemacht,
»Sie mußt als Verbrecherinn büßen:
»Das Schwert des Henkers den Nacken durchkracht,
»Ihr ruhet das Haupt zu Füßen!«
Weh dir, du Herzogstadt an dem Rhein!
Du mußtest des Gräßlichen Schauplatz sein;

Du saheſt zernichten des Landes Zier —
Weh über dir!
Wer grollte denn sonder Erbarmen
Der Armen?

Sie fiel vom Weiberhasse erwürgt,
Ein Opfer der bübischsten Laffen!
Wo ist die Unschuld vor diesen verbürgt,
Wer meidet die tückischen Waffen?
Doch weh, die zum Satanswerk sich erfrecht,
Verkrochen sich hinter Gesetz und Recht;
Sie wurde ein Opfer des arglosen Sinns
Um Höllgewinns,
Um Tugend, die Andre geheuchelt,
Gemeuchelt!

Der Herzog, der Holden unwürd'ger Gemal,
War nicht zum Herrscher geboren,
Drum mehr't er der müßigen Mönche Zahl,
Er hatte den Krummstab erkoren;
Doch als sein Geschlechte zur Neige ging,
Er seiner Gelübde Lösung empfing
Und trug der Herzoge Scepter und Kron,
Der Väter Thron
Bestieg er und führte zur Ehe —
Ihm Wehe!

Die Gattinn, zu der in der Kindheit Glück
Die neuere Lehre gedrungen,
Zwar ward nach der Eltern Tode zurück
Zur römischen Kirche gezwungen;
Ihr ward, um dem Herzog zu bieten die Hand,
Der gräfliche Bräutigam schändlich entwandt:
Da trug sie im Busen unendliche Pein,
Die Hand allein
Bot vor dem Altare die Trübe;
Nicht Liebe.

D'raus brühte sein Gift manch neidischer Molch,
Denn die Hoheit entbehrt nicht der Neider;
D'ran wetzte so mancher Verläumder den Dolch,
Denn Tugend man schmähet sie leider.

Die Fürstinn sie folgte des Herzens Drang,
Sie höhnte so manchen unsinnigen Zwang:
Da ward sie im Auge der Heuchler ein Dorn
Und deren Zorn
Verklagt sie in Rachedürsten
Dem Fürsten.

Der hielt sie hart, versagte ihr rauh
Der Freude unschuldigst Bedürfniß —
Wie quälte da stets die geängstigte Frau
Das schnöde unsel'ge Zerwürfniß!
Oft schwang der Barbar die harte Hand
Auf's wehrlose Weib, kein Rächer stand
Zur Seite; doch endlich strafet ein Gott
Der Unschuld Spott:
Der Fürst kam nach tollem Beginnen
Von Sinnen.

Des Herzogs Schwester, Sibilla, regiert
Den Ständen des Landes zur Seiten,
Da mochte die Falsche, vom Hasse geführt,
Der Schwäher viel Böses bereiten,
Die heit'rer und freudeverlangender Brust
Sich tröstet an heimlichgenossener Lust:
Der Mundschenk Dietrich von Hall, er blieb
Ergeben in Lieb
Der Holden alleinzige Freude
Im Leide.

Als Kind verwaiset, fremd und verkannt,
Von allen Lieben verlassen,
Ward bald sie verläumdet durch alles Land,
Verfolget vom sündlichsten Hassen.
Nur Dietrich hatte ein fühlendes Herz
Für ihre Freude, für ihren Schmerz;
Doch was er in glühender Liebe ihr bot
Bracht ihr den Tod,
Denn Dietrichen liebt' in der Stille
Sibille.

Der Herzoginn Bruder, der einst sie gefreit,
Und den sie vor Allen erwählet,

Der hatt' ihr ein Körbchen gegeben zur Zeit
Und anderweit sich vermälet;
Und als auch der Hall ihr den Rücken gewandt,
Da schwur sie zu rächen verzehrenden Brand
An Jacobea, die ihr, wie sie glaubt
Die Buhlen geraubt,
Es ist, wornach sie gerungen,
Gelungen!

Sie schmeichelt in Tücke dem Brudergemal
Und schmiedete heimliche Klagen;
Sie wünscht der Verhaßten nur Gram und Qual
Und sah sie in frohem Behagen:
Dies regt' ihr die Seele, des Giftes so voll,
Das macht sie zur Furie, die Rache schwoll
Und fand bei Schranzen und Heuchlerkram,
Die ohne Schaam
Sich boten für jedes Ereigniß
Zum Zeugniß.

Da ward Jacobea so vielfach verklagt,
Da hört man Verläumder laut schreien:
Sie habe mit Unholden Umgang gewagt,
Gehuldigt der Lehre der Neuen,
Sie habe zerrüttet des Fürsten Verstand,
Durch Zaubermittel den Armen gebannt
Und pflege mit ihrem Mundschenk just
Verbotene Lust
Und schwelge die Güter zu Schande
Dem Lande.

Wenn rohe Gewalt sich mit Unschuld entzweit
Und grollend wetzet die Krallen,
Da muß bald enden ungleicher Streit,
Die sorglose Reinheit fallen.
Die Stände des Landes nicht standen fürs Recht,
Die Räthe des Landes, die riethen gar schlecht,
Der Richter bot dem Gesetze trutz
Aus Eigennutz;
Um Gold kirrt alle zu Wille
Sibille.

Und ach! die Verrath'ne, sie ahnete nicht
Das nahe furchtbare Verhängniß:
Da zog man sie schamlos vor's Blutgericht
Und warf sie in schnödes Gefängniß;
Viel Zeugen, durch Mönche der Sünde befreit,
Die schwuren ob Allem den heiligsten Eid;
Man trieb mit dem allerbarmenden Gott
Den sündigsten Spott,
Doch zögert mit offenem Morde
Die Horde.

Dem Todesurtheil, erkaufet durch Gold,
Erschlichen durch teuflische Ränke,
Man heimlicher Weise vorgreifen wollt
Durch todeserfüllete Tränke.
Man fürchtete sich vor des Volkes Lieb,
Dem trotz der Verläumdung theuer blieb
Die edle Fürstinn, man fürchtet zu Prag
Den Kaisertag —
Dort mogt' es, zur Sprache gekommen,
Nicht frommen.

Der Leibarzt der Fürstinn, ein redlicher Mann
Verschmähte den Auftrag der Henker,
Nicht Gold, nicht Versprechen den Edlen gewann;
Wohl schrieb er dem Marschall von Schenker:
»Der Arzt nur wirke der Siechen Heil,
»Es ist die Kunst für Buben nicht feil;
»Gebt, soll die Verhaßte nicht leben hinfort,
»Durch offnen Mord
»Dem Frevel zu Gottes Hohne
»Die Krone!«

Noch zögern die Mörder, da hieß es: das Reich
Und der Kaiser, sie haben vernommen
Den gräßlichen Frevel, er mögte Euch
Fürwahr bald übel bekommen!
Das drängte Sibille zur blutigen That,
Sie eilete fürbaß den teuflischen Pfad;
Da mußt' ein Leben, so heilig so werth,
Durchs kalte Schwert

In grausamer Henker Händen
Nun enden.

Kein Priester der Armen zur Seite stand,
Der sie zu dem Tode bereite,
Kein Fürst, kein Edler, kein Bürger sich fand,
Der sie zum Grabe begleite.
Man rief: »die verderbliche Zauberinn
»Hat jetzt auf ewig den Lohn dahin,
»Sie ist gestorben vom Schlage gerührt,
»Wie ihr gebührt!«
Doch munkelt man, wie es gegangen
Mit Bangen.

Die teuflische Blutgier, die Rache ruht
Nicht bei dem einzigen Morde,
Es troff auch Dietrichs edles Blut,
Vergossen von Meuchlerhorde. —
Grad war's im Reich höchsttraurige Zeit,
Der Türken- und der Glaubensstreit
Vereitelten leider das gute Recht,
Doch die sich erfrecht
Zum Morde, hat Gott mit Plagen
Geschlagen.

Und all der Berge aufblühendes Land,
Drin solcher Frevel geschehen,
Traf Gottes vernichtende strafende Hand
Mit Tagen von Peinen und Wehen.
Sein Herrschergeschlecht losch aus in Nacht,
Krieg raffte der Dörfer und Städte Pracht,
Er raffte die Väter und Söhne dahin:
Das war der Gewinn,
So waren unselige Thaten
Gerathen! —

Anmerk. Unter dem Herzoge Wilhelm IV. war die höchste Glanzepoche für die vereinigten Länder Cleve, Jülich, Berg und Ravensberg erschienen; aber leider lagen die Extreme nahe beisammen. Nach einer schweren Krankheit fiel der Beste unserer früheren Regenten in Schwachsinnigkeit und er-

holte sich nicht wieder. Sein ältester zum Nachfolger bestimmter, vielversprechender Sohn Carl Friedrich, starb (1578) auf einer Reise in Italien und das Land wurde während Wilhelms Blödsinnigkeit anfangs durch eine von den Ständen erwählte Regentschaft verwaltet, bis Johann Wilhelm, der jüngste Sohn des Herzogs, der seiner körperlichen und geistigen Schwachheit halber zum geistlichen Stande bestimmt war, die Lossprechung von seinen Gelübden erhielt und zur Erhaltung seines Stammes und zur Regierung berufen wurde.

Jacobea, die Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, eine durch hohe Schönheit und mit Geistesgaben reich geschmückte Fürstinn, wurde dem ehemaligen Priester am 16. Juni 1585 zur Gattinn angetrauet. Die Hochzeit wurde in Düsseldorf mit seltner Pracht vollzogen, wie dies der Landschreiber Dietrich Graminaeus in einem Prachtwerke: „Die Fürstliche Hochzeit ꝛc. Cöln 1587" — ausführlich beschrieben hat. Doch schon diesem lärmenden Feste, dessengleichen im Lande noch nie gesehen worden, verband sich schon die Ahnung einer traurigen Zukunft, und man prophezeite Unheil aus diesem Bunde. Johann Wilhelm, der die Beinamen des Frommen und des Guten erhalten hat, (letzteren wohl im französischen Sinne), bot geringe Hoffnung zu einem tüchtigen Regenten, wohl aber zeigte er Spuren von Geistesirre und gab daher der Herrschsucht und dem Ehrgeize der Großen des Landes eine günstige Aussicht auf Befriedigung heilloser Leidenschaften. Die kluge Jacobea war daher Allen ein Dorn im Auge, besonders der Herzoginn Sibille, der unvermälten Schwester des Herzogs, einer ehrsüchtigen Dame, deren Einfluß auf die Regierung bisher groß gewesen. Die meisten von die Regentschaft, besonders der Kanzler Nicolaus von der Broil, der Hofmarschall Waldenfels genannt Schenker und die Hofmeister Dietrich von Horst und Ossenbruch hatten sich schon der Brautwahl Jacobea's heftig widersetzt; aber durch den Einfluß des Churfürsten von Cöln, Ernst von Baiern, der Markgräfinn Oheim und die Verwendung des Grafen von Bruch, Wirich von Daun, deren von Palant, des Landhofmeisters Bongard, des Kammermeisters Leradt und überhaupt durch Einfluß des jülich'schen Adels, kam die Heirat zu Stande und mit ihr wurde der Same der Zwietracht, den die Reformation ausgestreuet hatte, gefördert. Protestanten und Katholiken standen schroff gegenüber und lauerten auf Gelegenheit einander zu übervortheilen. Zwar gingen die ersten Regierungsjahre Johann Wilhelm's und Jacobea's ohne offenen Bruch vorüber, allein die hohe Begeisterung, mit welcher das Volk die Fürstinn empfangen hatte, wurde durch ihre Feinde allmälig in Gleichgültigkeit und dann in Abneigung umgewandelt. Das Finanzwesen, damals noch unvollkommen und nicht unpartheilich wie jetzt, war in schlechten Händen; bei allem Drucke der steuerbaren Unterthanen mangelte

es selbst dem Hofe am Nothwendigsten und nur die höhern Beamten schwelgten im Ueberflusse. Verläumdung legte dies der Herzoginn zu Last.

Sibilla's Feindschaft wurde anfangs durch ein Liebesverständniß mit Jacobea's Bruder, dem Markgrafen von Baden beschwichtigt; als sich dieses aber zerschlagen hatte, trat die doppelt Gereizte offen gegen die Schwägerinn auf. Jacobea war von protestantischen Eltern erzogen, als Kind in der neuern Lehre unterrichtet, aber frühe verwaiset an dem baierischen Hofe zum Rückschritte zum römischen Bekenntnisse gezwungen worden, sie war verlobt gewesen mit Philipp dem Grafen von Manderscheid und die Politik hatte dies schöne Verhältniß zum Zwecke der Verbindung mit dem Herzoge gewaltsam gebrochen. Bei diesem unnatürlichen Zwange war nichts natürlicher, als daß die Fürstinn die protestantische Parthei, deren Lehrart sie ins geheim huldigte begünstigte, und weil der unglücksame Herzog ihr früheres Herzens-Verhältniß nicht zu ersetzen vermochte, in Hofesglanz und den Hofeszerstreuungen ihre innige Jugendliebe zu vergessen suchte. An dem heitern münchener Hofe an ein stetes Freudenleben gewöhnt, gedachte sie sich über das steife und trübsinnige Wesen in Düsseldorf zu erheben; in ihrer Unkenntniß des Volkes und der Verhältnisse, auch getäuscht durch weiblichen Leichtsinn und durch Kurzsichtigkeit verleitet durch eigenen Hang wie durch Schmeichler, mogte sie wohl mehr als billig auf Lustbarkeiten bedacht sein: da schrie man über Verschwendung, über Beförderung der Unzucht. Die ehrgeizige Sibilla, leicht gekränkt, rachgierig und heimtückisch schilderte dies alles dem Bruder mit den grellsten Farben und verwirrete ihn. Der fromme Fürst, schon tiefsinnig darüber, daß seine Ehe kindlos blieb, wähnte, es sei dies eine Strafe Gottes, weil er seine geistliche Gelübde gebrochen habe; er bildete sich ein, man trachte ihm nach dem Leben und wurde bis zur Tollheit wahnsinnig. Er legte einen Harnisch an und lief mit blankem Schwerte umher, Alle verwundend, die ihm zu nahe kamen. Drum ließ Jacobea ihn entwaffnen und bewachen, sie versperrete Sibillen und Waldenfels, ihrem ärgsten Feinde unter den Würdnern, welche dem Herzog also aufgebracht hatten, den Zutritt zu ihm, — da hieß es, die Fürstinn befördere den Wahnsinn ihres Gemals und halte ihn in widernatürlicher Gefangenschaft um die Widerherstellung zu vereiteln. Die heilloseste Hofkabale schmiedete verderbliche Ränke: die Landstände wurden aufgeboten um die genugsam vorbereitete und mißstellte Sache zu untersuchen, den Regenten zu befreien und über dessen Gemalinn zu richten. Da sah man den allmächtigen Lenker aller menschlichen Angelegenheiten, den Eigennutz mit unglücksamer Gewalt hervortreten. Sibilla stellte sich an die Spitze der Faction. Sie war ihrem Gemüte wie

ihrer Stellung nach die gefährlichste Feindinn. Jacobea's Untergang befriedigte ihre Leidenschaften: sie wurde dadurch von einer Feindinn befreit und gewann die Aussicht, die Verhältnisse lenken zu können. Der Beistand der Landstände war ihr gewiß, denn jeder gedachte durch die Neuerung zu gewinnen: viele bisherige Hofbeamten, Jacobea's Günstlinge mußten fallen und jeder hoffte in die Lücken zu treten und Aemter zu erlangen, in welchen schon Manche bei der absichtlichen Verwirrung aller Angelegenheiten so Vieles zusammengescharret hatten. Die Protestanten glaubten, dem Grafen von Bruch könne seines Ranges wegen die oberste Stelle im Herzogthume nicht entgehen; sie hofften daraus für ihre Parthei und verschworen sich in diesem Eigennutze wider Recht und Wohlanständigkeit gegen Jacobea, deren Leichtsinn übrigens auch ihren strengen Grundsätzen verhaßt war. Den Katholiken, an deren Spitze Waldenfels stand, war die Fürstinn schon als heimliche Protestantinn verhaßt; sie fanden einen Anlaß die Rache zu befriegigen und die Protestanten zu verdrängen. Entgegengesetzte Zwecke vereinten zu dem Untergange der sorglosen Fürstinn den ganzen Adel von Cleve und Berg, Jülich wurde übertäubt und beschwichtigt. Doch die Liebe und Anhänglichkeit für den Landesregenten, die bei den Meisten nur zum Vorwande ihrer Handlungen diente, rief auch die durch Verläumdungen getäuschten wohlgesinnten ehrenfesten Ritter gegen die Beschuldigte. Da trat Sibilla mit der Anklage hervor. Ein und neunzig Klagepunkte, mit acht nachträglichen Zusätzen vermehrt, förderte rachlustige Herrschbegier zu Tage. Mit Hintansetzung aller Zucht und Schaam suchte hier Sibilla zu beweisen, was alles jungfräuliche Gefühl empört und zum Theil auch der gesunden Vernunft widerstreitet. Sechzig Zeugen wurden am 9. Juli 1595 darüber vernommen. Die Beförderung des Protestantismus, die man der Herzoginn Schuld gab, verschwieg man aus Furcht vor dem mächtigen Grafen von Bruch. Dagegen deckte man in eilf Artikeln ihr früheres Verhältniß zu ihrem Bräutigam, dem Grafen von Manderscheid auf und rechnete ihr zum Verbrechen, was ihr bei unpartheilicher Prüfung nur zum Lobe gereichen konnte. In folgenden 22 Klagepunkten ist der Herzoginn Schuld gegeben, daß sie durch Zaubermitteln den Verstand des Gemales zerrüttet, ihn gemißhandelt und vernachlässiget habe, während sie selber mit ihren Günstlingen in Lustbarkeiten schwelgte. Die übrigen Artikel beziehen sich blos auf ein Liebesverständniß mit ihrem Kämmerer und Mundschenken Dietrich von Hall, Ritter zu Uphofen, Lohnscheid, Strauweiler und Schlebusch, mit welchem sie im Ehebruche gelebt haben soll. Solche Thatsachen im Einzelnen nach Sibilla's Angabe zu berühren würde keusche Ohren beleidigen, und wenn man auch bei Prüfung dessen, was davon in den Prozeßakten und in den Schriften der

Chroniſten aufbehalten wurde, anzunehmen geneigt iſt, daß Jacobea wirklich in zu vertraulichen Verhältniſſen mit Hall gelebt habe, ſo iſt doch auch bei Sibilla's Leidenſchaftlichkeit gewiß, daß ſie in der Anklage Alles bis zur Entſtellung übertrieben habe und daß die meiſten Zeugen theils beſtochen, theils durch die Folter zu lügenhaften Geſtändniſſen vermocht worden ſind. Des Arztes Solenander Zeugniß, ſowie die Prozeßakten ſelbſt und entſchiedene Briefe von Sibilla und Jacobea reden für die Unſchuld der Letztern. Wäre aber auch ihr Umgang mit Hall alſo ärgerlich geweſen, ſo würde er doch keine Klage auf Leib und Leben haben begründen können. Nichts deſto weniger wurde die Herzoginn in feſtes Verwahr genommen und der Prozeß durch die Landſtände und kaiſerliche Räthe, die Sibilla zu dieſem Zwecke hergerufen hatte, aufs eifrigſte betrieben. Durch den Churfürſten von Cöln, wie durch andre Verwandten der Herzoginn, wurde das Verfahren zwar aufgehalten; aber nun ging man damit um, die Gefangene heimlich aus dem Wege zu ſchaffen und durch Gift umzubringen. Dieſer Verſuch ſcheiterte an der Rechtlichkeit des Leibarztes Solenander, bis man zwei Jahre nachher, am 3. September 1597 die Herzoginn todt in ihrem Bette fand. Am Abende vorher war ſie noch wohl geweſen und man ſtreuete aus: „ſie ſei über Nacht an einem Katharr geſtorben!“ — Die glaubenswürdigſten Nachrichten aber melden: ſie ſei in ihrem Bette erdroſſelt (ſtranguliret worden).*)

Nach einer im Volke ſpäter umgehende Sage ſoll ſie enthauptet worden ſein, und dieſe Todesart wurde auch in vorliegender Erzälung aufgenommen, weil die wahre Todesart (suffocatio per laqueum) doch gar zu grauſig. Die Sage von der Enthauptung veranlaßte im J. 1819 eine ſorgfältige Unterſuchung des Skelettes, welche aber die von den Chroniſten berichtete Erdroſſelung wahrſcheinlich machte. Merkwürdig iſt es, daß Alle, die den Prozeß gegen Jacobea betrieben haben, eines unnatürlichen Todes geſtorben ſind. Sibilla endigte an der böhmiſchen Gränze durch einen Sturz aus ihrem Wagen; der Kanzler Nikolaus von der Broil ſtarb an Gift (nach Andern vom Schlage), Waldenfels fiel in Ungnade, wurde als Landesverräther verfolgt, in Cöln öffentlich als der Mörder der Herzoginn ausgeſchrieen und endlich durch Marodeur's erſchlagen. Auch Johann Wilhelm ſtarb eines plötzlichen Todes. Er war geſund von der Tafel aufgeſtanden, als ihn auf der Promenada im Garten Leibweh überfiel, das mit plötzlichem Tode endigte.

---

*) Hiſtoriſcher Schauplatz aller Rechtsanſprüche auf Jülich ꝛc. Frankfurt 1739 S. 78. — Sleidanus de statu religionis, S. 27. Reidanus An. Bel. p. 306 etc.

Der Fortgang der Verhältnisse und Begebnisse in Düsseldorf nach Jacobea's Tode tragen nicht wenig zu deren Rechtfertigung bei. Trotz aller ärztlichen Mittel wurde der Fürst von seiner Schwachsinnigkeit nie ganz befreiet; das Evangelium Johannis in sein Wamms eingenähet, Speisen mit geweiheten Hostien zubereitet und andere vom Aberglauben dictirte abentheuerliche Mittel vermochten nicht ihn zu heilen und die wohlbezalten Exorcismen einiger wunderthätigen Mönche blieben fruchtlos*). Doch wurde ihm als eine zweite Gattinn Antoinnette von Lothringen (20. Juni 1599) beigesellet, welche Ehe aber auch unfruchtbar blieb. Das Geschrei über Jacobea's übergroße Verschwendung findet hier ein Gegenstück, da das Abholen der neuen Herzoginn von Coblenz bis Düsseldorf allein mehr kostete, als Jacobea im Ganzen vergeudet haben soll.

Der unglücksame Dietrich von Hall, der nach Italien geflüchtet gewesen, wurde im Jahr 1599 im Limburgischen durch jülich'sche Soldaten ergriffen und 1601 mit der Bedingung begnadigt, daß er außerhalb des Landes oder in ein Kloster gehen sollte. Er war der zweite Sohn des Theodors von Hall, Amtmannes von Monheim und Ritter zu Ophofen, Landscheid, Strauweiler und Schlebusch. Es beruhet auf Unkunde und Verwechselung, wenn mehrere Geschichtschreiber und zuletzt noch Knapp in seiner erwähnten Regenten- und Volksgeschichte Bd. III. S. 173 mehrere Personen aus dem Einen Dietrich von Hall machen und behaupten, Jacobea habe Umgang gepflogen mit den Rittern v. Landscheid, Uphoven und dem Dietrich von Hall, ihrem Kämmerer. —

Am 25. März 1609 starb Johann Wilhelm; mit ihm erlosch das clevisch-bergische Fürstenhaus und die Lande, welche schon durch beispiellos schlechte Verwaltung unsäglich gelitten hatten, und in Armut versunken waren, wurden jetzt durch den heillosen Streit um die Erbfolge heimgesucht. Dieser Erbfolgestreit, der 56 Jahre lang gewähret hat, und dessen Heftigkeit durch Religionszwiespalt noch erhöhet wurde, verderbte die Lande auf lange Zeit und war eine schreckliche Sühne, für das an Jacobea begangene Unrecht.

Eine vollständige unparteiische Lebensgeschichte Jacobea's schrieb Theodor v. Haupt unter dem Titel: Jacobea, Herzoginn v. Jülich ꝛc. eine biographische Skizze. Coblenz 1820.

Gegen Jacobea Parthei nimmt der Geheimschreiber Beer a Lahr in seiner Historia Rerum Julio-Montensium vom Jahr 1594 bis 1609, abgedruckt unter dem Titel: „Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelms." Düsseldorf 1834; wobe inoch mehrere

---

*) Stenzel, Gesch. des Preuß. Staates. S. 366 Beer a Lahr cit. S. 56. sq. S. 76, S. 82.

wichtige Actenstücke und Briefe, die sich auf den Prozeß der Herzoginn beziehen, niedergelegt sind. Auch befindet sich dort das höchst merkwürdige Schreiben des herzoglichen Leibarztes Solenander an Waldenfels, worin er den Antrag Jacobea mit Gift umzubringen, ablehnt. Wilhelmi hat in seiner Schrift: „Panorama von Düsseldorf" Ddorf. 1828, diese Stelle des Briefes mit der Antwort des Waldenfels im Auszuge mitgetheilt. Eine dort weggelassene Stelle, die besonders für die Herzoginn zeugt, möge hier Platz finden! Der Arzt erstaunt über die Schandthaten, welche der Herzoginn zur Last gelegt werden und sagt:

„Ich weiß anders nicht, als daß die Herzoginn, ehe von dem Bösen Wesen zwischen ihr und Dietrich Hallen die Rede gegangen, sich sehr vernünftig und rühmlich gehalten, ob sie gleich schlechte Freude und Trost in ihrem Ehestande gehabt, und man ihr bei vieler mit einlaufender Confussion, allerhand Verdruß gethan. Sie ist, wie mir wissend, eine Fürstinn von gar gesunder Complexion, der es gewisse kein geringes Leiden gewesen also einsam und betrübt die Weibliche Blödigkeit zu überwinden, welches oft an vornehmen Höfen, wie der Herr Hofmarschall, als ein in Hof- und Weltsachen wohlerfahrner Mann, mir selbst vor diesem gesagt; — — — All ihr (Jacobea's) Thun und Wesen, worauf ich eine Zeit her Acht gegeben, ist mir viel anders vorgekommen, ich hab aus ihren Red und Werken nichts übel urtheilen können; was von — — — — bei den Akten soll gebracht sein ist thörichtes Weibergewäsch und haben sie (die Ankläger) sich dessen billig, wo Sie Ehrliebende Leute sein wollen, ihr Leben lang zu schämen — — —. Sollte auch H. Jacobe, welches ich doch in Wahrheit nicht glauben kann also versündiget haben, — — — — — — hat man doch in Teutschland, sonderlich bei solcher Beschaffenheit nicht dergestalt prozediret, sondern dergl. unziemlichen Dinge dissimulirt und verschwiegen — — — — —. Es stehe nun mit der Herzoginn schweren Beschuldigung wie es immer wolle, so findet ihr dabei weder effectus, noch inditio stirpis spuriae, deficit ergo ratio, ob quam mortis poena injungi solet adulteris. Die H. Jacobea ist daneben destinato ad extirpandas ustiones remedio, um eine geraume Zeit her beraubt, und dabei gar beschwerlichen Symptomatibus hystericus unterworfen gewesen; Man hat sie dieser Heirath mit Verschweigung des Herzogs Blödigkeit und Simplicität fast wider ihren Willen beredet, so werden auch, wie ich a juris Consultis berichtet, ohnedaß in solcher Sünde die Weibspersonen mitius und nicht capitaliter bestraffet." — — — — — — — —

Das Antwortschreiben des Wilhelm von Waldenfels be-

zeugt erst recht die schändlichsten Intriken. — Diese beiden Briefe sprechen mehr für die Herzoginn, als alle Anklagepunkte sie in schlechtes Licht zu stellen vermögen. Möge der Nachwelt Theilnahme dem Schatten der unglücklichen Fürstinn ein Ersatz für das erlittene Unrecht sein!

XIII.

Der lustige Spielmann zu Monheim.

(Eine wahrhaftige Begebenheit vom J. 1615.)

In jener düstern Zeit, vor noch nicht dreihundert Jahren, als es in dem katholischen Deutschland noch so viele Hexen und Zauberer gab, daß alle die Dominikanermönche in der Ausspürung derselben sattsame Arbeit fanden, und es fast nicht genug Henker und Holzstöße gab, alle die bedaurenswürdigen Opfer einer blinden Verfolgungswut zu foltern und lebendig zu verbrennen, kam von dem jenseitigen Rheinufer in jedem Sommer ein Spielmann bei Monheim über den Rhein, der die bergischen Kirmessen mit seiner Kunst belebte und seines trefflichen Geigens wie seiner lustigen Schwänke halber allen heitern Herzen höchst willkommen war. Wie sich fröhliche Leute um Stand und Namen selten kümmern, so wußte man nichts von seinem Wohnorte noch von seiner Herkunft; man nannte ihn nur nach einem Liede, welches er zu seiner Geige mit vielem Beifalle sang und das anhub: »der alte Gott lebt noch« — den alten Gott. Allgemein war er nur unter diesem Namen bekannt und man freuete sich, ihn zur gewohnten Zeit, wie die Schwalben im Lenze wiederkehren zu sehen. Mancher schon betagte Mann erinnerte sich bei seinem Anblicke des Frühlings seines Lebens, da er sich an den Liedern des Spielmanns schon als Kind ergötzet hatte, und da man ihn nur bei fröhlichen festlichen Gelegenheiten sah, so erweckte sein bloßes Erscheinen schon Lust. Ohne zu fragen, woher er komme, rief man

ihm freudig entgegen: »der Alte Gott lebt noch!« und er antwortete dann mit der Vollendung dieses muntern und frommen Liedes. Allein die feinnasigen Hexenverfolger wollten gar Böses an ihm erwittert haben; die Taschenspielerkünste, mit denen er das liebe Landvolk zu ergötzen pflegte, war für die dicken Schädelstuben der Dominikaner unbegreiflich und sie meinten, es könne dies nicht mit rechten Dingen zugehen. Oft gaben gutmütige Leute dem alten Spielmann hierüber einen Wink; aber drob lachte er und verscheuchte durch seine launigen Späße auch die Befürchtungen Anderer. Daß diese nicht so ganz ungegründet waren, sollte er nur zu bald erfahren. In dem Sommer 1615, gerade zur Zeit der monheimer Kirmeß, hatte der Rhein bei anhaltender Dürre so wenig Wasser, daß er in seinem Bette aussah wie ein Knäblein, das den Rock eines Erwachsenen angezogen hat, und daß ein Mann, dem die Fuhrt bekannt war, es wagen durfte den Strom zu durchwaten. Es war Sonntags in Monheim gerade die Hochmesse beendigt und an dem Rheine sah man viele Menschen versammelt, welche sich über den niedrigen Wasserstand wunderten. Da kam der lustige Spielmann und wollte überfahren, die Kirmeß zu verherrlichen. Als er aber gegenüber so viele fröhlichen Leute sah, gedachte er sie so recht auf seine Weise schon unterweges zu erlustigen: er watete geigend durch den Rhein. Das Wasser reichte ihm fast bis an die Achsel; aber er hielt die Geige empor und fiedelte seine lustigsten Weisen so geschickt, als sei er auf dem Tanzboden gewesen. — So etwas war in Monheim weder gesehen noch gehört worden und der alte rüstige Spielmann blieb der Held des Tages. Am andern Morgen aber trat vor den Amtmann des Amtes Monheim der Pater Servaz, ein gar eifriger Predigermönch und verlangte, daß der Spielmann, der gestern durch Teufelskunst ohne Schaden über den Rhein gegangen sei, deßhalb und wegen vieler andern Indizien von Gemeinschaft mit dem Bösen, inquirirt und ihm unter seinem Vorsitze der Prozeß gemacht werde. Da sah es gar schlimm mit dem Spielmann aus; sein Leben schwebte an dünnem Faden, wenn er unter die

Hände des geistlichen Gerichtes fiel, denn aus dieser Höhle zeigte keine Spur den Rückweg. Der Amtmann aber, Herr Heinrich von Lohhausen, behauptete, daß die Sache nicht geistlich, sondern höchst weltlich sei: man könne jetzt wohl ohne Teufelskunst durch den seichten Rhein waten, aber nicht ohne strafbaren Mutwillen denselben durchgeigen, weil man mit solchen Gewalten wie Glut und Flut nicht scherzen dürfe; er werde darum dem Geiger schon einen Denkzettel geben. Der Mönch trat ab. Der Spielmann wurde vorgeführt und wegen verübten frevelhaften Mutwillens zu 6 Tage Gefängniß und zu 10 Schilling Geldbuße verurtheilt. Das war ein harter Spruch wegen eines unschuldigen Scherzes; allein der Gute Mann mogte doch noch wohl froh sein, daß er so durch die weltliche Justiz aus den Händen der geistlichen Gerichtsbarkeit, die ihn mindestens gefoltert und dann verbrannt haben würde, losgekommen sei. —

Seit jener Zeit ist der Rhein noch oft sehr klein gewesen, aber es hat zu Monheim sich seitdem kein Spielmann spielend wieder durch denselben gewagt. Oft aber ist dort noch die Rede von jenem Vorfälle; denn wenn eine anhaltende Dürre eintrifft und ein junger Laffe behauptet, das Wasser habe wohl nie niedriger gestanden, so wird er an den alten Gott erinnert, und die Erzälung von dem lustigen Spielmanne pflanzet sich auf diese Weise fort. —

XIV.

Die bestrafte Spielsucht.

(Bergisches Volksmärchen.)

Es mag zwar manchen ehrlichen Mann, der mit solchen Dingen weniger bekannt ist, befremden, wie gerade in der heiligen Nähe der ehrwürdigen Klöster der Teufel den meisten Spuck getrieben habe, und

daß damals noch, als der Name des Gottseibeiuns in den protestantischen Städten längst verschollen war, gerade in und um den Klöstern der Böse in tausenderlei Gestalten umging, oft wie ein brüllender Löwe zum Schrecken umherschritt, oft in üppiger Schönheit leichtfertiger Dirnen zur Sünde verlockte; aber freilich war's so, und daher entstand auch das Sprüchwort: »Wo ein Gotteshaus (und so heißen anfangs blos die Klöster, nicht die Kirchen) erbauet wird, dort setzt der Teufel gleich seinen Stall daneben!« —

Weil die heiligen Einsiedler nnd namentlich Antonius, der große Vater des Mönchthums viel und oft von dem Teufel besucht und geplagt wurden, so haben fromme Männer gesagt: der Böse suche die Nähe der Heiligen um der Versuchung willen; je heiliger der Ort oder der Mann sei, desto mehr Mühe gebe sich der Satan ihn zu verderben, und dabei sei es eine sonderliche Gnade Gottes, daß gerade durch diese Versuchung, also durch den Teufel selber, die Heiligkeit erhöhet und verherrlichet werde. — Solche Plane der Gottheit zu läugnen, wäre Frevel, da sie täglich um uns her klar werden; allein wenn ich die vorliegende Frage auf meine Weise beantworten sollte, so würde ich sagen: daß dieselbe weise Anordnung Gottes, die das Ichneumon, das die Brut der Krokodile auffrißt und die Zahl dieser Ungeheuer vermindert, an den Nilstrom, wo Krokodile zu vertilgen sind, und nicht nach dem Bahlbach, wo Frösche die größten Amphiebien sind, versetzt hat, — daß diese Weisheit, die den Maulberbaum nur dort, wo Seidenraupen sind, wuchern ließ, auch den Teufel dorthin bannte, wo es Mönche gab, ihn zu vertreiben. Wohin hätten wohl die armen vom Teufel geneckten Landleute ihre Zuchflucht nehmen sollen, wenn ihnen nicht der Weg zum Kloster bekannt gewesen, wo heilige Patres wohnten, welche mit dem dem Spucke umzugehen und ihn mit Teufelsgeißel und Weihwedel zu verscheuchen wußten? Was hätten wohl die armen Mönche zu thun gehabt, wovon hätten sie neben dem Fegefeuer leben sollen, wenn es in der Nähe des Klosters nicht Teufel gegeben habe, welche sie austrieben, um reichen Lohn. Und

nun vollends im Kloster selber war der Böse eben so nothwendig, als der Hecht in dem mit trägen Schleihen besetzten Teiche. So war von Anbginn in der Welt Alles zum Besten angeordnet, jedem Dinge, jedem Wesen der Ort angewiesen, wo es am meisten nützen, am wenigsten schaden konnte. Wie aber der Teufel in den Nähe der Klöster oft erschien und wie er von den Mönchen geprellt und verjagt wurde, davon leben noch viele Sagen im Bergischen, und noch manches Denkmal wird dort gezeigt, das ungläubare Spuren von Unholden trägt. So auch zeigt man in Volberg an der Sülz noch heute ein Haus, wo der Teufel durch ein Fenster gefahren ist, und dasselbe so zerbrochen hat, daß weder Reparatur noch Neubau möglich ist. Der Teufel aber kam auf den Einfall durch das Fenster zu fliegen, weil er keine Zeit hatte, die Thüre zu suchen; und was ihm solche Eile abnöthigte, war die Verwünschung eines ihn exorzirenden Mönches. —

Es war nämlich, wie auch noch jetzt hier und dort im Bergischen, das Kartenspiel an Wintertagen schon vor mehr als zweihundert Jahren ein Lieblingsvergnügen der Landleute. Schon im XIV. Jahrhunderte war das Kartenspiel in Frankreich aufgekommen und es wurde von dort bald nach Deutschland verpflanzt, wo es unter dem Namen Bilder-ABC so sehr in Aufnahme kam, daß es das damals gewöhnliche Würfeln und das Brettspiel zu verdrängen anfing. Bald gab es leidenschaftliche Kartenspieler in allen Ständen, und die Spielwut griff wie eine ansteckende Krankheit zum Sturze manches Hauswesens, zum moralischen Verderben vieler Männer, immer weiter um sich. Es waren die Seelsorger genöthigt zum Heile der Menschheit dagegen zu eifern, und da vernünftige Vorstellungen von den Kanzeln nichts fruchteten, so ging bald aus den Klöstern die Sage: »der Teufel selber habe die Karten erfunden und er reize die Leute zum Spiel, damit sie ihm desto gewisser in seine Klauen fallen mögten.« Diese Ueberzeugung hegten auch die ehrwürdigen Väter in dem Kloster Rösrath und sie erzälten den Landleuten viele abschreckende Beispiele, wie der Satan durch das vermaledeite Kartenspiel seine

Höllenküche schon mit vielen fetten Braten besorgt habe. Obschon einige aus den Nachbargemeinden durch solche Warnungen von dem Teufelsspiele zurück gescheuchet wurden, so gab es doch auch noch sehr Viele, die mit ganzer Seele so daran hingen, daß keine Schrecken der ewigen Verdammniß sie davon abzubringen vermochten. So waren vier Landleute in Volberg, die spielten von jedem Abend bis an den hellen lichten Morgen, und je länger sie spielten, desto mehr wurden sie darauf versessen. Sie vergaßen ihr Hauswesen, Gatten- und Vaterpflichten um des leidigen Spieles willen, saßen ohne Trank und Speise oft Tag und Nacht, die Karten in der Hand, wie angenagelt, einander gegenüber ohne ein anderes Wort, als beim Spiele nothwendig und ohne andere Bewegung, als die des Mischens und des Hinwerfens der bunten Blättchen. Da mogte der unbefangene Zuschauer wohl darauf verfallen, daß solche Leute besessen seien oder daß es der Böse ihnen angethan habe. Aber die Leutchen wurden von ihrer Kartwut geheilt! —

Eines Abends, als der vierte Mann zur Spielparthie krank darnieder lag, saßen die drei Gesellen im gewohnten Schenkgiebel, in der peinlichsten Langeweile, den Tag verwünschend, an welchem sie nicht ihrer Spiellust fröhnen konnten. Der Genuß des Branntweins machte die Spielsüchtigen immer lauter; Flüche strömten nicht selten aus ihrem Munde und sie schienen die Hölle zu beschwören, daß sie ihnen den vierten Spielgesellen sende. — Es saß aber in einer dunkeln Ecke des Schenkzimmers ein Fremder, der wie ein Waidmann gekleidet war, und auf die halbbetrunkenen Bauern gar nicht zu achten schien. Niemand hatte ihn hereinkommen sehen; er wurde erst vom Wirthe bemerkt, als er am Tische saß und eine Flasche Wein forderte, die er sogleich mit einem Goldstücke bezalte, von welchem er keinen Heller zurück haben wollte. Da dachte der Wirth, daß er ein reicher Junker sei, der sich auf irgend einem Schliche befände und in Liebesgedanken vertieft, unbemerkt bleiben wollte. Den Nachbaren, welche davon munkelten, den Fremden zum Spiel aufzufordern, verwies er ein solches Angesinnen und schreckte sie mit

dem Namen Junker zurück; jedoch die Kartsucht überwand endlich den Respect der Bauern, und der Bäcker Heinz fragte den Grünen mit aller ihm zu Gebot stehenden linkischen Höflichkeit: »ob er nicht ein Freund sei von dem Kartenspiel und sich nicht die Langeweile mit ihnen zu vertreiben geruhen wolle.« Da sagte der Fremde, daß er ein ganz leidenschaftlicher Spieler sei und mit so wackern Männern gern eine derartige Unterhaltung antreten würde, wenn er nur nicht befürchte, daß sie zu bald nach Hause gehen müßten zu ihren Weibern, und er dann die einmal aufgerechte Spiellust nur halb befriedigen könne. — »Da kennt ihr uns schlecht!« versetzte der Meier Steffen: »ich und Gevatter Heinz wie Gürgen der Schmied, wir fragen nichts nach dem Gebell zankſüchtiger Hausdrachen, wenn wir nur einmal fröhlich beisammen sitzen unter uns vier und die lieben Brieflein in der Hand haben!« — »Der Teufel soll mich holen!« — sagte der derbe Gürgen: »wenn ich heut nicht aushalte bis an den hellen lichten Tag!« — »Das gilt mir auch!« fiel Heinz der Bäcker ein: »wenn es nur dem Herrn Junker beliebt mit uns durchzuhalten!«

»Mit Freuden, ihr wackern Männer! (sagte der Fremde) wir sind also einig, daß der Teufel denjenigen holen soll, der von uns zuerst aufhört! Schlagt ein, ich bin dabei!« — »Ja der Teufel soll mich holen, wenn ich zuerst aufhöre!« — riefen die drei halbbetrunkenen Leute und näherten sich dem erworbenen Spielgesellen, der jetzt aus der düstern Ecke aufstand und allen dreien mit gleichem Versprechen die Hand reichte. Als der Waidmann näher an's Licht trat, wurde es den Anwesenden und besonders dem Wirthe etwas unheimlich bei dessen auffallendem Aeußern. Es war eine lange hagere Gestalt, ganz grün gekleidet bis auf eine dunkelrothe Hahnenfeder, die er auf einem seegrünen Hute trug, den er trotz der Stubenwärme nicht abnahm. Sein Gesicht glühete wie Feuer und die lange spitzige Nase war roth wie ein Krebs, der mit heißer Brühe begoßen ist; seine Gesichtszüge hatten einen ganz unheimlichen höhnischen Ausdruck. Ohne häßlich zu sein waren sie doch so eckig verzogen und zu seltsam, als daß sie Zutrauen erweckt hätten. Ein

Auge war mit einem grünen Pflaster bedeckt, das andere aber funkelte mit grauem stechenden Glanze so, daß man gleich die Ueberzeugung gewann, man werde den Blick von zwei solcher Flammenquellen nicht auszuhalten vermögen. Die Leidenschaft der drei Spieler ließ dieselben, als der Grüne ein Kartenspiel aus seiner Tasche hervorlangte, Alles vergessen, was eine solche Gestalt bei solcher Gelegenheit wohl für Befürchtungen erweckt haben möchte. Man setzte sich um den Tisch und begann das Spiel. Bald verloren sich die andern Gäste und die übrige Hausgenossenschaft; der Wirth blieb bei den Spielern. Anfangs gings um eine Kleinigkeit, die der Fremde immer verlor. Als die Bauern aber so viel gewonnen hatten, ging es um Haufen Goldes, das ihnen so in die Augen leuchtete, daß die seltsamen Fratzen, welche auf dem flammenrothen Antlitze des Grünen wechselten, gar nicht einmal auffielen. So mogten sie einige Stunden gespielt haben, als dem tölpelhaften Steffen, der eben einen reichen Gewinn einstreichen wollte, eine Karte unter den Tisch fiel und der dienstfertige Wirth mit einem angezündeten Span herbei eilte, dieselbe zu suchen. Mit einem Ausrufe des Entsetzens warf er die gefundene Karte auf den Tisch und stürzte bleich und athemlos aus der Schenkstube. Durch diesen unerklärlichen Auftritt geschreckt, wären die spielenden Nachbaren wohl ihres Versprechens vergessen und ihm nachgeeilt, hätte der Fremde nicht ruhig fortgespielt und auf seinem Gesichte sich auch nicht der mindeste Ausdruck von Bestürzung gezeigt. Sie blieben auf ihre Bänke gebannt; aber wie erschracken sie nur noch mehr, als die Stimme des Wirthes vor dem Hause ihnen zurief: »Der Fremde, der bei ihnen sitze, sei der leibhaftige Teufel; er habe dessen Pferdefuß gesehen. Es sei nur zu gewiß, daß der, welcher zuerst im Spiele aufhöre, gemäß des Schwures, lebendig mit zur Hölle müsse; drum sollten sie sich nur durch nichts stören lassen und fortspielen, so lieb ihnen Leben und Seligkeit sei; er werde, wo irgend möglich, Rettung bringen!« — Da ging den spielenden Nachbarn ein schreckliches Licht, eine Höllenfackel ging ihnen auf; aber die Furcht, welche sie von

dem unheimlichen Fremden zurück drängte, zog sie immer wieder fester an's Spiel und an ihn selber. Es war ein unsäglicher Kampf, mit dem sie sich zum Bleiben zwangen, und noch nie war ihnen eine Arbeit schwerer geworden, als jetzt das ihnen sonst so willkommene Kartenspiel Aber je mehr sich dies Alles auf ihrem Antlitze malte, desto schadenfroher schien der Grüne, der sie auf alle Weise foppte und ihnen vergebens Mut zu machen suchte. Die schrecklichen Flammen der Hölle wogten vor ihren Augen; die leichten Kartenblättchen wurden centnerschwer in ihrer Hand, und bei jeder Bewegung, die der Fremde machte, fuhren sie schaudernd zusammen. Sie verwandten kein Auge mehr von ihm, wie der Fuchs in der Falle den ankommenden Jäger ängstlich im Auge hält. Es däuchte ihnen, die lange spitzige Rothnase dehne und krümme sich zu einem langen Angelhaken, der sie über den Tisch ziehe; die knöchernen Finger des Unheimlichen schienen ihnen zu scharfen Drachenkrallen zu wachsen. Selbst der reiche Gewinn, der noch immer zufloß, rührte sie nicht mehr; ihre Goldhaufen verloren den Glanz. Sie waren mehr todt als lebendig, und doch mußten sie ausharren in der schrecklichen entsetzlichen Nähe! — Jede Minute däuchte ihnen eine Ewigkeit. Doch Hoffnung hielt sie aufrecht, Hoffnung auf die heiligen Mönche zu Rösrath, die zu helfen vermochten, und zu denen der Wirth wohl geeilt sein mußte.

Dieser war freilich geraden Weges zu dem benachbarten Kloster gelaufen, hatte den Augustinus-Brüdern die mißliche Lage seiner Nachbarn erzält und die Herren kniefällig gebeten, die sonst guten Christen aus der Gewalt des Bösen zu erretten. Guardian und Mönche segneten sich bei der Anhörung der schauerlichen Erzälung und Ersterer befahl dem Pater Cornelius, einem in Exorzismen sehr bewährten Manne, der dem Teufel oft zu klug gewesen, auch hier ein Retter zu sein. Cornelius ließ sich durch die Schwierigkeit des vorliegenden Falles nicht abschrecken, er versah sich mit Amuleten, Weihwasser und sonst nothwendigem Geräthe, versteckte seine Kutte unter Hut und Bauernkittel und machte sich, nachdem der Plan der Rettung

in seinem schlauen Kopfe durchaus gedieh̃en war, auf den Weg zu dem ihm genau bekannten Schenkgiebel. — Eine Christenseele den Klauen des Satans zu entreißen, war den guten Mönchen stets der triftigste Sporn zur Eile, und zumal für den feisten Cornelius, der hinter dem schnellfüßigen Wirthe hinkeuchte, wie ein beladener Karren. Bald waren sie in der Schenkstube, wo der Pater den beängstigten Spielern, die ihn trotz der Verkleidung erkannten, als ein Engel des Lichtes erschien und Mut in ihre ermattete Seele zurück rief. Der Grüne, der etwas ihm Unheimliches wittern mochte, sah ernster aus wie vorhin, und ließ die sonst so bewegten Lippen hangen; jedoch als Cornelius sich von des Wirthes Angst erzälen ließ und sich darüber lustig machte, über den Teufel schimpfte und sich äußerte: er wolle das Spiel unter den angetretenen Bedingungen mit den Anwesenden wagen, auch einige Flüche mit einfließen ließ — da wurde der Fremde wieder lebhafter und er gab die Art und Weise an, wie der Neuangekommene mit in's Spiel eintreten könnte. Alle waren dies zufrieden und das Spiel begann jetzt zu Fünfen; Alle waren von neuem Mute beseelt und der Grüne verlor Gold auf Gold. Er mogte es gerade auf den verkleideten Pater abgesehen haben, denn dieser gewann am meisten, und bald war dessen Goldhäuflein größer als das der Andern. Doch als dem frommen Manne die Sache überdrüssig wurde, so stand er plötzlich auf, er warf die Karten, die er eben zum Mischen in der Hand hielt, auf den Tisch, und in demselben Augenblicke riß er auch den Kittel ab, warf den Hut hin und stand dem Grünen im Ordensgewande gegenüber, in der rechten Hand ein Krucifix mit Rosenkranz, in der andern eine Teufelsgeißel entgegen haltend. »Ich bin's, der zuerst aufhört; aber hebe dich hinweg Satan; du hast hier keine Macht vor geweiheten Dingen!« — So fuhr Cornelius den Grünen an, aber der war mit Einem Male verschwunden und ein zottiges pferdehufiges gehörntes Ungeheuer stand feuersprühend an dessen Stelle. Der Wirth kollerte vor Angst in eine Ecke; die drei Spieler sanken schreckenerstarrt unter den Tisch; aber der Mönch

hub mit lauter Stimme die Beschwörungsformel an. Schon war der Böse bis an die Decke des Zimmers empor gewachsen, schon bog er sich dort wachsend hinüber und reckte seine scharfen Krallen nach dem Mönche — da schlug die Bannung an; der Fürst der Finsterniß schrumpfte plötzlich zusammen wie man ein ausgespanntes Regenschirm zusammen zieht und als eine schwarze große Fledermaus flog er unter Schmerz- und Angstgeheul durch das geschlossene Fenster, daß die Scheiben klirrend zersplitterten wie von einem Steinwurf und nur ein unleidlicher Schwefelgeruch von ihm zurückblieb. Das Gold in der Tasche des Wirths und in denen der Spieler, sowie die Goldhaufen auf dem Tische waren in Pferdegekoth verwandelt; die Spielkarten hüpften als bunte Frösche von dem Tische herab in die Antlitze der Angsterstarrten und erweckten sie durch den Fall und ihre Eiseskälte. Darauf reinigte und benedicirte Pater Cornelius das Haus, und nie mehr ließ sich dort etwas Unheimliches wieder sehen; das zerbrochene Fenster aber vermochte kein Meister wieder herzustellen und blieb bis zum heutigen Tage ein Warnungszeichen vor der Gewalt und der Lockung des Bösen. Die drei Spieler, die sich erst langsam wieder von dem Schrecken erholten, waren von ihrer Spielwut vollkommen geheilt und der Wirth duldete forthin keine Karten mehr in seinem Hause. Viele, die den Hergang vernahmen, entsagten ihres Seelenheils wegen dem bösen teuflichen Kartenspiele. Es hieß allgemein wo sich nur zwei zum Karten versammelten, da setze der Teufel sich dazwischen. Aber der Mönch Cornelius wie das Kloster Rösrath kamen durch diesen Vorfall in der ganzen Umgegend zu hohem Ruhme, und wo nur etwas Ungeheures erschien, dorthin wurden sogleich die frommen Mönche berufen, welche den Bösen bezwangen und aus Gebäuden, aus Menschen und Vieh hinausjagten. Drum mogte man wohl sagen, daß es recht dumme Teufel seien, die in die Nähe von Rösrath Christenleute zu necken kamen.

XV.

Graf Wilhelm V. von Jülich.

(gest. 16. März 1278.)

Der Ursprung der Grafen von Jülich wird auf vielen Stammtafeln bis ins vorchristliche Alterthum hinausgeschoben und ist wie alle solche Anfänge mit bunten Mährchen getrübt. Erst zu Ende des 10. Jahrhunderts treten die nahmhaften Grafen von Jülich als geschichtliche Personen auf und glänzen unter den ehernen Heldengestalten des thatenreichen Mittelalters gar ruhmvoll hervor. Wilhelm V., der vom Jahre 1247 bis 1278 die Grafschaft regierte, ist eines der kräftigsten und interessantesten Glieder aus dieser Heldenreihe. Der Streit zwischen den Päbsten und dem Kaiser Friedrich II. hatte damals unzälige Zwistigkeiten hervorgerufen. Das Faustrecht tobte damals ärger als je. Wilhelm stand getreu auf der Seite seines glorreichen Lehnsherrn gegen ausländische Anmaßung, und dies ist auch der Grund, weshalb ihm von geistlichen Geschichtschreibern so viele Laster angedichtet werden und weshalb ihn diese eine Geißel der Erzbischöfe, den grausamen Wolf in der Mitte der Schafhürde, den unruhigsten Nachbarn, den ungestümsten Länderverwüster, den Feind der Kirche und einen Jungfernräuber nennen. Die Kölnische und Jülich'sche Chronick und andere Geschichtsquellen, die sich für die gerechte Sache des Reichsoberhauptes aussprechen, überhäufen den tapfern Grafen mit einstimmigen Lobsprüchen. Nur scheint der letzte obige Vorwurf, der aber seinem Vater in größerem Maße wurde, durch die Zahl unehelicher Kinder, die Wilhelm hinterließ, sich einigermaßen zu bewahrheiten.

Wilhelm war der Sohn des Grafen Wilhelm V. von Jülich und einer Gräfin von Lotz. Mit seinem Vater unternahm er schon im Jahr 1235 als ein achtzehnjähriger Jüngling den blutigen Kreuzzug gegen die Stedinger und erschien in demselben Jahre ruhm-

voll auf dem großen Turniere der fränkischen Ritterschaft in Würzburg. Bald darauf wird er in dem Heerbanne des Kaisers genannt und besonders Kaiser Friedrich II. war ihm, nachdem er die Regierung von Jülich (1247) erlangt, sehr zugethan. Schon früher hatte er ihm den Titel eines Grafen von Wald verliehen und jetzt schenkte er ihm die Vogtei über die Reichsstadt Aachen, sowie er Düren als ein Unterpfand für 15000 Gulden vom Kaiser erhielt. Dafür kämpfte Wilhelm gegen den Afterkönig Heinrich von Thüringen und dessen Nachfolger Wilhelm von Holland, der, während Friedrich in Italien war, sich in Deutschland eine gewaltige Heeresmacht erwarb. Auf dem Schlosse zu Woringen hatten sich um die Erzbischöfe von Mainz und Cöln viele geistliche Fürsten versammelt und diese den Grafen von Holland an die Stelle des vom Pabste gebannten Kaisers (am 4. Oktober 1247) zum Könige von Deutschland gewählt. Eine feierliche Krönung in Aachen sollte den Frevel heiligen und der Sache des Holländers, den man zum Spott den Wasserkönig nannte, mehr Gewicht geben. Doch der von der Treue für seinen Kaiser so begeisterte Wilhelm von Jülich war der Schutzherr der heiligen Krönungsstagt und alle Bürger, freie unmittelbare Unterthanen des verehrten Kaisers ließen sich weder durch lockende Versprechen, noch durch schreckliche Drohungen zum Bruche des Eides verleiten, den sie dem trefflichen Hohenstaufen geschworen hatten.

»Dem Kaiser Friedrich und dessen Sohne Conrad (sagten sie bei der Aufforderung dem Krönungszuge die Thore zu öffnen) haben wir gehuldiget und ihnen wollen wir als ehrenfeste Bürger die Treue bewahren, welche keine künstliche Deutung von Bann und dergleichen welschen Spitzfindigkeiten zu erschüttern vermag. Die Hohenstaufen sind unsere Herren und Wohlthäter; wortbrüchig und undankbar ist kein Aachener Bürger!«— So sprachen und so zeigten sich die wackern Männer. Der neugewählte König mußte vor den verschlossenen Thoren bleiben. Da sprach der Pabst seinen Bahn aus gegen die Stadt und Wilhelm von Hollaud rüstete sich dieselbe zu belagern. Wie sehr aber Innozenz ge-

gen die Hohenstaufen und deren treugebliebenen Anhänger entrüstet war, geht daraus hervor, daß er dem Neugewählten 30000 Mark Silbers zur Unterstützung sandte, und einen förmlichen Kreuzzug gegen das treue Aachen predigen ließ. — »Wer« — so hieß es: »von Rittern oder Reisigen gegen die Stadt Aachen zieht, der mag damit sein Gelübde, nach Palästina zu wallfahrten, lösen; und wer die stolze Stadt demütigen hilft, der hat jedes kirchliche Gnadenmittel der wirklichen Kreuzfahrt erlangt; seine Sünden sind ihm dadurch vergeben und mit den Streitern Gottes wird er den Lohn jenseits im Paradiese erhalten!« — Mit diesen apostolischen Versprechungen liefen die eben recht in Aufnahme gekommenen Bettelmönche in ganz Deutschland umher; in allen Städten und Dörfern, auf allen Kanzeln erscholl der Aufruf gegen Aachen. Religiöser Wahn, Raub- und Mordlust, sowie die Aussicht der Kreuzzugsverlobten, sich von der gefährlichen Waffenprobe in fernem Welttheile auf bequeme Weise loskaufen zu können, führte unzählbare Schaaren zu den Fahnen des Wasserkönigs. Doch in der so hart bedrängten Stadt ordnete der treffliche Graf von Jülich die Vertheidigung. Von den 70,000 Einwohnern war keiner unschlüssig in der Wahl zwischen Ehre und Schmach. Alle wollten lieber ehrenvoll untergehen als ihr Heil mit der Verletzung ihrer Eide erkaufen. Sie schlossen mit dem Grafen einen förmlichen Vertrag, keinem andern Herrn als den beiden Hohenstaufen die Thore zu öffnen. Am 1. Mai 1248 begann die förmliche Belagerung, welche außer dem Könige Wilhelm besonders lenkten der päbstliche Legat Kapuzius, die Erzbischöfe Conrad von Cöln, Siegfried von Mainz, Arnold von Trier, der Bischof Heinrich von Lüttich, Graf Otto von Geldern und Johann von Hennegau und dann die Herzoge Heinrich von Brabant und Walram von Limburg. 200,000 Belagerer sollen die Stadt umschlossen haben. Doch die trefflichen Vertheidigungs-Anstalten machten die Wurfgeschütze wie den wiederholten Sturm auf die Thore vergebens. Die Bürger und die Jülicher vertheidigten die Mauern mit dem größten Heldenmute und wäh-

rend sie die Kreuzfahrer mit Verlust zurück schlugen, besserten die Weiber die Mauern und trugen Waffen und Labungsmittel herzu. Durch kühne, wohlberechnete Ausfälle wurden die Belagerer sogar in ihrem Heerlager angegriffen. Sie hatten großen Verlust an Todten und das aus allen Ecken von Deutschland zusammen gelaufene Gesindel riß vor und nach aus, weil die erhoffte Plünderung sich so sehr in die Länge zog. Da kam Wilhelm von Holland in große Gefahr, die begonnene Belagerung mit Schmach aufgeben zu müssen. Der päbstliche Legat schalt und begeisterte vergeblich; auch er mußte herunterstimmen mit seinem Pochen. Doch in einem Kriegsrathe erboten sich Ostfriesische Wasserbaukünstler, die Stadt, welcher man mit Waffenmacht nichts anhaben konnte, durch List zu vernichten. Man verfiel darauf, das die Stadt durchströmende Gewässer aufzustauchen und dieselbe so (wie die Aachener Chronik sagt) in ihrem eigenen Wasser ersäufen zu lassen. Wilhelm ließ nun den Abfluß der Bäche durch einen 40 Fuß hohen Damm versperren, und da gerade die herbstliche Regenzeit eingetreten war, so stiegen die Fluten über die Straßen, erschwerten die Verbindung der Vertheidiger und verdarben die Speisenvorräthe, so daß der Mangel zu einer schrecklichen Höhe stieg. Doch weder die Hungersnoth noch das immer steigende Wasser dämpften den Mut der Bürger. Sie fanden Mittel der Flut einen künstlichen Ablauf zu verschaffen und hofften, daß die Feinde, unter denen auch der Mangel an Lebensmitttel und Entmutigung herrschte, gegen den Winter abziehen würden. Aber das Elend stieg zu hoch, der erhoffte Entsatz blieb aus, es war keine Gelegenheit sich Nahrungsmittel zu verschaffen und endlich zu Ende des Monats October 1248 kapitulirte Graf Wilhelm von Jülich auf ehrenvolle Bedingungen. Der König zog in die Stadt ein mit dem versöhnten Grafen, der ihm die Treue geschworen,; aber die ehrenfesten Bürger vermochte nichts in der entehrten Stadt zurück zu halten. Sie zogen, ein rührendes Beispiel von unerschütterlicher Unterthanentreue, aus ihrer bisherigen Heimat mit Weib und Kind, die Ehre höher achtend, als Gut

und Heimat. So mit Gewalt für des neugewählten Königs Sache geworben, schloß sich Wilhelm von Jülich, auch dessen Gönner, dem Erzbischofe Conrad von Cöln an und stand ihm gegen die Stadt Cöln bei, welche in vieljähriger Fehde durch den herrschsüchtigen Prälaten unsäglich litt. Wilhelm, das offenbare Recht der Bürger wahrnehmend, suchte als Friedensvermittler aufzutreten, aber der ehrgeizige Bischof wollte die Stadt, welche ihm so lange getrotzet, vernichten. Da trat Wilhelm zu der bessern Sache der Bürger und half diesen heldenmütigen Streitern manchen Sieg über Conrad von Hochsteden erringen. Als nach Conrads Tode Engelbert von Falkenburg die erzbischöfliche Würde erlangt hatte, und in der Bedrückung der Bürger sich noch mehr auszeichnete als sein Vorgänger, so kam es (im J. 1266) zu einem Schutz- und Trutzbündnisse, gemäß welchem sich Wilhelm mit sieben anderen Herren, den Grafen Adolph VII. von Berg, Arnold I. von Lotz, Otto von Geldern und Heinrich von Katzenellenbogen, sowie mit den Freiherrn von Rath, von Frentz und von Isenburg gegen das städtische Bürgerrecht und eine jährliche Rente verpflichtete, der Stadt gegen jeden Feind, den rechtmäßigen Kaiser ausgenommen, beizustehen mit aller Macht. Sobald Engelbert II. von diesem Bunde vernommen, vermaß er sich die der Stadt zugethanen Fürsten zu züchtigen und einzeln zu vernichten. Zuerst wandte er seine ganze Macht gegen das benachbarte Jülich und verwüstete dort Alles mit Feuer und Schwert. Doch nachdem er das Städtchen Sinzig überfallen und zerstört hatte, begegneten Wilhelm von Jülich, Otto von Geldern und die Cölner Bürger dem Verwüster bei Marienforst zwischen Zülpich und Lechenich und dort kam es am 27. Mai 1267 zu einem blutigen Streite, in welchem der Erzbischof, welchem auch Graf Dietrich VI. von Cleve zur Seite stand, die Verbündeten anfangs zurück drängte. Doch als Engelbert den Sieg schon errungen zu haben wähnte, kam der Graf von Berg noch eben zur rechten Zeit mit seinem Heerbanne auf den Kampfplatz, die Erzbischöflichen wurden gänzlich geschlagen und Engelbert selbst sowie der Graf

von Cleve fielen in die Hände der Sieger. Graf Dietrich wurde gegen ein ansehnliches Lösegeld und das Versprechen, seine Tochter Elisabet mit Wilhelms Sohne Gerhard zu vermälen, in Freiheit gelassen; der Erzbischof aber wurde von dem erbitterten Grafen auf der jülischen Feste Niedeggen gefangen gehalten. — Dort in den ehrwürdigen Ruinen des ehedem so festen Felsschlosses erhebt sich noch heute ein gewaltiger Thurm, woran in schwindelnder Höhe ein rostiger Eisenkäfig gezeigt wird. Dies Spalier ließ Wilhelm zur Demütigung des Erzbischofs verfertigen und darin saß der gewaltige Mann dem Hohne des Grafen, den er zu vernichten gepralt und dem Gespötte der Jülicher, deren Habe er geraubt und zerstört hatte, ausgesetzet. Vier Jahre beinahe trug er diese schmachvolle Gefangenschaft und weder Bitten noch Drohungen vermochten den Grafen ihn frei zu geben. Die Stadt Cöln und Jülich kamen deshalb in den Kirchenbann, und als die Einwohner die Geistlichkeit zwingen wollten, demungeachtet Messe zu lesen, zog dieselbe davon. Auf die Aufforderungen des Lande und des Pabstes aber antwortete der kühne Wilhelm: »Ich habe einen Raubvogel in meinem Reiche gefangen und diesen halte ich jetzt fernerhin zu meinem Spaß in einem Käfige wohl verwahret. Einen Erzbischof habe ich nicht gefangen, keinen Priester, sondern einen Räuber, Wegelagerer und Länderverwüster. Schande wär's inen solchen zum Nachtheile des Reichs und der allemegeinen Sicherheit loszulassen; wer denselben aber haben will, der mag nur kommen und ihn holen!« — Endlich gelang es dem Erzbischofe von Regensburg, Albertus Magnus, eine Sühne zu ermitteln. Engelbert wurde gegen ein beträchtliches Lösegeld, gegen viele Abtretungen und das Versprechen, die Stadt Cöln forthin nicht mehr zu beunruhigen, in Freiheit gesetzt und Jülich sowie die Reichsstadt kamen aus dem päbstlichen Banne.

Die unruhige Zeit des Interregnums ließ auch Wilhelms Waffen nicht ruhen; er hatte fortwährend mit heimathlichem und fremdem Raubadel zu kämpfen, und als (1273) Rudolph von Habsburg das langverwaisete deutsche Königthum erlangt hatte, half er

demselben in der Fehde gegen den König Ottocar von Böhmen. Die Kosten dieser Heeresfolge zu bestreiten, wies König Rudolph den Grafen auf die Stadt Aachen an. Diese aber war mit dem kölnischen Erzbischofe Siegfried von Westerburg verbündet, welcher die Gefangenschaft seines Vorgängers Engelbert an Wilhelm zu rächen gedachte und mit demselben in harter Fehde lag, in welcher auch Siegfried von dem Grafen geschlagen und nur durch die Schnelligkeit seines Rosses von der Gefangenschaft gerettet wurde. Aus Rache reizte der Erzbischof die Stadt Aachen zum Widerstande gegen ihren Schirmvogt, den Grafen von Jülich, und die Stadt verweigerte nicht blos die Zahlung, sondern schloß auch dem Grafen die Thore. Dies erbitterte den alten Leuen um so mehr, als die Stadt ihm für früheren Schutz und viele Wohlthaten Dank schuldete, und weil er auf großen Anhang unter den Bürgern bauen durfte, so trachtete er die Undankbaren zu seinem Vortheile zu zwingen. Er beschloß sie nächtlich zu überrumpeln, was ihm sein Vetter, der Herzog von Limburg vergeblich widerrieth, denn der zürnende Held verachtete in dem Ungestüm seines Mutes die Begeisterung einer für ihre Freiheit kämpfenden Bürgerschaft. Am 16. März des Jahres 1278, Abends gegen 9 Uhr erschien Wilhelm mit 472 wohlgeharnischten Rittern und Reisigen, von seinem ältesten ehelichen Sohne Wilhelm und zwei außerehelichen Söhnen begleitet, vor dem Cölnthore zu Aachen. Seine Anhänger in der Stadt öffneten ihm das Thor und er drang ungehindert in die Stadt ein mit dem Rufe: »Jülich! Jülich heißet unsre Herrinn!« Doch mit diesem Fehderuf aufgeschrecket griffen die durch den Verrath empörten Bürger zu den Waffen. Die Sturmglocken wurden geläutet, und während die gräflichen Reiter die Straßen gesperrt hielten, schaarten sich die Bürger über die Dächer und die eingeschlagenen Zwischenwände ihrer Häuser. Durch von Dächern und aus Fenstern geschleuderte Balken und Steine aus den Gassen vertrieben, stellten sich die Reisigen auf dem Markte auf und hier wurden sie von der vielfachen Ueberzahl der wütenden Bürger, in deren

Händen alles zu Waffen wurde, eingeschlossen. Erzbischöfliche Dienstleute führten die Menge, und wer noch gut Jülisch war mußte nichts desto weniger mit drauf schlagen, um nur den Verdacht der Theilnahme am Verrathe abzuwälzen. Da machten geschleuderte Feuerbrände und Fackeln die Rosse scheu, und der Graf, der Alles verloren sah, suchte sich durch die Flucht zu retten. Doch wurde er in der St. Jakobsstraße von der grade dort heranziehenden Fleischerzunft mit seinen Söhnen umringt und als jene Gefangenen, die sie nicht erkannten, in das Verließ führen wollten, rief ein stiftischer Dienstmann: »Das sind die Anstifter, die Feinde der Kirche, deren Todschlag ein verdienstlich Werk ist; der Erzbischof wird es euch hoch anrechnen, wenn ihr die verschonet!« — Da schlugen die rohen Gesellen den Grafen sammt seinen drei Söhnen mit den Fleischärten nieder. Als drauf die Bürgeroberſten mit Fackeln herbei kamen und die edlen Leichname in ihrem Blute liegen sahen, sprachen sie: »Dieß wird nicht gut ablaufen, denn hier ist zu viel geschehen!« — Am andern Tage übergaben sie die Todten den losgelassenen Reisigen, die solche nach Niedeggen in die Begräbnißhalle der Grafen von Jülich brachten. In dem ganzen Lande erhob sich ein großes Wehklagen. Der Erzbischof von Cöln aber, als er die Kundschaft erlangt, rief aus: »Nun weiß ich gewiß, daß Gott seinen Engel sandte, der mich befreit hat aus dem Rachen des Leuen!« — Darauf sammelte er seine Mannen und fiel ein in Jülich, eroberte Düren, zerstörte Jülich und plünderte und verwüstete das ganze Land mit Ausnahme der Burgen Niedeck und Hambach, wo die verwittwete Gräfinn mit ihren Söhnen Walram und Gerhard befehligten. Doch Adolph VII. von Berg und Herzog von Brabant verjagten den Erzbischof wieder von seinem Raube und zwangen in Verbindung mit Walram von Limburg und Guido von Flandern die Stadt Aachen zur Sühne für den Grafenmord 15,000 Mark Silber an Wilhelms Wittwe zu zahlen und vier tägliche Seelenmessen für die Gefangenen zu stiften. Wilhelm ruht mit seiner Gema-

linn Irmgard von Limburg zu Niedeggen, wo seine Grabschrift verdeutscht:

„Welches unsinnige Rasen beschloß, o Bürger die Mordthat
Hier an den Lenkern des Streits? Hoch stralt er, ein funkelnder Lichtstern
Unter der Zahl der Heroen, den du, so gepriesene Reichsstadt
Frech hinmordetest jüngst, dich befleckend mit häßlichem Blutmal,
Weil sein mächtiger Arm sich erhob dir zu schützen die Freiheit.
Hier in dem Grab ruhn Wilhelm, Graf von Jülich, und Irmgard,
Einst sein ehlich Gemal—beid würdig der herrlichsten Krone."

XVI.

Das versunkene Schloß. *)

(Eine bergische Volkssage aus dem 11. Jahrhundert)

Zu Menzling an der Brücke, dort ist es schön im Thal,
Doch Schöneres sank unter, tief unter'n Sonnenstrahl;
Zu Menzling an der Brücke dort stand ein stolzes Schloß,
Drin mancher edle Ritter des Lebens Lust genoß.
Hoch ragten stolze Thürme rings um das schöne Haus,
Es dehnten starke Mauern sich lang und breit hinaus;
Die Schwalbe flog sich müde, wenn sie das Schloß umflog
Und all den schönen Garten, der's blütenreich umzog.

Der Letzte von den Rittern, die dieses Schloß bewohnt,
Der war ein Landverderber, der keiner Unschuld schont;
Er war als böser Räuber wohl weit und breit bekannt,
Als Feind von Gott und Menschen geächtet und gebannt.
Doch trotzend auf die Mauern, die wie der Stahl so fest,
Verlacht' er Fehd' und Drohung in seinem Adlernest,
Und schwelgte an dem Tage mit seiner Knechte Schwarm
Und buhlt hindurch die Nächte in feiler Dirnen Arm.

*) Die Stelle, wo das Schloß gestanden haben soll, ist in einem sumpfigen Wiesengrunde unweit dem Weiler Menzlingen bei Rösrath an der Sülz, wo Alt und Jung diese Sage erzählt.

Kein Laster ist zu denken, das er nicht frech geübt,
Es gibt nicht eine Tugend, die je sein Herz geliebt;
Drum floh ihn Ruh und Friede, drum hat er nimmer Rast
Und mehrt durch neue Greuel stets des Gewissens Last.
Mit seinem wilden Trosse raubt er umher im Land
Und Blut und Flammen klebten an seiner Frevlerhand;
Ihn hemmt nicht Gottesfriede, nicht Feiertag und Mett,
Wein holt er von den Mönchen und Nonnen für sein Bett

Weit mehr noch als der Teufel war er ringsum gescheut,
Der mocht' mit Rechte zittern, den er im Zorn bedräut!
Und wenn auch mächt'ge Herren umschlossen seine Burg,
Dann hatt' er Maulwurfswege, da schlich er sich hindurch;
Viel unterird'sche Gänge er stundenweges ritt
Und spielte den Bedrohern im Rücken übel mit.
Doch da man ihn zu fangen durch keine List verstund,
So sagte man, er stehe mit Höllenmacht im Bund.

Doch sei dem wie es wolle — wer in Verbrechen weilt,
Dem bleibt nicht aus die Strafe, die plötzlich ihn ereilt;
Mit seiner Räuberhorde war einst zu Raub und Brand
Der wilde böse Ritter gezogen fern ins Land;
Da sank mit Wall und Thürmen, zerbröckelt und zerstückt
Sein Schloß, von tausend Flüchen in Erdennacht gedrückt;
Die Gärten und die Mauern mit all der Wunderpracht
Sie sanken stracks hinunter in tiefe kalte Nacht.

Und wo das Schloß gestanden, lag nun ein tiefer Moor,
Dort sproßten Ried und Binsen und Schierlingskraut
hervor;
Der Ritter kam zu reiten daher mit schwerem Raub,
Er stieß ins Horn: »was Teufel! ist denn der Burgwart
taub?
»Halloh, ihr Mordgesellen, wo find' ich meine Burg?
»Mir däucht wir reiten heuer wohl einen Moor hindurch
»Die Berge ringsum zeigen, wo meine Feste stand
»Und kann sie doch nicht schauen, wo ich so oft sie fand.«

Bis an den Gurt schon zappeln die Rappen im Morast,
Sie sinken immer tiefer mit ihrer Eisenlast:
»Mir däucht wir gehn zu Grunde!« rief da der Ritter wild:
»Wer wußt von Schlamm und Wasser vorhin in dem
Gefild?«

Und immer tiefer sanken sie ein in zähen Sumpf;
Empor klang eine Stimme vom Grunde hohl und dumpf
»»Halloh! ihr Mordgesellen, zum Höllenpful herab,
»»Wo eure Burg versunken, da sei auch euer Grab!

»»Ihr habt im Blut gewadet der Unschuld Stimme taub —
»»Nun schwimmt in Schlamm ihr Geier, der Geier ekler Raub!««
Da setzten alle Rosse die bleichen Reiter ab,
Sie sanken alle unter hinein in's nasse Grab;
Ihr Leib schrumpft stracks zusammen, des Blutes Glut verloschen,
Hier kroch ein Molch vom Harnisch und dort ein kalter Frosch.
Zur Kröte ward der Ritter und zappelt träg und lahm,
Der Leib von Gift geschwellet, von Wut und Höllengram.

Kalt wie an jeder Unschuld gefrevelt seine Wut
Floß in dem eckeln Leibe das dunkelrothe Blut,
Und wie das Land gezittert vor dieser Räuber Pfad,
So fahren all zusammen, wenn ein Geräusch sich naht.
Und wollen sie jetzt schmälen vor Groll und Langeweil,
So hört man Fröschgequacke und Unkenangstgeheul.
Die mit der Burg versunken tief in des Moores Grund,
Die gehn als Irrlicht nächtlich jetzt durch die Binsen rund.

Den Moor wohl in der Christnacht neugier'ge Schaar umringt,
Die horchet auf ein Glöcklein, das tief im Grunde klingt;
Das läutet meilenferne empor noch laut und hell —
Es ist das Mettenglöckchen tief in der Burgkapell.
Auch sagt man, steig' ein Reiter noch oft vom Sumpf herauf
Und jagt auf hohem Rappen in langgestrecktem Lauf,
Der Zügel los am Sattel, die Spornen fest am Roß,
So jaget er zu suchen das eingesunk'ne Schloß.

Zu Menzling an der Brücke hat man ihn oft gesehn,
Er poltert hin wie Wetter, fliegt hin wie Sturmeswehn,
Und wenn beim Hahnenschreie vorbei die Geisterstund,
Dann sprengt er zu dem Moore und sinket in den Grund.

Sein Roß es sprühet Feuer, der Reiter blickt so hohl
Und wer ihn jagen siehet, dem wird dabei nicht wohl,
Der kreuzet sich und betet ein Vaterunser still
Und spricht: »Vor Frevelthaten uns Gott bewahren will!«

XVII.

Dietrich III. der Mannhafte, Graf von Cleve,

(gestorben den 30. November 1114.)

Dietrich III., Graf von Cleve, von seiner hohen kraftvollen Heldengestalt, wie auch wegen seiner Gewandtheit und starken Hand in Fehden der Mannhafte genannnt, war der älteste Sohn Dietrichs II., der wegen seiner Schnelligkeit auf dem Schlachtfelde den Beinamen des Fliegenden führte, und der Agnes, Gräfinn von Schauenburg. Den fehdelustigen ritterlichen Vater nahm der junge Dietrich in Allem zum Vorbilde, und von der Natur mit hoher Gestalt und kraftvollem Gliederbaue ausgerüstet, ärndtete er schon als Jüngling den Ruhm eines tüchtigen Streiters. Unter Rossen und reisigem Lärm aufgewachsen, folgte er nur dem Ruhme und setzte sein höchstes Glück in die Vollbringung kühner Thaten. Dabei war er frommen Sinnes, und das ungestüme Gemüt des Kriegers beugte sich vor dem Gnadenbilde und dem Schalle des Glöckleins. Schwert und Rosenkranz, Schlachtruf und Lytannie, Fehde und Wallfahrt — das Widersprechendste auf's innigste verbunden, erfüllte die Seele des jungen Helden. Schon als Erbgraf hatte er zur Freude seines alten Vaters manchen kühnen Ritt gethan, im Turnier manchen Preis erfochten und in der Feldschlacht gewaltige Gegner gestürzt. Besonders in der Schlacht bei Merseburg (15. October 1080), wo er unter Kaiser Heinrich IV. gegen die Sachsen und Schwaben focht, legte er Proben von

ausgezeichneter Tapferkeit ab, und befreundete sich damals mit Gottfried von Bouillon, dem Herzoge von Lothringen, der in diesem Kampfe den Gegenkönig Rudolph von Schwaben mit eigner Hand tödtete. Helden, wie Gottfried und Dietrich, mußten einander befreundet werden, und dies innige Freundschaftsverhältniß zog den Grafen von Cleve zu dem romanhaftesten Unternehmen, welches das Ritterthum je erweckte. — Bald nach jener Schlacht begleitete Dietrich den Kaiser nach Italien, wo er in der Fehde mit dem Papste großen Ruhm, besonders dadurch erwarb, daß er bei der Eroberung von Rom mit Gottfried von Bouillon einer der ersten oben auf der Mauer war. — Im Jahre 1085, nach dem Tode seines Vaters trat Dietrich die Regierung des Landes an, und vermälte sich mit Maria von Henneberg, einer mit vielen Tugenden und großer Schönheit geschmückten Gräfinn, deren Gunst er auf einem Turnier in Magdeburg erworben hatte. Doch den Grafen, der nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen »mehr für den rauhen Mars als für den zarten Liebesgott geboren war« vermochte ein solches Regenten- und Gattenverhältniß nicht an die Heimat zu bannen. Seinen jüngern Bruder Arnold, einem trefflichen Manne, dem der Unterthanen Wohl mehr als eigener Waffenruhm am Herzen lag, überließ er, selber das Heil des Volkes in den Glanz seiner Waffen setzend, die Regierung und folgte den Fehden und Kampfspielen. Damals aber rief Papst Urban II. das Abendland zur Befreiung des heil. Grabes auf, und in Deutschland sowohl als in Frankreich und Italien gelobten unzählige Fürsten und Edlen Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Das Volk erhob sich mit solcher Begeisterung, wie sie nur in jener Zeit des romantischen Ritterthumes und der schwärmerischen Frömmigkeit auflodern konnte; Erzählungen von Wundern bestärkten und erhöheten die Aufregung. Wer ein guter Ritter, ein frommer Christ sein wollte, mußte zur Vertilgung der Sarazenen sein Schwert weihen lassen. Gottfried von Bouillon, der schon als Kind die Sehnsucht nach Jerusalem geäußert und in einer schweren Krankheit die Wall-

fahrt dorthin gelobt hatte, sollte den Oberbefehl des Hauptheeres führen. Da durfte auch Dietrich von Cleve nicht zurück bleiben, und mit Bewilligung seiner jugendlichen frommen Gemalinn nahm er das Kreuz. Sie, die wie damals alle deutsche Frauen für den Heldenruhm begeistert war, mogte den Gemal am liebsten im heiligen Kriege wissen. Im August des Jahres 1096 zog sich das Kreuzheer zusammen, und Dietrich zog mit 400 auserlesenen Reitern und eben so vielen Fußknechten den Rhein herauf, wo er in Worms mit Gottfried und dessen Bruder Eustach und andern Fürsten zusammentraf. 10,000 Reisige und 70,000 Fußgänger zälte Gottfrieds Heer, das er durch Ungarn nach Griechenland führte, und dort nach Syrien einschiffte. Dietrich, welcher bei der vorsichtigen Landung ungeduldig geworedn über Bord sprang und das Ufer schwimmend erreichte, war der erste, der Asiens heiligen Boden küßte, und bald der erste in jedem Treffen. Gottfried von Bouillon, dem Mute und der Umsicht des Grafen vertrauend, übertrug ihm manche wichtige Unternehmung und gab ihm manchmal den Oberbefehl über die Vorhut des Heeres. Bei der Einnahme von Antiochien wie in allen Treffen zeichnete Dietrich sich rühmlich aus, und erwarb das Lob der Kreuzfahrer besonders durch verschiedene Streifzüge, die er mit kühnem Mute unternahm, wobei er manche Sarazenenabtheilung schlug, Dörfer und Burgen eroberte und das erbeutete Vieh und andere Lebensmittel dem Mangel leidenden Heere zuführte. Einer solchen Streifzüge mißlang, Dietrich wurde von Ueberzahl überfallen, verwundet und mit fünfzig seiner Mannen gefangen davon geführt. Aber als die Wächter von ihrer Sorgfalt nachließen, wußte der Graf seine Leute zu bewaffnen, überfiel die schlafenden Türken und kam nach unsäglicher Gefahr und Anstrengung, aber mit Beute beladen glücklich wieder bei dem erfreueten Heere an. Endlich nach vielen Mühen, die Dietrich redlich theilte, gelangte das Kreuzheer am 6. Juni 1099 vor Jerusalem und eroberte diese Stadt nach einer 39 tägigen Belagerung. Dietrichs Antheil an diesem Triumphe ist in einzelnen seiner Thaten nicht erwähnt

und blos im Allgemeinen ausgezeichnet, daß er nach der Krönung Gottfrieds zum Könige von Jerusalem allen heiligen Stätten seine Huldigung dargebracht und das neue christliche Königreich habe befestigen und erweitern geholfen. Seine Tapferkeit hatte ihm sogar bei den Sarazenen Achtung erworben, welche ihm übermenschliche Kräfte zuschrieben, und bei dem christlichen Heere setzte er sich vorzüglich durch seine Uneigennützigkeit in Ansehen. Er ermahnte seine Freunde beständig, nach gewonnener Schlacht sich nimmer der Gier nach Beute hinzugeben, »denn (sagte er) Habgier und Raubluſt entwinden uns häufig den schon errungenen Sieg und ein noch so tapferes Heer, das gierig der gemachten Beute genießen will, ist leicht zu überwinden.« Und dies bewährte sich besonders bei den Sarazenen, die oft von verstellter Flucht zurückkehrend die schwelgenden Sieger vernichteten. —

Nachdem Gottfried, der König von Jerusalem, sein Reich befestigt hatte, entraffte ihn ein früher Tod am 18. Juli 1100. Dietrich theilte darauf noch drei Jahre lang alle Gefahren des Krieges unter dem Könige Balduin, Gottfrieds Vetter und Nachfolger, und kam dann nach vielen glorreichen Kämpfen auf genuesischen Schiffen (1103) nach Europa zurück. Viele Reliquien aus dem heiligen Lande brachte er nach Cleve, aber wenige seiner Getreuen, die ihm zu der siebenjährigen Wallfahrt gefolgt waren. Das Abendland war voll von dem Ruhme der siegreichen Kreuzfahrer; doch ruhete Dietrich auch jetzt noch nicht auf seinen Lorbeeren. Seinem Bruder Arnold, überließ er, wie bisher die Regierung, und zog den Fehden nach die besonders durch den Streit Heinrichs IV. mit dem Papste entlodert waren. Dietrich stand treu auf der Seite des Kaisers und half ihm seinen Sohn, der sich gegen den vom Kirchenbanne verfolgten Vater empört hatte, bekämpfen. Mit Herzog Heinrich von Limburg und Lothringen und Adolph dem Grafen von Berg hielt er fest an der Treue gegen seinen Kaiser, bis dieser im Jahre 1106 verschied, worauf der aufrührerische Sohn, Heinrich V. den Anhängern seines Vaters viel Böses ersann. Dies brachte auch der Grafschaft Cleve

anfangs vielen Nachtheil, aber Dietrich wußte sich durch seine ausgezeichneten Thaten im Heere des neuen Kaisers bald dessen Neigung wieder zu erwerben. Er folgte demselben zur Demütigung der Römer zum zweiten Male nach Italien, und half ihm in Deutschland mehrere Empörungen siegreich dämpfen. Als aber zu Neujahr 1114 auf dem Reichstage zu Worms ein allgemeiner Reichsfriede beschworen wurde, und der Kaiser sich mit all seinen Feinden ausgesöhnt hatte, da trieb es den unruhigen Dietrich wieder über das Meer im fernen Asien das Schwert zu führen zur Ehre Gottes. Es trafen nämlich aus Jerusalem betrübende Nachrichten im Abendlande ein; das heilige Grab war durch das Andrängen der Türken wieder gefährdet und viele Ritter ließen sich zum Schutze Palästina's einschiffen. Auch Dietrich folgte diesem Rufe und betrat zum zweiten Male die Stätten, wo der Heiland unter den Menschen gewandelt hatte; sein Schwert stralte wiederum vernichtend unter den wilden Sarazenen. Allein eine ansteckende Seuche, wie sie sich in dem heißen Himmelsstriche bei Kriegsverheerungen so leicht erzeugt, raffte auch ihn dahin, nachdem er seit sechs Monaten den heiligen Boden wieder betreten hatte, am 30. November des Jahres 1114.

Von seinen Zeitgenossen, die in kühne Heldenthaten und ritterlichen Mut den höchsten Menschenwerth setzten, war Dietrich hochgeehrt. Dies bekundete sich besonders dadurch, daß viele Fürsten ihre Söhne an den Hof zu Cleve sandten, auf daß sie bei Dietrich lernten, was dem Ritter zieme, denn es kam hier besonders viel darauf an, bei einem geehrten Helden seine Schule gemacht zu haben. Walram, Herzog von Limburg und die beiden Grafen von Berg und Altena, die Brüder Adolph und Eberhard, Erbauer von Altenberg, sind auch unter den Männern, die ihre ritterliche Laufbahn unter Dietrichs Aufsicht und Lenkung angetreten haben. In Cleve aber bewahrte sich für den heimatlichen Helden ein ruhmvolles Angedenken und ihm zu Ehren und zum Gedächtniß führen die meisten Regenten von Cleve, seine Nachfolger, den Namen Dietrich.

Dietrichs III. Ehe blieb kindlos und Graf Arnold, der seinem Bruder in der Regierung folgte, erhielt den Regentenstamm für die Nachwelt. Die Devise aber, welche Graf Dietrich im Schilde trug, sein Waffenspruch: »die Tapferkeit überlebt den Tod« (vivit post funera virtus) — der sich bei ihm bewährte, zierte auch nach ihm das clevische Wappen. Ihm zu Ehre las man in dem Necrolog der clevischen Regenten die lateinischen Distichen*), welche verdeutscht:

„Heiliger Kriegslust voll, die Helden den herrlichsten Kranz flicht,
„Hatte die Seinen und sich Dietrich dem Himmel gelobt.
„Folgend dem heiligen Heer Gottfrieds, Lothringens Gebieter,
„Fand er im heiligen Land, was er befreiet — das Grab."

XVIII.

Der Müden bei Solingen.

(Begebenheit aus der Christwoche 1424.)

Wie schön ist's doch im Sommer zu Berg und auch im Thal,
Wenn tausend Vöglein singen im Abendsonnenstral,
Wenn tausend Blüten streuen so holden Wonneduft
Und mild und labend fächelt die laue Sommerluft!
Da winkt ringsum dem Müden ein Pfühl von Gras und Moos,
Da laden Wald und Wiesen uns ein in weichen Schooß;
Zu unsrer Wonne lächelt die Sonn' aus heiterm Blau
Und spiegelt tausendfaltig sich im Demantenthau.

Ganz anders war's als einstmal des Herzogs Jagdruf scholl:
Da waren Berg und Thale des starren Eises voll,
Da schnob der Nord so schaurig hindurch den öden Wald,
Die Erde lag begraben im Grabe todt und kalt.
Und unter Schollenbrücke die Wupper klagt verhüllt

*) Theodor Ray: Animae illustres Cliviae, etc. pag. 200.

Und Berg und Thal sie schwiegen von Winterleid erfüllt.
Doch nur allein die Jäger der Oede freudig sind, —
Was fragen rüst'ge Männer nach Frost und Schnee und Wind?

Die Jagd, die war zu Ende, der Tag hat sich geneigt,
Das Hüfthorn war verklungen, die starre Waldung schweigt.
Dem tiefen Wupperhofe jetzt nah'n die Jägersleut,
Doch sammeln sich die Männer, die in dem Wald zerstreut.
Viel Hirsche, Wölf' und Rehe sind ihrer Mühe Lohn;
Doch sprecht, wo bleibet Robert, der wack're Herzogssohn?
Schon lang ist sie verflossen die anberaumte Zeit!
Mit Fragen nahen Alle, doch Niemand mit Bescheid.

Und schmetternd schallt aufs neue der Hörner heller Ton,
Das Echo nur erwiedert hoch von der Berge Thron.
»»Uns ist vorangeritten der Herr aus Langeweil,
Die grimme Kälte heischte dem zarten Knaben Eil!««
So sprachen Knecht und Ritter, schon stiegen sie bergan —
Da gab es in dem Bergschnee so tiefe breite Bahn —
Doch schaut, was stürmt ein Rüde vom Dickicht dort hervor?
Es ist des Prinzen Dogge, die ihren Herrn verlor!

Der Rüde naht den Rittern, mit kläglichem Gebell
Umkreiset er den Haufen: »Was willst du denn, Gesell?
Dein Herr ist schon zu Schlosse, dich lockte längst sein Ruf
Drum rasch bergan, dort forsche nach seines Rosses Huf!«
Doch siehe! vor die Junker der treue Rüde sprang,
Dann setzt er wieder seitwärts zum steilen Bergeshang
Und heulend naht er wieder und hemmt der Wand'rer Schritt
Und zerrt an ihren Kleidern, als sollten dort sie mit.

Schon schwang sich manche Peitsche, nicht fort der Rüde wollt',
Als ob er dort getreulich den Ort behüten sollt.
»Das Thier ist toll geworden!« ein stolzer Junker sprach:
»Laßt mich, ich will ihn fällen!« — »Nein! nein, laßt uns ihm nach!«
So rief der alte Heinrich von Hurst: »mir ahnet schwer;
Könnt dieser Rüde reden, er brächt' uns schlimme Mähr.

»Mir däucht, des Thieres Treue beschämet euch, ihr Herrn,
Fürwahr, es ist Prinz Robert noch seinem Obdach fern!«—

Und seitwärts durch's Gestrüppe der edle Ritter ringt,
Da sieht man wie der Rüde vor ihm gar eilig springt
Und wie er freudig wedelt durch Strauch und Eis und Schnee;
Da folgen auch die Andern; sie ahnen großes Weh.
Sie steigen große Strecke bergauf und dann thalein
Durch wilde Brombeerranken und überschneit Gestein,
Und auf dem schroffen Berge hoch über'm Uferrand,
Da stürzt der Rüde heulend hinab die Felsenwand.

Die Jäger nah'n die Stelle, sie steh'n da droben schon:
»O weh da liegt am Boden des Herzogs Adolph Sohn
Und unter ihm zerschmettert der Rapp' auf weißem Grund
Und neben ihm der Rüde, der leckt des Herren Wund
Und haucht mit heißem Athem den Halberstarrten an
Und jauchzet auf vor Freude, da jetzt die Freunde nah'n.
»Gottlob! er ist gerettet, er dankt's dem treuen Thier!«—
»»Gottlob! zur rechten Stunde seid ihr genahet mir!

Rasch auf des Hirsches Fährte flog hin zu Thal mein Roß,
Nicht achtet' ich des Weges, — schon sollte das Geschoß
Des Tages Mühe krönen, da jähet die Felsenwand
Herauf vor meinen Blicken und Sinn und Athem schwand,
Bis ich zerquetscht, zerschlagen, an allen Gliedern wund
Gepfleget und erwärmet mich fand vom treuen Hund,
Der euch hierher gerufen und von mir wandt' den Tod!««—
Bald trugen treue Armen den Herrn aus Weh und Noth.

Und als von seinen Wunden der Herzogssohn genas,
Umlacht die Wupperfelsen, das Grün von Laub und Gras
Und auf die Felswand schauend Prinz Robert dort begann:
»»Wohl wär ich ohn den Rüden längst ein verlorner Mann!
Doch solche edle Treue darf ohne Lohn nicht sein,
Sie soll den späten Enkeln zum Spiegel noch gedeihn!
Auf ihr Steinmetzen bildet mit eurer Eisenhand
Dem Retter ein Gedächtniß und stellt es auf die Wand!««

Sie formten einen Rüden da riesengroß aus Stein,
Der schaut vom Fels noch lange in Fluß und Thal hinein;

Wer unterm Wupperhofe den steilen Bergen naht,
Und sah den Rüden grauen, dacht freudig jener That.
Fast ist sie jetzt verschollen in wildem Zeitenstrom;
Wie auch des Fürsten Denkmal im Altenberger Dom
Stürzt längst der Stein des Dankes hinab die Felsenwand;
Doch heißt noch heut am Rüden die Stelle, wo er stand.

Anmerk. Die betriebsame Ortschaft Rüden liegt etwas über eine Stunde von Solingen entfernt in der Gemeinde Höhlscheid an einer der schönsten Stellen des Wupperthales; linkshin romantische Wildheit, kühnanstrebende Berge mit Wald und Steinklippen hoch über dem brausenden Fluß — rechts ein anmutiges Thal mit reichen Aeckern und Obstgärten von sanfteren Hügeln umschlossen. Der Sturz des jungen Herzogs uud die kolossale Büste des treuen Hundes, die zu Anfang des 17. Jahrh. verschwand, leben in mündlicher Ueberlieferung. Robert war der Sohn des Herzogs Adolph I. von Berg und der Gräfinn Jolande von Baar, geb. 1404 und starb zwar vermält aber ohne Kinder noch vor seinem Vater im Jahre 1429 an einem bösen Fieber.

XIX.

Der Berg des heiligen Anno,

Geschichte der Reichsabtei Siegburg.

(1062 bis in die neueste Zeit.)

Die Stadt und ehemalige Reichsabtei Siegburg erfreuen sich zwischen den Flüssen Sieg und Agger einer sowohl zur Befestigung geeigneten als fruchtbaren und angenehmen Lage. Die ältestbekannten Bewohner der Gegend, die Siegamberer (Sieganbauer) wahrscheinlich auch die Römer — hatten auf dem in schönerem Thale sich ganz einsam erhebenden Klosterberge eine Feste, die sie Siegburg nannten, und in deren Schutze sich die spätere Stadt anlehnte, deren

schon vor dem XI. Jahrhunderte Erwähnung geschieht. Die fränkischen Könige hatten auf dem Siegberge eine Pfalz (palatium); doch war dies nicht das Schloß Siegburg, das Karl der Große gegen die Sachsen bemannte, wie oft irrthümlich behauptet wurde, sondern jene sächsische Siegburg war Hohensiegberg in der Grafschaft Mark. Nach Karl dem Großen trugen die Pfalzgrafen bei Rhein, Hermann, Ehrenfried, Otto und Heinrich von Laah die Feste und das Städtlein Siegburg vom Kaiser zu Lehen. Ehrenfrieds Enkel, der heftige und unruhige Heinrich, auch mit dem Beinamen der Tolle (furiosus) bezeichnet, wurde als Unruhstifter und besonders, weil er das Erzstift Cöln von seiner festen Nachbarburg aus mit schrecklicher Fehde heimgesucht hatte, in Bann und Reichsacht verfälligt, von einem Rächerheere, das der Erzbischof Anno II. von Cöln anführte, geschlagen und gefangen nach Cöln geführt. Dort mußte Heinrich zur Sühne der Acht und des Bannes die Siegburg an Anno abtreten und seiner jungen Gemalinn Mathilde, seinen reichen Besitzungen entsagend (1056) mit beschorenem Haupte in das Kloster Görz wandern. Doch nur der Gewalt hatte der störrige Pfalzgraf sich gefügt; in stiller Zelle sann er auf blutige Rache, entfloh dem Kloster, sammelte ein Heer und fiel verwüstend in das Erzstift ein. Der glückliche Erfolg seiner Waffenthaten hatte seinen Heerbann vermehrt; er drang von Andernach herab sogar bis Cöln vor, belagerte dort den Erzbischof und gedachte die Herausgabe seiner Güter zu erzwingen; allein Anno, ein eben so tüchtiger Feldherr als einsichtsvoller Staatsmann, rief das Erzstift, die Bürger und die nahewohnenden Fürsten zu den Waffen, stellte sich von neuem an die Spitze eines gewaltigen Heeres und schlug den Pfalzgrafen in einem entscheidenden Treffen, so daß dieser auf sein Schloß Kochheim an der Mosel, wo sich auch seine junge Gemalinn Mathilde befand, flüchten mußte. Dort saß er am Tage nach seiner Ankunft vertraulich kosend neben seiner Gattinn, aber in einem Anfall von Wahnsinn, von welchem er schon früher Spuren gezeigt hatte, sprang er rasend empor, ergriff die Streitaxt, schlug die Un-

schuldige zu Boden, und hieb ihr das Haupt ab, welches er von Blut bespritzt unter seinen Hauptleuten, die eben im Schloßhofe die Reisigen übten, lautlachend und den unglückseligen Mord als Heldenthat preisend umhertrug. Die eigenen Dienstleute, von Mitleiden und Unwillen bewegt, bemächtigten sich seiner, und brachten ihn nach Trier, und, weil sein Wahnsinn fortdauerte, bald nachher in die Abtei Echternach, wo er in Kurzem starb. Da hatte der Erzbischof Anno den ungestörten Besitz des so erledigten Reichslehen erlangt, und er gab nun der Feste Siegburg eine solche Bestimmung, daß sie dem Erzstifte nie wieder gefährlich werden konnte. Er gründete zwischen den Kriegsmauern eine Benediktinerabtei und schenkte ihr den Berg und die Herrlichkeit Siegburg mit vielen Gütern und Gerechtsamen zu ewigen Zeiten. Seiner früheren Bestimmung wegen, nannte er den Berg nach dem himmlischen Kriegsfürsten Sanct Michael, und erwähnt in der Stiftsurkunde die Ursache nämlich:

»»Damit alle jetzt lebende und künftige Rechtgläubige »erfahren, weßhalb wir auf diesem Berge ein Kloster »errichtet, und ihm den Namen des heil. Michael bei»gelegt haben, so sei hiermit kund, daß wegen der »natürlichen Festigkeit dieses Ortes streitsüchtige und »verwegene Männer hier mehrmals gehauset, denen »Bosheit zum Gesetz, Mord und Raubluſt zur Ge»wohnheit geworden zu sein schien, und welche ihre »Räubereien nicht nur gegen ihre Nachbaren, sondern »auch gegen die Güter unserer Kirche ausübten, wel»ches wir nicht nur von den Einwohnern erfahren, »sondern auch selbst in unsern Tagen zum größern »Nachtheile unsrer Kirche selbst gesehen und empfun»den haben. Aber der Allmächtige, der Alle, die auf »ihn hoffen, nicht verläßt, hat diese Kirchenräuber »dahin gebracht, daß sie nicht nur von ihrem Unterneh»men abgelassen, sondern auch diesen Berg mit seinen »Wohnungen der Gewalt des Apostelfürsten Petrus »übergeben haben. Wir aber haben dieser Wohlthat »des Himmels eingedenk, diesen Ort, den die Diener »der Hölle zum Verderben der Seele vorher bewohnten,

»zum Heile derselben ausgewählt und zu einem Gottes»hause umgeschaffen u. s. w.««

Nach einem sechsjährigen Baue waren Zellen und die Klosterkirche vollendet; am 22. September 1066 vollzog Anno die feierliche Einweihung und übergab die Abtei den zwölf Benediktuspriestern, die er zu diesem Zwecke aus dem Kloster Fruttuaria in Piemont verschrieben hatte. Erpho wurde zum ersten Abte, Reginhard zum Prior erwählt, und bald stieg die Anzahl der Mönche bis über fünfzig. Papst Alexander II. und Kaiser Heinrich III. bestätigten die Stiftung und schützten sie in allen ihren jetzigen und zukünftigen Besitzungen. Siegburg wurde die bedeutendste Abtei des Landes. Der Stifter, welcher mit der Stadt Cöln in unselige Zerwürfnisse kam, und durch seine unmenschliche Härte sowohl als durch verschiedene Eingriffe in die Privilegien der Reichsstadt, den freiheitsstolzen Bürgern verhaßt, und von denselben mehrmals bekämpft wurde, verließ die Hauptstadt seines Sprengels und hielt sich meistens in der Abtei auf, die er auf alle Weise förderte, und unter andern auch mit einer Menge Reliquien — damals ein großer Schatz — bedachte, die in reichverzierten Kasten bis jetzt aufbewahrt wurden. Er starb am 4. Dezember 1075 in Cöln, und wurde zu Siegburg in einem Grabmale, das er sich selbst gewählt hatte, beigesetzt. Vierhundert und dreißig Wunder, die man ihm zuschrieb und seine Verdienste um die Erhebung der geistlichen Macht, verschafften ihm im Jahre 1188 noch die Heiligsprechung. Aus dieser Zeit hat man über ihn einen herrlichen Lobgesang in altdeutschen Versen, der ihm alle erdenkliche Tugenden beilegt. Leider darf man damit seine Thaten, wie sie von weltlichen Zeitgenossen und namentlich von der glaubwürdigen Cölnischen Chronik erzählt werden, ohne Mißklang nicht vergleichen. Anno, ein Graf von Dassel, war nicht allein in den Waffenübungen, sondern auch in allen damaligen Wissenschaften bewandert, und äußerte einen mehr als gewöhnlichen Geist. Als Probst in Goslar lernte ihn Kaiser Heinrich III. kennen und schätzen; er machte ihn zu seinem Kanzler, und endlich gar zum Erzbischofe von

Cöln, denn die Kaiser hatten damals noch das Recht, die Erzbischöfe zu ernennen und vergaben diese Pfründen an solche Männer, deren Ergebenheit sie gewiß waren. Zwanzig Jahre hindurch hat Anno die erzbischöfliche Würde getragen, eine zeitlang sogar, nachdem er sich der Erziehung des minderjährigen Heinrich IV. durch List und Gewalt bemächtigt, als Reichsverweser die Angelegenheiten des Staates gelenkt, und sich als einen thätigen geistvollen Herrscher gezeigt. Der Jetztwelt, welche sogar sein Grabmal nicht mehr zu zeigen vermag, eine aus den widersprechendsten Nachrichten gesammelte Beurtheilung seines Charakters zu entwerfen, mögte wohl ein undankbares Unternehmen sein. Er ruhe im Frieden! —

Schon bei der ersten Stiftung hatte Anno den Keim zu dem nachherigen großen Reichthume der Abtei gelegt. Obwohl in dem Lande der Grafen von Berg gelegen, waren die Klosterbesitzungen ein erledigtes Reichslehn, daher keinem Territorialherrn unterworfen, unmittelbar unter dem Kaiser stehend, die Abtei also eine freie Reichsabtei. Zwar nicht förmlich ausgedungen, aber ohne Widerspruch des Abtes führten Anno und seine Nachfolger im Erzstifte die Schirmvogtei über das Kloster, und auf diese Weise den Erzbischöfen von Cöln, die auch solche damals noch die Jurisdiction in geistlichen Angelegenheiten aller Klöster ihres Erzstiftes besaßen, untergeben, kam die Reichsunmittelbarkeit doch nicht zur Sprache, bis sie nachher, als die Territorialherrschaft sich immer mehr entwickelte, eine Quelle vieler Irrungen wurde. Erzbischof Anno hatte in der Stiftungsurkunde gegen jeden, der sich dem Kloster zum Schirmherrn aufdringen würde, den Kirchenbann ausgesprochen, und Pabst Eugen III. befreiete gemäß Urkunde vom 11. Febr. 1151 das Kloster sogar von der bischoflichen Gerichtsbarkeit und allem Einflusse der Erzbischöfe. Dieser Exemtionen wurden damals von Rom (der heil. Bernhard tadelt den Papst Eugen III. besonders deshalb) gar viele erlassen und aus offen liegender Politik allen Klöstern ertheilt, welche sich darum bewarben; doch wagte es Siegburg nicht gegen seine Erzbischöfe hiermit aufzutreten, weil

die immer mehr um sich greifenden Grafen von Berg, als die Besitzer des Landes mit ihrer Schirmvogtei droheten und die Aebte blos in dem Schutze der Erzbischöfen ihre Freiheiten behaupten zu können glaubten. Die Befestigungsmauern des Siegberges hatten der Wohnung des Friedens keineswegs weichen gemußt, auch das Kloster blieb noch eine feste für unbezwinglich gehaltene Burg, und mehrere Erzbischöfe pflegten zu Kriegszeiten dort und in der Stadt eine Besatzung zu halten, so daß der Ort dem Namen Sanct Michaelsberg nicht blos in Beziehung auf die Vergangenheit erhalten hatte. Auch die deutschen Kaiser trugen schon frühe zum Glanze der Reichsabtei bei, und schenkten ihnen nicht nur verschiedene einträgliche Gerechtsame, Gefälle und Güter, sondern bestätigten ihr auch mehrere Hoheitsrechte. So schenkte Heinrich IV. noch zu Anno's Lebzeit (1071) dem Kloster die Banngerechtigkeit und die Fischerei in Sieg und Agger; Heinrich V. bestätigte dem Abte Cuno (1122) auf seinen Gütern die Bergwerks- und Münzregale, die Gerichtsbarkeit in Stadt und Vogtei, den Zoll, Maaß und Gewicht u. s. w. So über Stadt und Land gebietend nahm die Abtei beständig zu an Frequenz, Ansehn und Reichthum. Schon zu Ende des zwölften Jahrhunders zählte man droben 130 Mönche, wodurch die Abtei um so größeren Reichthum erlangte, als sie durch apostolische Bullen ermächtigt war, die Güter derjenigen, die in das Kloster traten anzunehmen. Diese Gestattung aber wurde bald zu einem Gesetze für die Neulinge umgewandelt, welches sich lange erhielt. Um diese Zeit erwarb die Abtei auch viele Güter durch Schenkungen frommer Layen und von Adeligen, die durch Fehden verarmt oder als Kreuzritter ihre Habe verkaufen oder verpfänden mußten, in einer Zeit, wo außer den reichen Städten und Klöstern der größte Mangel herrschte. Der Abt besaß außer Stadt und Burgbann Siegburg, an hundert bedeutende Meiergüter; dann die Herrschaften Stralen bei Geldern und Hols bei Coblenz; die Probsteien St. Apollinarisberg bei Remagen, St. Cyriak an der Agger, Hirzenach bei Coblenz, Millen bei Heinsberg, Zülpich im Jülicherlande

und Krucht und Obergleiß bei Siegburg. Alle diese Probsteien waren kleinere Klöster und mit viele Gütern bedacht, deren Einkünfte der Abtei zuflossen, welche diese Filialen durch von ihr ernannte Pröbste dirigirte, und allen standen Patrimonialgerichtsbarkeiten, Patronatrechte u. s. w. zu. In der Herrlichkeit Siegburg, wozu auch Troisdorf und Wolsdorf gehörten, ließ sich der Abt von jedem Einsassen förmlich huldigen und jeder Bürger, deren Zahl sich auf mehr als 500 belief, war zum Wacht- und Kriegsdienste verpflichtet und mußte unter seinem Rottmeister dem Aufgebot des geistlichen Grundherrn folgen. So war denn der Abt von Siegburg mächtiger, als mancher damalige Fürst, allein eben dies reizte den Neid zur Beeinträchtigung. Als mehrere Erzbischöfe aus dem bergischen Grafenhause nacheinander über das Erzstift Cöln geboten, eigneten sich die Grafen von Berg das Schirmvogteirecht über Siegburg an, sie baueten ein Schloß innerhalb der Stadtmauer auf der Stelle, die noch die alte Burg genannt wird, und erhoben die mit der Vogtei verbundenen Gefälle. Als aber Erzbischof Engelbert der Heilige, der zugleich auch Graf von Berg war, bei Gevelsberg (1225) erschlagen wurde und Graf Heinrich von Limburg ihm in der Grafschaft Berg folgte, so wollte die Abtei die bergische Schirmvogtei nicht ferner anerkennen, und es kam hierüber zu einer hartnäckigen Zänkerei, die mit einem Vergleiche (1230) endigte, nach welchem dem Grafen die Vogtei gegen einen Revers; daß diese nur auf seine Person und blos auf Lebenszeit nicht durch Erbrecht, sondern blos aus der Willkür des zeitlichen Abtes zustände, überlassen wurde. Jeder der folgenden Grafen mußte diesen Revers ausstellen, und außer einigen kleinen Zwistigkeiten, wobei auch der Abt oftmals mit der Stadt wegen seiner Oberherrlichkeit und verschiedener Gerechtsame in Zerwürfniß kam, blieb es also, bis im Jahre 1402 der Abt Pilgerin von Drachenfels, der auch mit der Stadt wegen verschiedener Anmaßungen und Bedrückungen in Streit befangen war, das Schirmverhältniß dem Herzoge Wilhelm aufkündigte und den Bergischen die Stadt

verschlossen hielt. Der junge Herzog Adolph, der eben mit dem Grafen von Heinsberg wegen Löwenburg in Fehde lag, und die Wichtigkeit des festen Platzes nur zu wohl einsah, setzte sich durch Hülfe der Bürger in den Besitz der Stadt und belagerte den Abt mit den geharnischten Mönchen auf ihrer noch immer sehr festen Akropolis. Der Abt aber vertheidigte sich heldenmütig, schlug die Stürmenden mit Nachtheil zurück und schoß die Stadt mit Feuerpfeilen in Brand, wodurch die Bergischen zur Rückkehr gezwungen wurden und darauf an den Gütern des Klosters ein zeitgemäßes Vergeltungsrecht ausübten mit Rauben und Verwüsten. Da mußte denn der Abt, trotz aller Protestationen, nothgedrungen die Schirmvogtei wieder anerkennen und Herzog Adolph und seine Nachfolger stellten die desfallsigen Reversalien aus wie bisher. Der Vogteigefälle aber waren wenige und dem Landesregenten war es bei der Schirmvogtei mehr um das Oeffnungsrecht zu thun und um die Beruhigung, keinen festen Platz seines Landes in feindlichen Händen zu wissen. Der Abt schuf wie bisher den Stadtmagistrat, übte die Gerichtsbarkeiten und nannte sich von Gottes Gnaden Abt der freiadeligen Reichsabtei Siegburg, Herrn daselbst und zu Hüls, Stralen, Euenheim und Weißkirchen. Die der Abtei unterworfenen Gerichte aber waren das Adlige Gericht in Siegburg und die Untergerichte in Troisdorf und Wolsdorf, die der Abt besetzte und deren Gefälle, Brüchten u. s. w. er mit dem Schirmherrn theilte. Von den beiden Untergerichten appellirte man an das ordentliche Gericht in Siegburg und von diesem in letzter Instanz an ein Apellationsgericht, das der Abt durch Commissare bildete. Auch ein Freigericht, zu welchem die Abtei Schöffen und Schultheis stellte, kommt im XIV. und XV. Jahrhunderte vor. Die Kaiser Maximilian I., (1512) Carl V. (1521) und Rudolph II. (1585) bestätigten der Abtei nach neuen Irrungen mit Berg, die freie Gerichtsbarkeit in dem Burgbanne Siegburg. Auch sollte sich die Abtei direkt an das Reichskammergericht in Wetzlar berufen dürfen und als Reichsstand fortwährend eine Stimme

auf den Reichstagen behalten, sowie sie wegen verschiedener Unterherrschaften auf den Jülichschen, Kölnischen und Clevischen Landtagen erschien. Um aber den einmal bestallten bergischen Vogt um die Brüchten zu prellen, ordnete der Abt eine Synode an, welche nicht nur in geistlichen Sachen entschied, sondern auch die allerweltlichsten Dinge, Polizeivergehen, Eigenthumsklagen und Kriminalsachen zum Gegenstande nahm.

Seit dem XIV. Jahrhundert findet man unter der abteilichen Genossenschaft, deren Kopfzahl selten unter 100 betrug, nur Adelige, und bei dem Zuströmen der Ordensneulinge erwirkte der Convent die päpstliche Bestätigung, daß blos Männer von altem Adel in dem Kloster aufgenommen werden sollten. Der Stolz auf diese Adelsrechte bewog auch den Abt das Siegburger Gericht, nämlich Amtmann, Schultheis und Schöffen blos aus Adeligen zu bilden und sogar die Stadtmagistrate vorzugsweise an Edlen zu ertheilen. Der Papst Clemens VIII. verlieh dem Abte Wilhelm von Hochkirchen (1603) die bischöflichen Insignien, wobei sich aber der Erzbischof von Cöln seine bischöflichen Vorrechte durch einen Revers des Abtes zu schützen wußte. Diese Willfährigkeit des Abtes ist um so auffallender, da viele minder mächtige Klöster direkt unter der ihnen vortheilhaften päpstlichen Jurisdiktion standen und die bischöfliche Gerechtsame den Klöstern kein geringer Druck war, denn blos für die Bestätigung der siegburger Prälatenwahl, floß in die erzbischöfliche Kasse eine Summe von mehr als 1000 Flr. und die Visitationen waren nicht minder lästig als kostspielig; doch bei der Entfernung Roms und der Waffenmacht des benachbarten Kurfürsten, hatte Siegburg das Schicksal aller kleinen Territorialherrschaften, die nicht für sich allein bestehen konnten und die abteilichen Gewaltherren ließen sich mit dem glänzenden Namen der Immedietät begnügen.

Erst mit der Reformation erlitt die Abtei empfindliche Stöße. Auch in der Stadt hatte die Reformation Eingang gefunden, und die Anhänger der neuen Lehrart begehrten sogar vom Magistrate, der auch einige pro-

testantische Mitglieder zälte, daß man ihnen einen Ort zum Predigen einräume. Jedoch die Nähe und die Obmacht der Abtei erstickte die ihr gefährliche Neuerung schon im Keime. Ein Edikt vom J. 1566 vertrieb alle Unkatholische aus der Stadt und dem Burgbanne Troisdorf und Wolsdorf. Bei dem Kampfe zwischen dem protestantischen Erzbischofe Gebhard Truchseß und seinem Nachfolger Ernst von Baiern, welcher Kampf auch in der Nähe der Abtei wütete, hielt diese die Stadtthore verschlossen, mußte aber der Plünderung vieler unbewehrter Güter zuschauen. Größeres Unglück brachte der Erbfolgestreit, wegen der Länder Jülich-Cleve-Berg, zwischen dem Pfalzgrafen von Neuenburg und dem Churfürsten von Brandenburg, welche die Stadt und Festung durch List und Gewalt in Besitz zu nehmen trachteten. Doch der zeitliche Abt, von beiden protestantischen Fürsten nichts Gutes erwartend, erklärte die Schirmvogtei mit dem Tode des Erblassers Johann Wilhelm für erloschen und dem zeitlichen Prälaten anheimgefallen. Er schloß den Erbprätendenten die Stadtthore, ließ die angeschlagenen Besitznahmepatente der Fürsten abreißen und beschloß Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Doch kam im J. 1613 ein Vergleich zu Stande, gemäß welchem der Abt gelobte, keine fremde Besatzung in seine Festung aufzunehmen, und die Fürsten versprachen Stadt und Abtei unangetastet zu lassen. Als aber im Herbste 1614 die brandenburgischen Truppen sich verschiedene Eingriffe in die Besitzungen der Abtei erlaubten, fand sich der Abt Gerhard von Kolf bewogen, eine kleine spanische Besatzung unter dem Namen einer kaiserlichen Schutzwache in seine Festung aufzunehmen, weßhalb der brandenburgische Hauptmann von Hatzfeld mit den bergischen Amtmännern von Windeck, Blankenbrug und Löwenburg und einigen tausend Soldaten und aufgebotenen Rittern und Bauern im Februar 1615 gegen Siegburg aufbrach und die Entlassung der gegen die Uebereinkunft aufgenommenen Spanier forderte. Weil dies hartnäckig verweigert wurde, begann eine förmliche Belagerung, bei welcher der Abt sich heldenmütig vertheidigte und durch wohlunterhal-

tenes Geschütz den Feind von der Stadt abhielt. Dieser eröffnete die Laufgraben, legte Schanzen an und setzte die Stadt so zu, daß dieselbe sich wohl nicht länger hätte zu halten vermocht, wenn nicht einige Kompagnien Spanier die Besatzung verstärkt hätten, worauf Hatzfeld am 22. März 1615 die Belagerung aufgab und sich nach einer Plünderung und Verheerung der benachbarten Klostergüter zurück zog. Besonders die Probstei zu Obergleiß, wo sich ein großer Vorrath von Wein, Viehheerden und Lebensmitteln vorfand, wurde gänzlich ausgeplündert und sogar die geweiheten Gefäße wurden aus der Kirche weggeraubet. — Im Jahre 1622 waren die Klostergüter einer neuen Beraubung durch die Truppen der holländischen Generalstaaten ausgesetzt; doch blieben Stadt und Abtei unangetastet, bis zehn Jahre darauf der schwedische General Baudissen, der vom Westerwalde herab gegen Cöln rückte, die Stadt und die Klostercitadelle mit Sturm einnahm. Der Abt, Bertram von Bellinghausen, hatte sich bei der Kunde der feindlichen Annäherung über den Rhein geflüchtet, und ein großer Theil seiner Kleinodien, Wein, Getreide, Waffen und Munition wurde die Beute der Feinde, die drei Jahre hindurch zum größten Drucke der Bewohner in der ausgeplünderten Stadt mit Uebermut schalteten, kein Eigenthum selbst das Kirchengut nicht achteten und die Bürger aufs äußerste quälten, wozu der Haß gegen die Katholiken viel beigetragen haben mag. Der Abt aber, nachdem er den schwedischen Commandanten Loyson vergeblich zu bestechen versucht hatte, rückte am 17. Juni 1633 mit 800 Mann churkölnischen Truppen vor seine Stadt, in der Absicht dieselbe zu überrumpeln; doch die schwedischen Schildwachen waren auf ihrer Hut, die schon angelegten Sturmleitern wurden umgestürzt und die Stürmenden mit großem Verluste zurück getrieben. Eine Unternehmung, die der kaiserliche General Graf Mansfeld mit 6 Kanonen auf des Abtes Geheiß gegen Siegburg machte, mißglückte gleichfalls und der regierende Abt mußte daher mit Hinterlassung seiner Herrlichkeit wieder nach Cöln ziehen, wo er mit seinem Convente den Siegburgerhof

bewohnte, bis die Schweden nach einem Vertrage mit Neuburg die Schlösser Windeck und Blankenburg, sowie auch die Stadt und Abtei Siegburg räumten. Da zog der Abt mit seiner Genossenschaft wieder ein auf sein befreites Zion, und eine neuburgische Besatzung sollte ihn vor ferneren feindlichen Anfällen sichern. Aber die Eintracht mit den Neuburgern dauerte nicht lange, die Immedietät der Abtei wurde wieder bestritten, und eine Kriegssteuer, die der Stadtkommandant ausschrieb, empörte die Bürger. Da unterhandelte der Prälat heimlich mit den Oestreichern, die auf der andern Rheinseite cantonirten. In Bauern verkleidete Soldaten bemächtigten sich Heu- und Strohkarren scheinbar zum Verkaufe bei sich führend der Thore und der kaiserliche Obrist Mauter stürmte darauf so schnell in die Stadt, daß die 400 Mann Neuenburger sich nicht förmlich zur Wehre setzen konnten und größtentheils gefangen wurden. Die Oestreicher zogen bald darauf wieder ab und ließen den Abt von Bellinghausen als unumschränkter Herrscher seines kleinen Staates schalten; allein Pfalzneuburg wandte alles an, diese Unumschränktheit zu verleiden. So belegten die Neuenburger die Stadt im Jahre 1652 wiederum mit einer Kriegssteuer, und weil der nunmehrige Abt, Johann von Bock zu Patteren dieselbe verweigerte, so nahmen sie zwei Siegburger Bürger gefangen und führten sie nach Düsseldorf. Der Prälat dagegen, der sich auch von Gottes Gnaden nannte, sperrte acht bergische Unterthanen ein und der Herzog von Berg, Philipp Wilhelm von Pfalzneuburg, mußte, also überboten von diesen Zwangsmitteln durch einen Vergleich abstehen, gemäß welchem die Gefangenen freigegeben und friedliche Abhülfe der Irrung versprochen wurde. Doch schon im folgenden Jahre kamen ähnliche Zerwürfnisse, wobei die Güter des Prälaten für die ausgeschriebenen Kriegslasten herhalten mußten, und dieser, solcher Quälereien endlich überdrüssig, auch von nahenden schwedischen und brandenbungischen Heerhaufen geängstigt, schloß sich dem Landesherrn in einem Schutz- und Trutzbündnisse (1665) an, wornach Abt Johann von Bock das Schirmvogteirecht dem Herzoge

zuerkannte, die Ernennung eines Commandanten von Siegburg aber bei dem Prälaten blieb, der auch die Stadtschlüssel in Verwahr und die Parole zu ertheilen haben sollte. Der Herzog übernahm die Verpflegung der Truppen, welche ihm und dem Abte gemeinsam den Eid der Treue leisten mußten. Darauf wurde der Bruder des Prälaten, der Obristlieutenant Werner von Bock zum Commandanten und Befehlshaber über die 300 Mann starke Besatzung ernannt, und der Abt erhielt außerdem eine Leibwache von 12 Heiducken, die ihm allein zuschworen. — Von allen andern unmilitärischen Verhältnissen war in dem Vertrage gar keine Rede gewesen und der Herzog machte hier bald solche Eingriffe, daß der Prälat von Bock in seiner unbeschränkten Herrscherwürde verletzt und geängstigt schon einen andern Schirmherrn zu erwählen gedachte. Doch ein Gewaltstreich gab der Sache auf einmal eine andere Gestalt und stürzte die geistliche Oberhoheit auf immer darnieder. Der herzogliche Feldmarschall von Virmont rückte (1670) in die Stadt, besetzte die Klosterfestung, bemächtigte sich des Geschützes und nahm alle Waffen, sogar die Jagdgewehre der Geistlichen weg. Der hierüber empörte Prälat rief die ganze Christenheit zu seinem Schutze und zur Rache auf; der Kaiser, die Churfürsten von Cöln, Mainz und Trier und mehrere andere Fürsten droheten dem Herzoge Philipp Wilhelm, allein dieser vertheidigte sich mit längst erworbener Landeshoheit, versprach das Kloster in seinen geistlichen Rechten nicht zu kränken und beharrete in seiner Stellung. Dazu gewann er den Convent und brachte denselben dahin, den hochfahrenden Prälaten von Bock abzusetzen. Der Abt wurde von der angeordneten Commission vorgeladen, und, weil er nicht erschien, die Absetzung ausgesprochen. Die geistlichen Herren zu Siegburg waren in großer Spannung, gegenseitig war man geschäftigt mit Beschuldigungen und Neckereien, die oft zu Thätlichkeiten übergingen; doch die bockische Parthei zog den Kürzern, sie wurde aus der Abtei, wie aus den Probsteien verjagt und der Prälat mußte gegen ein Jahrgehalt auf seine Würde verzichten. Der Cardinal Bernhard, Gustav von Baden-

Durlach, gefürsteter Abt zu Fulda wurde zum Administrator der Abtei Siegburg erwählt, und dieser schloß mit dem Herzoge von Berg (1673) einen Vergleich, gemäß welchem die Befestigungsmauern der Abtei geschleift, das neuburgische Militair zurückgezogen und der Herzog als erblicher Schirmherr anerkannt wurde. Drei Jahre nachher ging auch die vielbestrittene und so lange hartneckig vertheidigte Reichsunmittelbarkeit der Abtei in dem sogenannten Erbvergleiche vom 16. Mai 1676 zu Grabe. Der Prälat und die Kapitulare zu Siegburg verzichteten zu ewigen Zeiten auf die Immedietät des Gotteshauses, der Stadt und Vogtei Siegburg und cedirten alle ihre desfalsigen Ansprüche dem Landesherrn und dessen Nachfolgern; die Abtei erkannte ihre bisher ausgeübte Oberhoheit als eine bergische Unterherrschaft und nahm die Jülich-bergische Landes- und Polizeiordnung auf. Der Abt aber behielt als Grund-, Erb- und Unterherr die Rechte und Gerichtsbarkeiten eines solchen, durfte in Stadt, Vogtei und Burgbann die Schultheise, Schöffen, Bürgermeister, die Vorstände der Zünfte u. s. w. ernennen blieb im Genusse des Judengeleites, der Brüchten, Accissen, des Erbzinses, Zehnten, der Rauchhühner u. s. w., mußet aber die herzogliche Steuerumlage in Stadt und Vogtei gestatten, wogegen er die Zusicherung des ungekränkten Besitzes aller abteilichen Güter und des landesherrlichen Schutzes erhielt. Dieser Vertrag wurde von beiden Seiten bis zur Aufhebung des Klosters pünktlich eingehalten.

So war denn der zeitliche Prälat, der früher gleich einem unumschränkten Fürsten über Land und Leute auf seiner festen Felsburg geboten hatte und dort zwischen Sieg und Agger, wie keine Zinne auch keinen Herrn über sich sah, in weltlicher Hinsicht zu einem bergischen Unterthanen herabgesunken, sein Hoheitstitel von Gottes Gnaden, seine Staatskanzlei waren untergegangen; aber die Abtei wie die Stadt hatten dabei unendlich viel gewonnen. Abgesehen davon, daß es mit dem Zwecke einer Klosterstiftung und der gänzlichen Losreißung von der Welt, die der Mönch gelobte im Widerspruche stehet, daß ein solches Stift sich

der höchsten Weltmacht und des irdischen Hoheitsprunkes anmaßt, kamen durch eben die Prärogative einer solchen weltlichen Herrlichkeit die strengeren Klostervorschriften außer Acht, Zänkereien zogen von dem wahren Zwecke des Mönchthumes ab, der Verkehr mit Waffen und Soldaten führten Zuchtverfall und Sittenlosigkeit herbei. Die Stadt aber, die sich gegen einen so mächtigen Herrn wie der Herzog von Berg doch auf die Dauer nicht hätte halten gekonnt und die, wäre dies auch möglich gewesen, auf sich beschränkt hätte fallen gemußt, trat in den freieren Verkehr mit der Nachbarschaft; mit ihrer Festung fiel auch das Hemmniß ihres Handels, und die mäßigen Landessteuern drückten nicht so sehr, als die Belagerungen und Verheerungen, die nun von dieser Seite für immer ein Ende hatten.

Kaum aber war der unselige Unmittelbarkeitshader beigelegt, als ein aus der Ferne hereinbrechendes Kriesunglück Sadt und Abtei bedrückte. In der streitigen Erzbischofwahl zwischen Joseph Clemens von Baiern und dem Kardinal von Fürstenberg hatte letzterer die Franzosen zu Hülfe gerufen, welche Bonn besetzten und einen Haufen von 2000 Mann nach Siegburg schickten und diesen Punkt zur Vormauer ihrer Unternehmung zu befestigen. In der Nacht vom 18. bis 19. Dezember 1688 erschienen die Pfalzverwüster vor der Stadt, und weil man ihnen die Thore nicht öffnete, stiegen sie über die Mauern und plünderten und mißhandelten alle Einwohner auf schreckliche Weise. Dann wurde die Stadt gezwungen die zur Befestigung nothwendigen Materialien herbei zu schaffen, und alle Bürger ohne Ausnahme mußten an den neuen Werken arbeiten. Dabei erlaubten sich die Franzosen jeder Ausschweifung, thaten den Weibern Gewalt und verübten in ihrem Uebermute die größten Schandthaten. Doch schon am 12. März 1689, als der Churfürst von Brandenburg noch vor Vollendung der Festungswerke heranrückte, zogen die Barbaren ab, nachdem sie die Abtei und die Stadt auf beispiellose Weise beraubt und ausgesogen hatten. Erst mit der Eroberung von Bonn und der Vernichtung der dortigen Besatzung (24. Juli

1689) endigte das Unglück dieses Krieges, für Siegburg, denn von den Durchmärschen der deutschen Truppen belästigt und durch einen Ueberfall der Franzosen, wobei sogar die Auelgasse von ihnen in Asche gelegt wurde, heimgesucht, hatte die Erschöpfung noch nicht ihr Ziel erreichet. — Als darauf in dem siebenjährigen Kriege sich die französischen Truppen der Sieg näherten, flüchtete der Prälat Christoph von Hagen mit seiner Genossenschaft und aller beweglichen Habe nach Cöln, während welcher Zeit die Stadt sowohl als auch die abteilichen Güter bis zum Jahr 1758 aufs äußerste belästigt und ausgeplündert wurden, so daß es lange Zeit zur Erholung bedurfte. Doch kaum waren diese Kriegsunglücke vergessen und die Schulden der Abtei getilgt, als sie von einem neuem Unheile heimgesucht wurde. Eine Feuersbrunst brach am Neujahrstage 1772 im Innern der Klostergebäude aus, und weil bei dem Wassermangel auf dem hohen Felsberge der Zerstörung nicht gleich Einhalt gethan werden konnte, griff dieselbe so schnell um sich, daß bald alle Abteigebäude in lichten Flammen standen und mit Ausnahme der Klosterkirche in Schutt und Asche versanken. Der damalige Prälat Ferdinand Gottfried von Schaumburg ließ darauf das jetzige Klostergebäude, das an Pracht, Festigkeit und Zweckmäßigkeit sich vor allen nachbarlichen Abteigebäuden auszeichnete, mit großen Kosten zur Zierde des Landes aufführen und die Ruinen der ältern Gebäulichkeiten wegschaffen. Seit Anno's Umgestaltung war in jedem Jahrhunderte an den Festungswerken sowohl, als an den Friedenswohnungen des Siegberges gebauet worden, und sehr wenig mochte wohl von den ersten Klostergebäuden noch vorhanden sein, da besonders nach der Schleifung der Festungswerke durch den Kardinal-Administrator die Klostergebäude sehr verändert und verschönert wurden. Sogar die vom Brande verschonte Kirche ist ein Werk neuerer Zeit und wurde unter dem Prälaten von Bock (1667) vollendet, der wie seine beide Vorgänger Bertram und Gerhard mehrere der alten Conventgebäude abriß und neu aufführte. Nur die unter der jetzigen Kirche befindliche Begräbnißhalle ist ein Werk des ersten Stifters. Waren

aber die früheren Klostergebäuden viel ausgedehnter wie die heutigen, so daß jene die ganze Stirn des Siegberges in all seinem Umfange einnahmen und umschlossen, so bestanden sie aus meistens kleinern Gebäuden, die, wie sie nach und nach das Bedürfniß der Erweiterung hervorgerufen hatte, in keinem symetrischen Zusammenhange standen und den Beschauer im Zweifel ließen, ob er dort eine Bergstadt, eine Festung oder eine Wohnung des Friedens erblicke. Auch die Stadt hat an ihrem früheren Umfange bedeutend verloren.

Dem durch vorhergegangene Kriegsunfälle und durch den kostspieligen Klosterbau erschöpften Wohlstande der Genossenschaft wurde forthin keine Ruhe, sich zur früheren Blüte empor zu schwingen. In dem französischen Revolutionskriege gingen (1794) sämmtliche Güter, die jenseits des Rheines lagen, wie auch namentlich die reichen Probsteien zu Millen, Zülpich, Hirzenach und Apollinarisberg verloren. Als die Franzosen über den Rhein kamen, wurde die Abtei wie die Stadt und Umgegend mit Einquatierung belästigt, geplündert und ausgesogen. Reiche Abteien wurden damals als die Gasthöfe für den Generalstab der republikanischen Armeen angesehen; aber die ungebetenen Gästen verlangten von den Wirthen außer den Speisen auf der Schüssel noch eine Lage von Goldstücken unter derselben. Pferde, Wein- und Getreidevorräthe wurden weggenommen, nichts so Geringes, nichts so Kostbares, nichts Geheiligtes war sicher vor den Räuberhänden der Fremdlinge, und als der Abt die vielen Gelderpressungen nicht mehr bezahlen konnte, wurde er über den Rhein gefangen geführt, bis er den unverschämtesten Forderungen der Freiheitspredigen genügt hatte. Und kaum war Friede mit Frankreich, da wurde (1803) durch den König Maximilian Joseph von Baiern das Kloster aufgehoben; seine sämmtlichen Güter wurden für Statseigenthum erklärt und die Mönche stiegen von dem Berge des heiligen Anno herab in die Welt, der sie abgeschworen hatten und die sie jetzt mit einer (im Verhältnisse zu ihrem frühern Wohlleben) geringen Pension für die

Entsagung der Entsagung entschädigte. Nur eine Zeit, wie die damalige, wo aller Sinn für das Heilige durch die Greuel einer leichtfertigen Nation erlosch, wo selbst der Königsmord als eine Handlung der Gerechtigkeit in Paris beschönigt wurde, vermochte mit den Klöstern alle übrigen milden Stiftungen zu zernichten. Man dachte nicht daran, wenigstens das Gute der Stiftungen bestehen zu lassen und einen Theil der Güter zu dem Zwecke, wofür sie geschenkt waren, zu erhalten und die ausgearteten Cönobien in Waisen-, Kranken- und Irrenhäuser zu verwandeln. Weniger die Mönche als die Menschheit ist hier zu beklagen; der Glaube an die Menschheit ist dadurch verloren gegangen, da das Jahrhunderte hindurch für heilig Gehaltene in blinder fanatischer Wut gestürzt wurde. Die Möglichkeit ähnlicher Stiftungen ist dadurch vernichtet. Was früher um Gotteswillen gegeben und mit Danksagung zu Gott empfangen wurde, wird jetzt als kalte Staatspflicht ertheilt und ohne Dank für den Besteuerten genossen.

Doch um nach der Schilderung der äußern Verhältnisse der Abtei zu der innern Einrichtung. Diese hatte sie mit allen Benediktinerabteien gemeinsam, wie auch das Leben der Mönche, ihre Sitten u. s. w. in allen Stiftern desselben Ordens gleichen Schritt hielten. Die Lebensrichtschnur war die Regel des heil. Benedikt, welche nicht nur geistige und körperliche Beschäftigung, Gebet und Arbeit, Mette und Vigilien, Feldbau und Handwerke in steter Abwechselung vorschrieb, sondern auch sogar die Zeit des Schlafens und Wachens, und die Beschaffenheit der Lager, wie Speise und Trank, Kleidung und Anstand auf's pünktlichste bestimmte. Freiwillige Armut, unverletzte Keuschheit und unbedingter Gehorsam waren die Hauptvorschriften für jeden Mönch, welche er vor seiner Einweihung feierlich zu halten beschwören mußte. Die übrigen Lebensvorschriften waren nicht minder strenge. Der Mönch sollte nach dem Willen des Ordensstifters todt sein für die Welt, er sollte mit ihr nicht mehr in Berührung kommen, er sollte ein übersinnliches Wesen darstellen. Als aber der Bene-

dictusorden in Siegburg einzog hatte er schon soviel von der alten Strenge verloren, daß diese blos noch von Hörensagen und als eine Antiquität bekannt war. Der große Reichthum des Stiftes brachte die körperlichen Arbeiten bald außer Gebrauch, die strengen diätischen Vorschriften wurden überschritten und endlich gar nicht mehr beachtet. Als Herrn der Stadt und der schönen Gegend, die sie auf ihrer Akropolis immer vor Augen hatten, wurden die Ordensgenossen vom Stolze ihrer Hohheit trunken, sie mischten sich in die allerweltlichsten Händel und vergaßen der Demut. Sehr treffend sagt schon der heilige Bernhard: Die Religion (Ordensregel) habe den Mönchen die Wohlhabenheit geboren, allein die Mutter sei von der Tochter verschlungen worden; aus dem Fette ihres Reichthumes wucherten die Mängel der Klöster hervor. Die ursprüngliche Ordensstiftung beabsichtigte die Bereicherung nicht, obwohl sie nur bei den Gelübden der Keuschheit und der Armut so sicher und glänzend erreicht werden konnte. Besonders letztere, welche den Einzelnen aller Sorge des Besitzes überhob, und ihn dabei alle Vortheile der Wohlhabenheit genießen ließ, war besonders gedeihlich und ein herrlicher Deckmantel, indem der Sage nach das Kloster nur für die Kirche und Heilige erwarb. Deren sichtbare Repräsentanten aber, die Päpste, gewahrten in den Klöstern den Schwerpunkt ihrer Macht und indem nun die Hierarchie empor wuchs, mußten auch die Klöster steigen. Weil aber diese sich dadurch von der Regel entfernten, und fortan blos zur Frohne Roms sich umgestalteten, mußten sie fallen, sobald die päpstliche Macht, die sie sonst auch noch in ihrer Ausartung erhalten hätte, zerfiel.

Der gesammten Ordensgenossenschaft stand ein Abt (Abbas — Vater) vor, welcher von dem Kapitel, d. h. der feierlichen Versammlung der Ordenspriester aus deren Mitte (ex gremio) gewählt und von dem Erzbischofe zu Cöln bestätiget wurde. Dieser Abt war der unumschränkte Herrscher seines Stiftes, durfte jedoch an wesentlichen Ordensvorschriften keine Aenderung vornehmen und hatte als ein berathendes Collegium das Kapitel, das er zusammen berief, zur Seite, sowie

er auch verschiedenen Beamten und Dignitarien aus den Geistlichen erwählte, die ihm in der Verwaltung seines Amtes beistanden. So ernannte er einen Prior und Suprior, die ihn in reingeistlichen Sachen vertraten, einen Kellner oder Präsenzmeister, der die Oekonomie, einen Thesaurar oder Säkelmeister, der die Kasse führte, einen Hospitalar, der für die Kranken und die Bewirthung der Fremden, und einen Cantor, der für den äußern Gottesdienst wachte. Auch die Ernennung und Absetzung der sieben Pröbste fand in der Willkür des jeweiligen Abtes, der die Probsteien und Filialklöster, wozu auch drei Nonnenklöster: Fürstenberg bei Xanten, Nonnenwerth und ein Nonnenkloster in der Stadt Siegburg gehörten, jährlich besuchte und sich Rechnung ablegen ließ. Doch kam Nonnenwerth später an das Kloster Gladbach, Fürstenberg ging zu dem Cisterzienserorden über, und die Siegburger Nonnen liefen in der Reformationszeit trotz aller Bitten und Ermahnungen des Abtes, mit Ausnahme der alten Abtissinn auf und davon, worauf sich eine Bettelmönchkolonie in dem verlassenen Gebäude niederließ. Der Abt wurde auf Lebenszeit ernannt; er durfte die Dignitarien, aber das Kapitel den Abt nicht absetzen. Sollte dieser aber abgesetzt werden, so geschah dies durch die Visitation, d. h. durch den Erzbischof, der für die innere Einrichtung des Klosters zu wachen hatte, und eine Commission nieder setzte, die solche Angelegenheiten untersuchte und zu Recht erkannte. War aber der Abt abgesetzt, so hatte das Kapitel wieder freie Wahl. Die jährliche Visitationen des Erzbischofs waren dem Abte sehr lästig und kostspielig; alle innere und äußere Verhältnisse mußten dem Visitator offen gelegt werden, der außer bedeutenden Gebüren auch die Verpflegung eines meistens großen Gefolges verlangte. Auch die päpstlichen Legater, die mit großer Umgebung von Kloster zu Kloster zogen und Privilegia gleichsam feil boten, waren in dieser Hinsicht sehr lästig, und weil solche Besuche wie die früheren Einquatirungen abkaufbar waren, so bediente man sich dieses Mittels zu Erpressungen. Der Abt hatte an-

fangs getrennte Einkünfte, die von den erzbischöflichen Visitationscommissarien regulirt wurden. Die Meierhöfe, die dem Abte zufielen nannte man daher Abtshöfe, die übrigen Mönchshöfe, welche Benennung sich noch häufig erhalten hat. Durchschnittlich belief sich das Einkommen des Abtes auf 2000 Reichthaler, wobei er aber die gewöhnliche Weinportion den Conventualen zu seinen eigenen Weingütern erhielt, und wobei noch die Bestimmung feststand, daß die Visitationscommission mit den Weinen des Convents bewirthet werden sollte, sowie dieselbe sich auch nach päpstlicher Gutheißung mit den regulären Speisen der Mönche begnügen mußte. Ueber die Bestimmung der äbtlichen Güter aber, gab es oft Mißhelligkeiten, die durch Vergleiche und neue Theilungen beigelegt wurden. So unter Abt Dietrich (1270), Adolph (1275), Dietrich III. (1317), Wolfhardt (1342), Pilgerin (1420) ꝛc. Zu außerordentlichen Ausgaben mogte der Abt mit dem Convente über Zuschüsse unterhandeln. Als aber die Klosterkasse gemeinsam wurde, gab es häufige Klagen über Verschwendung, und noch der Prälat Franz Bernhard von Westrem, der in fürstlichem Pompe durch unsinnige Verschwendung das Kloster in Schulden gestürzt, wurde im Jahre 1735 auf die Beschwerde des Convents abgesetzt. Vor ihrer Resignation auf die Immedietät traten die Aebte im Range des hohen Adels auf, hatten Sitz und Stimme auf der Reichsversammlung, nannten sich von Gottes Gnaden, ließen sich von der Stadt und Vogtei mit feierlichem Gepränge huldigen und führten außer den fürstlichen Insignien auch ein Schwert, das Zeichen der Criminalgerichtsbarkeit, im Wappen. Einige fuhren in einem Wagen mit sechs Pferden, hielten Läufer und Leibwache. Mehrere Aebte, namentlich Pilgerin von Drachenfels, von Kolf, von Büllesheim, von Hochkirchen, von Bock u. A. qualifizirten sich besonders zu Kriegshelden und schlugen manchen feindlichen Sturm mit Ernst und Tapferkeit von ihrem festen Zion zurück. Nur weil die unumwehrten Abteigüter sich nicht schützen ließen, ging die weltliche Unabhängigkeit der Prälaten zu Grabe — sie

selber zeigten Mut und Beharrlichkeit, diese auch mit den Waffen zu erhalten. Eine merkwürdige Schilderung des churbrandenburgischen Doctors von Langenberg, der zur Unterhandlung auf der umlagerten Klosterfestung zum Abte von Kolf (1614) ging, möge hier Platz finden. Er war eben bei dem Abte, als dieser sich zu einem Entwurfe des Friedensvertrages nieder setzte, da kam Kunde, daß einige bergische Edelleute um die Stadt ritten: »welches, sobald der »Abt gesehen, dermassen erzörnt worden, daß er seine »und die spanischen Soldaten auf die Wehr geruffen, »das grobe Geschütz richten und mit solcher Furia nit »anders spielen und rumoren lassen, als wenn der »Feind bereits zum Sturm angelauffen, und denselben »mit einem solchen Donnergeschrei wehren und abkehren »wollen; ja der Herr Abt selbst hat mit den Armen »bis an die Ellenbogen in der Pulvertonne gegrübelt »und ein so groß Geschrei und Allarm gemacht, alß »wenn der Hannibal vor der Pforte gewesen«.....

Die Reihenfolge der Siegburger Aebte gibt folgende Namens-Liste: 1) Erpho der Heilige, 2) Reginhard, 3) Cuno, wie sein Vorgänger gleichfalls heilig gesprochen, 4) Cuno II., 5) Adolph I., 6) Nikolaus I., 7) Gerhard I., 8) Gerlach, 9) Otto, 10) Gottfried, 11) Lambert, 12) Hermann, 13) Gottfried II., 14) Dietrich I., 15) Adolph II., 16) Niklas II., 17) Dietrich II., 18) Wulfart, 19) Bernhard von Lülsdorf, 20) Niklas III. von Lahnstein, 21) Dietrich III. von Horst, 22) Wulfhart II. von Nesselrath, 23) Pilgerin von Drachenfels, 24) Adolph III. von Vorst, 25) Rabod von Winderen, 26) Wilhelm Spieß von Büllesheim, 27) Wilhelm II. von Lülsdorf, 28) Johann von Nesselrath, 29) Gerhard II. von Plettenberg, 30) Johann II. von Fürstenberg, 31) Hermann II. von Wachtendonk, 32) Gottfried III. von Eill, 33) Wilhelm III. von Hochkirchen, 34) Gerhard III. von Kolf, 35) Bertram von Bellinghausen, 36) Johann III. von Bock zu Patteren, 37) Johann Bertram von Bellinghausen, 38) Bernhard Gustav, Markgraf von Baden-Durlach, 39) Melchior von Neuland, 40) Wilhelm Rüttger von Bellinghausen, 41) Eugen

Dietrich von Hoen, 42) Franz Bernhard von Westrem, 43) Georg Christoph von Hagen, 44) Gottfried Ferdinand von Schaumburg, 45) Franz Ferdinand von Seraing, 46) Johann Speyart von Woerden.

Die Zahl der Mönche, welche bei der Stiftung blos auf zwölf, nachher aber oft bis an 200 reichte, wurde von dem Erzbischof Heinrich von Virneburg im Jahr 1317 von 120 auf 90 herabgesetzt. Die Gesammtzahl der Geistlichen in den 7 Probsteien, welche mit denen im Kloster gleiche Rechte hatten, mogte sich etwas höher belaufen. Der Aufnahme in die Abtei ging ein Probejahr voraus, welches gewöhnlich in dem Filialkloster zu Obergleiß abgelegt wurde. Der Mönch mußte Priester sein und die Ordensregel beschwören. Vom XIV. Jahrhunderte ab nahm man nur Edelleute auf, und dann ging dem Probejahre auch noch eine Ahnenprobe voraus. So sehr entartete die Stiftung, in welcher früher weltlicher Stand und Namen schwinden sollte, daß die ritterliche Ebenbürtigkeit zur Bedingniß gemacht wurde. Später als sich die Lust zum Mönchleben bei dem Adel verringerte und die Genossenschaft immer geringer wurde, nahm man es mit der Ahnenprobe nicht so genau. Unter Mönchen und Aebten abere rscheinen vom XIV. bis XVII. Jahrhunderte Haussöhne aus den besten Fürsten- und Edelfamilien des Landes. Wie diese Herren sich aber in die strenge Ordensregel fügten, ist leicht denkbar. Man kann sich wohl einen kleinen Begriff davon machen, wenn man erfährt, daß Herzog Philipp Wilhelm bei seiner Besitznahme der Stadt und Entwaffnung der Abtei den Mönchen über 400 Jagdgewehre abnehmen ließ. Später tröstete er das Ordenhaus über den Verlust seiner Reichsstandschaft mit Verleihung verschiedener Jagdgerechtigkeiten, und doch war die Jagdausübung dem Mönche durch päpstliche Dekretale verboten! Schon früher und besonders im Jahr 1420 wurde der Benediktinerorden reformirt, aber die Strenge der Regel kam nie mehr zur Anwendung und bald nach einer Hauptverbesserung ging es toller wie zuvor. Besonders während des 30jährigen Krieges war der Convent verwildert; sein Antheil an den Kriegshändeln

hatte ihn den Gehorsam gänzlich vergessen gemacht; die Mehrzal empörte sich gegen den Abt und mißhandelten ihn und seine Getreuen mit Prügel und Schimpfworten. Der Mönch Werner von Hall stürzte in der Besoffenheit die Klostertreppe herab und brach den Hals. —

Zu der Klostergenossenschaft gehörten in der frühern Zeit auch die Conversen oder Laybrüder, welche die Ordensregel beschworen und mit den Mönchen zusammen lebten. Diese waren meistens Ritter, die sich von der Welt abwanden, um in der Klosterstille ihre Gemütsruhe zu erlangen suchten, aber keine Priester wurden. Die Zahl dieser Bekehrten war im Mittelalter eben so groß, als die der Mönchenpriester, und brachten dem Kloster großen Vortheil durch ihre Arbeiten wie durch Einbringung des Vermögens. Später, als sich keine solche Converse mehr meldeten und auch die Mönche Spaten und Hacke zu führen scheueten, nahm man Söldlinge zu Arbeitern auf, die man zwar auch Laybrüder nannte, aber deren Verhältniß von den eigentlichen ältern Conversen sehr verschieden war.

Statt der körperlichen Arbeit wurde den Mönchen später wissenschaftliche Bildung zum Gesetze gemacht, und dabei ist es besonders merkwürdig, daß aus dem Kloster Siegburg mehr namhafte Heilige als Gelehrte hervorgingen. Im 12. Jahrhunderte schrieben zwei ungenannte Mönche das Leben des heil. Anno; später lieferte ein Mönch Albert eine Geschichte der Päpste und der Kaiser. Die Siegburger Heiligen sind außer dem Stifter Anno die Aebte Erpho, Reginhart, Cuno und Gerhard, und die Mönche Conrad und Goswin. Wodurch sich aber die Stiftung Annos besonders verdient machte, ist die Verbreitung des Ackerbaues in der ersten Klosterzeit. Meierhöfe und Probsteien wurden in den wildesten Gegenden angelegt und durch sie unfruchtbare Wälder zu Aeckern umgeschaffen. Nach dem Ordensstifter Benedictus von Nursica, der auf dem Berge Monte Cassino in Italien das erste europäische Kloster stiftete, wählten die Benediktiner meistens nur Höhen zum Anbau, wogegen sich die Cisterzienser in der Thales Tiefe nieder ließen. Obergleiß und St.

Cyriac sind im Bergischen Beweise davon. Daß aber auch das Kloster Siegburg in der ersten Zeit durch Wohlthätigkeit in Armenspenden und Krankenpflege und durch Volksbildung, die besonders die Errichtung vieler Pfarreien ausspricht, unsere Dankbarkeit verdient habe, ist gewiß. Was übrigens die günstige Stellung der Klostergüterpächter betrifft, welche noch jetzt so oft zur Lobpreisung der Klöster laut wird, so war dies ein Mißverhältniß, das den übrigen Bauerstand mehr bedrückte als zum allgemeinen Besten gereichte; denn die Abtei, die für alle ihre Güter Steuerfreiheit genoß, mochte sich wohl den Pächtern bei geringen Fruchtpreisen mild erzeigen; allein die Pächter waren dadurch wenig gebessert und die Steuerpflichtigen mußten darunter leiden.

Die Geldeinkünfte des Siegburger Convents betrugen in der letzten Zeit bis 50,000 Reichsthaler. Doch waren bei der Aufhebung noch bedeutende Schulden, besonders Weinschulden vorhanden, was um so auffallender ist, als das Kloster so viele ergiebige Weinberge besaß. Und für diese Weinschulden wurde nach der Aufhebung den Gläubigern das Kloster Altenberg durch die damalige baierische Regierung übertragen. Daß ehrwürdigste historische Denkmal, das herrlichste Meisterwerk des alten Kunstsinnes unseres Landes ging dadurch in den Händen vor Handelsspeculante zu Grunde. So kleinliche Ursachen vermögen in einer fürs wahrhaft Schöne unempfänglichen Zeit das Erhabene in Trümmer zu stürzen, die man jetzt mit rühmlichen Eifer wieder herzustellen strebt.

Nach der Aufhebung blieb die Abtei Siegburg eine Zeitlang unbewohnt, bis die jetzige königliche Regierung die verlassenen Zellen zu einer Irrenheilanstalt einrichten ließ. Der Berg des heiligen Anno hat nun endlich die eigentliche Bestimmung der Klosterstiftung, Sorge für die leidende Menschheit, wieder erlangt, und der erhabene Stifter dieses zweiten Institutes hat dabei großmütiger gehandelt, als der des ersteren, denn dessen Hauptzweck war die Entfernung eines feindlichen Schlosses. Noch immer stralen die prachtvollen Gebäude der ehemaligen freiadligen Reichsabtei Siegburg,

fern in das Land der Berge und über den Rhein, ein Denkmal der Stürme und Einrichtungen alter Zeit, aber auch als ein Beweis, daß milde Stiftungen heutiger Zeit, wenn auch andern Ursprungs, doch eben so heilbringend und weniger der Ausartung ausgesetzt sind, als die des Mittelalters. —

XX.

Der Graf von Windeck.

(Eine bergische Volkssage aus der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts.)

Graf Windeck, Graf Windeck! wie siehst du so bleich
Als hätt'st du geschaut in des Unholds Reich,
Wo Schrecken und Schauern hausen?
Dir wanken die Kniee, dein Aug' es starrt!
Was hat dir geschlagen die Wunde so hart,
Was macht dir die Seele so grausen?
Herr Windeck, du edler, du glücklicher Graf,
Wohl groß ist das Leid, so dich betraf!

So höret! Zu Windeck im gräflichen Schloß
Die schönste der Blüten in Bertha ersproß,
Des Grafen holdseligem Kinde;
Herr Heinrich von Waldenfels hät sie geminnt,
Wohl war ihm der Vater gar freundlich gesinnt,
Kein Zweifel, daß er sie verbinde;
Doch als mit der Werbung der Ritter naht,
Der alte von Windeck die Freundschaft zertrat.

Da schnob er wie rasend die Liebenden an,
Er nannte die Minne den schändlichsten Wahn
Und schwur, sie auf ewig zu scheiden.
Ins Kloster sollt Bertha das liebliche Kind,
Und Heinrich, dem sonst er freundlich gesinnt,
Gebot er das Schloß zu meiden.
Graf Windeck, wie faßt dich unseliger Wahn?
Was ficht dich unschuldige Minne so an?

Die Schwester des Grafen, Mathilde war
Aebtissinn der heiligen Nonnenschaar
Zu Rheindorf; ihr hatte vom Lieben
Und daß er komme, wenn's Morgenroth graut
Die Tochter zu bringen zur Gottesbraut
Der zürnende Vater geschrieben.
Auch Bertha die schrieb's jetzt mit zitternder Hand
Und macht' es ihrem Geliebten bekannt.

Und wieder entbot er der bangenden Maid:
»Mein Liebchen um Mitternacht sei du bereit,
»Und dann laß weiter mich sorgen!
»Nicht zage du länger, ich schwör' es laut
»Zu Gott und den Heil'gen: dich soll als Braut
»Begrüßen der kommende Morgen!«
So schwur Herr Heinrich und hüllt sich in Stahl
Und trabte hinab in das dämmernde Thal.

Nacht war's, da flog er entlang der Sieg,
Dort bäumt sich das Roß, es scheucht und stieg
Und wollte nicht weichen von dannen.
»Was hast du, was willst du mein muthigstes Roß,
Viel hundertmal trugst du von Schloß zu Schloß
Mich sicher durch feindliche Mannen;
Jetzt scheuchst du so bange von felsigten Höhn
Hinunter in's brausende Wasser zu sehn! «

Und kosend sprach er manch freundliches Wort,
Doch wollte der Rappe nicht weichen vom Ort
Und setzte gar ängstlich zurücke.
Da sprang er unwillig vom Sattel und riß
Mit Mühe das Streitroß an Zaum und Gebiß
Hinunter bis über die Brücke.
Noch blickt' es scheuchend zum Felshang hin
Und rannt', als wollt es Gespenstern entfliehn.

Im Lichte der mildesten Mondennacht
Lag Windecks Schloß in schweigender Pracht,
Dort lastet so trauliche Stille;
Nur rauscht das Wasser und flüstert empor,
Von Fern klang Froschegequacke vom Moor,
Dazwischen Gezirpe der Grille.

Auch Nachtigallen, die waren noch wach
Und sangen hinüber vom rieselnden Bach.

Da schwiegen die Grillen, von Tritten gescheucht,
Die Zweige des Busches von Nachthau feucht,
Sie bogen zur Seit sich und rauschten;
Dort schlich der Ritter auf kundigem Pfad,
Den leis' er in mancher Nacht betrat
Wo ihn blos Heimchen belauschten.
Da droben erwartet hochwogende Brust
Den Retter, den Liebsten in Bangen und Lust.

Bald weint die geängstigte Grafenmaid
Im Arme des Ritters, ihr Herzeleid
Vergaß sie bei kosenden Worten;
Dann kam ihr das leidige Kloster im Sinn:
»O weh mir! wenn ich umschlossen bin
Von nimmer sich öffnenden Pforten,
Wo ewig den Liebsten beklagen ich muß,
Nicht labt dein Blick, dein Lächeln, dein Kuß!«

So sprach sie und schmiegt sich in Jammer und Schmerz
Dem Einiggeliebten ans pochende Herz;
Es redete weiter ihr Beben:
Das kündet der Trennung unendliche Noth
Viel grimmer als Sterben, viel herber als Tod. —
Wie mocht sie ohn Heinrich auch leben.
Und der zürnende Vater der liebenden Maid
Der hatte geschworen so schrecklichen Eid!

Da tröstet des Ritters betheurendes Wort:
»Bei Gott! ich bringe, mein Liebchen, dich fort
Vom rasenden, tobenden Alten;
Da drunten am Busch harrt unser das Roß,
Es trägt uns selbander zum sichern Schloß,
Dort wollen wir Hochzeit halten. —
Noch ruht hier Alles vom Schlafe berauscht,
Doch fort! eh' uns ein Späher belauscht!«

Wohl freudig, doch bangend schon folgt ihm die Maid
Auf steilem Pfade; es war auch Zeit,
Sollt' ihnen die Rettung gelingen;
Denn glühend die Rose des Morgens ersproß

Am östlichen Himmel, im dämmernden Schloß
Begunnten die Schwalben zu singen.
Und zwischen dem Zwitschern erreicht sie ein Ton,
Als wecke der Thürmer die Schlafenden schon.

Da drunten im Thal, in dem finstern Wald
Erreichten den harrenden Rappen sie bald,
Schon schwingt sich zum Sattel der Reiter,
In seinen Armen die zagende Braut,
Der pochte das Herz so ängstlich, so laut;
Doch hurtig jetzt flogen sie weiter,
Bald war verschwunden das drohende Schloß,
Bei scheidendem Mond forttrabte das Roß.

Nun fröhlich mein Liebchen, nun zage nicht mehr,
Denn finden sie droben das Nestlein leer,
So sind wir vor ihnen geborgen.
Wie jetzo die Erd' aus dem Schleier der Nacht
Auftauchet und stralet in blendender Pracht
Und grüßet, verschönet den Morgen,
Lacht unserer Lieb' ein heiterer Tag,
Ihn fördert der Hufen verdoppelter Schlag.

Blick' auf, mein Liebchen, am Himmelsrand,
Da glänzt es im Osten wie glühender Brand,
Dort reibt sich die Sonne die Augen;
Noch trüb ist ihr Blick ob bleichendem Thau —
Jetzt schüttelt sie alle die Tropfen zur Au,
Wo Blümchen die glänzenden saugen.
O schau! wie sie perlen und stralen im Gold,
So stralt mir dein Auge so milde, so hold!

Doch sende mein Liebchen, doch send' auch du
Die zitternden Perlen den Blümchen zu,
Vorüber ist Jammer und Weinen!
Wir haben im Rücken den hüllenden Wald,
Jetzt wird uns mein ragendes Felsschloß bald
Im Glanze des Morgens erscheinen!
Drum laß uns jetzt plaudern; den eiligen Lauf
Halt an mein Rappe, mein Renner verschnauf'!«

»»Ach! eile mein Liebster, mir ahnet, mir bangt,
Mein klopfendes Herz nicht zu kosen verlangt —

O wären wir erst nur geborgen!
Nicht kann mich erheitern der Sonne Pracht,
Im Herzen da dunkelt die wachsende Nacht,
Dort häufen sich quälende Sorgen —
Schau um mein Liebster, was brauset im Hain?
Weh! eiliger Hufschlag holet uns ein!««

»O nicht doch Bertha, aus Langeweil macht
Das Echo sich lustig; nach schweigender Nacht
Gibts wieder, was jetzt wir gesprochen,
Und Steinchen die rasseln bei jeglichem Schritt,
Das Echo macht unseren Hufschlag mit,
Auch hör' ich dein Herz laut pochen. —
O laß es die lauterste Wonne nur sein,
Das Regen des Herzens: jetzt bist du ja mein!«

»»Schau um, mein Theurer, horch! Rossegetrapp,
Es rasselt, es poltert vom Walde herab;
Ach Heinrich! wir sind verrathen —
Horch! hinter dem Busche, wie nahe der Ruf
Horch! helles Geschmetter vom hurtigsten Huf
Es haftet an unseren Pfaden!
Blick um, was flimmert dort blendender Schein?
Hilf Himmel! mein Vater, der holet uns ein!««

»Ich sehe den Alten, nur ruhig, mein Kind,
Dich tummle mein Rappe, fleug hin wie der Wind —
Gnug haben wir Vorsprung gewonnen!
Rasch über die Brücke, die stürz' ich gemach
In brausende Wogen, dann kann er nicht nach,
Dann Liebchen, dann sind wir entronnen.
Doch toller Rappe, was scheuchst du jetzt?
O Rappe greif aus, scharf sind wir gehetzt!«

Der Rappe sich bäumte, er scheuchte und stieg,
Er wollte nicht nahen der brausenden Sieg,
Er wollte von dannen nicht weichen;
Da half kein Spornen, da half kein Ruf,
Fest schien ihm gebannet das stampfende Huf,
Bald mußt' sie der Alte erreichen.
Es schluchzet, es weint die verbleichende Braut,
Voll Zorn's Herr Heinrich rückwärts schaut:

»Hier frommt kein Fliehn; schon stürmet daher
Der tobende Greis — so schütze die Wehr,
Stahl mag sein Wüten ihm dämpfen!
Sei ruhig mein Lieb, trau meinem Arm,
Bald werden entschwinden, so Sorg' als Harm,
Ich werde dir Rettung erkämpfen!
So laß ihn nur nahn, bald soll ihm vergehn
Die Lust dich als Nonn, in dem Kloster zu sehn!«

»»Mein Heinrich, viel lieber erwähl ich den Tod
Als klösterlich Leben, das grausam droht
Dich ewig auf Erden zu lassen;
Doch fühlt ich in meinem Herzen den Stahl
Viel tausendmal lieber, als müßt im Gemal
Den Mörder des Vaters ich hassen.
O rette, mein Trauter, die Noth sich vermehrt,
Doch laß es ruhen, das tückische Schwert!««

Und die bangende Jungfrau mit zitternder Hand
Den Mordstahl ihrem Geliebten entwand
Und warf ihn hinab in die Fluten:
»»Viel lieber säh dort ich versinken uns beid'
Als hier in dem grimmen, unseligen Streit
Den eigenen Vater verbluten!««
Der Ritter im Zorn jetzt spornet das Roß,
Daß Seite und Stachel voll Blutes floß.

Und links zu dem Hügel, zum dichtesten Wald
Setzt schäumend der keuchende Rappen alsbald,
Schon sind sie dem Alten verschwunden;
Denn dichtes Gehege, zertheilet vom Roß,
Wildrauschend den Weg der Flüchtigen schloß,
Den nie ein Reiter gefunden;
Doch dort der Streif von befreietem Thau
Er kündet die Spur dem Verfolger genau.

Wie klappernd der Hirsch den Dickicht durchtobt,
Und kundig die Kraft des Geweihes erprobt
An den ängstlich weichenden Dolden,
Durchbricht mit dem Helm und dem Panzer von Stahl
Der Ritter die Ranken und Dornen zumal,
Sein Arm ist ein Schild der Holden;

Doch folget Gebrauf und Halloh den Pfad,
Die Hetze des wilden Jägers sie naht.

Da bäumt sich der Rappe, der qualmend troff
Vor dräuendem Fels, der steil und schroff
Jetzt hemmt ein ferner Entrinnen.
Hier unter dem Felsen das Wasser erbrauf't,
Dort kommt der Alte heran gesauf't —
Was jetzo zur Rettung beginnen?
Dicht hinter dem Alten da lärmet der Troß,
Die Reis'gen und Knechte vom gräflichen Schloß.

»O Bertha, eh' uns der Verfolger erreicht,
Mögt mutiges Schwimmen uns retten vielleicht—
Wir mögen dem Himmel vertrauen!
Da hinter uns drohet des Kerkers Noth,
Vor uns liegt Rettung oder Tod,
Beid' führen zu seligen Auen!
Doch weh! die Tiefe, mich faßt ein Graun —
Ich wähn' in das Dunkel des Grabes zu schau'n!«

»»Nicht zage, mein Heinrich, so nah' ist die Qual—
O! rette mein Liebster, nicht bleibt uns die Wahl
Und ging es durch gierige Flammen!
Gott schützet die Lieb, Gott hilft ja dem Mut,
Und sollt' uns zum Tode verschlingen die Flut,
Dann bleiben wir immer beisammen!««
Da spornt er den Rappen, der setzet hinab;
Sie sinken umschlungen ins flutende Grab.

Und droben der Graf auf schroffem Gestein,
Er reibt sich die Augen, er blickt hinein
In die Flut und rufet den beiden.
Fort rauschen die Wasser in kreisendem Lauf,
Es steiget kein Roß und kein Reiter herauf;
Ihn faßt unsägliches Leiden.
Die Knechte auf dem tieferen Uferrand
Sie ziehen zwei starrende Leichen ans Land.

Die Mittagssonne so wonnig lacht,
Und zeiget der Wälder, der Auen Pracht;
Doch unter den Geisblattblüten
Und über den Blümlein blau und roth,

Da liegen die Treuen in starrem Tod,
Die Lippen, die Wangen verglühten.
Der jammernde Vater mit brechendem Blick
Der ruft sie vergebens ins Leben zurück.

»So seid ihr gesunken in ewige Nacht
Ihr Stralen, die freudig dem Alter gelacht —
O Gott! hart strafst du den Sünder!
Hätt' ich doch gesprochen, da es noch Zeit,
Daß Bertha den eigenen Bruder gefreit:
Noch lebten dem Vater die Kinder.
Viel klagte der Alte; am dritten Tag
Er bei den Geschwistern im Sarge lag.

Die Knechte, die jene bestattet zum Grund,
Die gaben die Mähre den Enkeln kund,
So hat sie sich weiter getragen,
Und hat sich erhalten bis Windecks Schloß
In morsche mosige Trümmer zerschoß,
Die trauernd aus Waldnacht ragen;
Wild strudelt die Sieg an der Felsenwand
Wo einst sie die Liebe behütet vor Schand.

Anmerk. In dem Kreise Waldbrühl, unweit des Dorfes Rosbach in der Gemeinde Dattenfeld, auf schroffer Felshöhe, deren Fuß die Sieg nmspühlt, lasten die gewaltigen Trümmer des weiland festen Schlosses Windeck. Der Umfang und die hochgethürmte Wucht der geborstenen, epheuumrankten Mauern deuten auf Bedeutendheit der Feste, die noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Amtmannswohnung des bergischen Amtes war, dem sie den Namen gegeben. Doch solch ein Gebäu ward nicht zum bloßen Amthause aufgeführt. Windeck war, ehe es an Berg kam, ein Grafenschloß. Mächtige Grafen, die von ihm den Namen trugen, hatten es erbauet, dort gewohnt und die schöne Landschaft an den Ufern der Sieg und des Brühlbaches beherrschet. Viele Sagen haften an den alten Trümmern, dunkle Sagen, die bis in die ferne Heidenzeit reichen, und von denen der traurige Ausgang des ältesten Grafenstammes von Windeck vorstehend gewählt und so erzält ist, wie er in dem Munde benachbarter, sagenkundiger Weilerbewohner noch fortlebt. Die Hauptmomente davon sind in der Landesgeschichte verzeichnet. Graf Conrad von Windeck hatte seine Jugend in Kampf und Gefahren verbrauset und nachdem er

dem von dem heil. Bernhard gepredigten Kreuzzug beigewohnt hatte, verlebte er die Tage seines Alters ruhiger im väterlichen Schlosse, den Krieg mit der Jagd vertauschend. Bertha, seine Tochter war seine Freude. Deren Liebschaft mit dem Ritter Heinrich von Waldenfels und beider trauriges Ende gehört der Sage an.

Kaiser Friedrich II. befand sich gerade auf dem großen Hoftage zu Aachen, als (im J. 1174) die Dienstmannen von Windeck dorthin das Schild und den Helm des Grafen Conrad brachten und vor den Thron des Kaisers niederlegten, zum Zeichen, daß er jetzt das erledigte Lehen wieder zu verleihen habe. Der Kaiser aber belieh den Grafen Engelbert I. von Berg zum Lohne vieler treuer Dienste mit der verwaiseten Grafschaft, die hinfort zu aller Zeit bei Berg blieb. Zwar hatte Graf Conrad noch Seitenverwandte hinterlassen, und diese murreten über diese Belehnung als eine Verkürzung ihrer Anrechte; aber der Machtspruch des Kaisers beschwichtigte die Beschwerden der Unzufriedenheit, bis endlich unter Friedrich I. Enkel, Friedrich III., dem Weisen, ein sächsischer Graf Heinrich Raspo oder del Rauhe genannt, der auch nachmals seine Hand nach der deutschen Kaiserkrone ausstreckte, die Grafschaft Windeck als ein rechtliches Erbe in Anspruch nahm. Der Graf Heinrich I. von Berg aber kaufte dem Grafen Raspo seine Ansprüche für 600 Mark Silbers ab, und forthin wurde die kaiserliche Belehnung nicht mehr angefochten. — Die gräfliche Burg an dem Ufer der Sieg war eins der festesten bergischen Schlösser und oft die Wohnung der jüngern Haussöhne des bergischen Regentenstammes. So wars auch mit Heinrich von Windeck, der in der berühmten Schlacht bei Woringen im J. 1288 tapfer gefochten hatte, seinem kinderlos verstorbenen Bruder Wilhelm I. (1308) in der Regierung des Landes folgte, die er aber nur zwei Jahre hindurch geführt, und einen Herrscherstamm von Berg gründete, dessen Blut noch in erlauchten Adern glühet. Während des 30 jähr. Krieges und des bergischen Erbfolgestreites diente die Burg Windeck bis zum J. 1666 zu einem festen Waffenplatze, und wurde abwechselnd von schwedischen, kaiserlichen, brandenburgischen und neuburgischen Truppen besetzt. Später als Amtmannswohnung mehr zerfallen als zerstört, bleibt sie noch eine ansehnliche Ruine und es ist auffallend, daß Knapp in seiner bergischen Geschichte, S. 429 in Anmerkung, dem verdienten W. Aschenberg nachschreibend, deren Existenz läugnen konnte. Nach der Sage soll Graf Conrad, ein bleiches, silberlockiges Gespenst, oft auf der Ruine von Windeck nächtlich umherschleichend und der Sieg entlang, seine Kinder suchend, gesehen worden sein. Dort soll er sich von schroffer Steinklippe herab in den Flußstrudel stürzen. „Armer Vater, der du selbst im Grabe keine Ruhe fandest, dein heimlich Vergehen wurde hart

gerochen. Mögest du endlich die Ruhe finden, aber der Nachwelt ein warnendes Beispiel bleiben, wie jedes Verbrechen seine Strafe findet und die kurze Weide an der Frucht der Sünde nur gewisser hinführt zu dem Abgrund des Verd.rbens.

XXI.

Der Kipphäuser
oder
der schwarze Mann im Zitterwalde.

(Bergische Volkssage aus dem 14. Jahrhundert.)

Die Kirche zu Refrath ist eine der ältesten im Bergischen, und dort versammelte sich schon eine christliche Gemeinde, ehe im benachbarten Bensberg noch eine Schloßkapelle, woraus die spätere Pfarrei entstand, errichtet war. Man sagt sogar, daß schon die Heiden, dort wo jetzo die Refrather Kirche stehet, einen Tempel gehabt hätten, den man denn bei der Einführung des Christenthumes umgeschaffen. Wirklich sind Kirche und Ort sehr alt, und man glaubt sich in die germanischen Urwälder versetzt, wenn man dem Walddörflein nahet, so tief versteckt liegt es zwischen Moor, Gebüsch, Haiden und Dickicht. Doch mag es sich auch noch so sehr zwischen Sumpf und Dickicht verstecken: Schaaren von andächtigen Pilgern finden allwöchentlich den Weg dorthin und die schweigsame Waldung wecket jeden Dienstag das laute Gebet der Heiligenfahrt. Zu den Germanischen Alterthümern gesellen sich hier auch Mittelalterliche denn die Pilgerfahrt nach Refrath und zu der dortigen Reliquie des heiligen Anton von Padua, dessen Gnadenbildniß die Kirche zieret, ist mit einem bedeutenden Ablasse und ähnlichen Vortheilen gelohnt, um die sich denn fromme Leute eifrigst bewerben. Jeden ersten Diensttag im Monate ist dieser Ablaß vollkommen, die übrigen 40 Diensttage des

Jahres aber blos unvollkommmen, und in diesen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten findet die ehedem so bedeutende Gemeinde einen theilweisen Ersatz gegen ihre jetzige Verringerung. Denn durch das Emporkommen der an Straßen und Bächen gelegenen jüngeren Nachbardörfer und durch Kriegsunglücke, besonders durch den dreißigjährigen Krieg, in welchem einmal in hiesiger Gegend in fünfjähriger Frist kein Pflug zu Acker ging, und die Kirche mit all ihren Pfarrdokumenten zerstört wurde, ist die Gemeinde zu eine Filiale des Bensberger Kirchspiels herabgesunken; mit der pfarrlichen Selbstständigkeit aber auch der frühere allgemeine Wohlstand der Bewohner. Dagegen halten die fortwährenden Pilgerfahrten den Ortsnamen auch noch jetzt in der Fremde geläufig, und man erzält von nicht unbedeutenden Gnaden, Zeichen und Wundern, die man an dieser heiligen Stätte erlangt. Doch wie dem Aegyptischen Namensvetter des hiesigen Heiligen das Schwein, daß den Aegyptern unheiligste Thier beigesellet wird, so läßt man höllischen Spuk sich auch jetzo noch um das vielbesuchte Kirchleim umhertreiben. Der schwarze Mann, auch nach den Orten, wo er seit Kurzem am heufigsten soll gesehen worden sein, auch der schwarze Mann im Zitterwalde oder der schwarze Mann zu Gladbach genannt, ist ein furchtbares Schreckniß der Gegend, dessen Namen nicht nur wie der Rübenzahl im Erzgebirge die schreienden Kiuder zum Schweigen bringt, sondern auch manchem einsamen Wanderer an den Stellen, die wegen des Unholdes verrufen sind, Grausen erregt. Es ist wohl Niemand längere Zeit in der Umgegend von Refrath gewesen, der nicht von dem schwarzen Manne gehört hat, aber der Ursprung dieses Gespenstes mag Manchem wohl gar nicht, oder doch nur mangelhaft und verzerret mitgetheilt worden sein. Wir müssen drum in gar ferne Zeit zurückschauen. —

Vor beinahe 500 Jahren erhob sich über die dichte Waldung, die noch jetzo Refrath umgrauet, dort wo jetzo noch weniges Gemäuer, Schuthaufen und Spuren von tiefen Grgben die Stelle kenntlich machen, ein gewaltiges Schloß, Kipphausen mit Namen, wo die

gleichnamigen Grundherren wohnten, denen die umliegenden Weiler zinseten und Frohndienste leisten mußten. Bis auf den letzten Sprossen aus diesem Edelgeschlechte waren die zinsenden Bauern und Frohnleute sehr menschlich behandelt worden; als aber Herr Ulrich von Kipphausen im Jahre 1396 ohne Söhne zu hinterlassen mit Tode abgieng, so fiel die gesammte Herrschaft seiner einzigen Tochter Elisabet zu, welche unter allen Freiern, die sich um ihre Hand bewarben, einen jungen Spanier erwählte, der mit großen Schätzen nach Deutschland gekommen war, dort gewaltigen Aufwand machte und im Rufe einer sehr hohen Abkunft wie auch eines ungemeinen Reichthumes stand. Diese überall gepriesenen Vorzüge vermochten die etwas leichtsinnige Erbinn Elisabet dem Fremdling, den sie in der damals so blühenden Reichsstadt Cöln kennen gelernt, die Hand zu reichen; allein ihr erträumtes Freudenleben kehrte sich bald zu Herzenleid und zu tiefem Gram, als sich das Gerücht verbreitete: ihr Gemal habe als Missethäter aus der Heimat fliehen müssen; er sei von nichts weniger, als edler Herkunft und an seinem Golde, das er in toller Verschwendung schon hingebracht, klebe das Blut eines edlen Grafen, dessen Diener er gewesen sei. Woher dies Gerücht aufgekommen, ist unbekannt; es blieb auch fürder ohne alle Nachforschung und ohne alle Folgen; allein Frau Elisabet lernte nach Verlauf der frohen Flitterwochen den Charakter ihres ganz unwürdigen Eheherrn als einen solchen kennen, zu dessen Würdigung obige allgemeine Sage der einzige Schlüssel zu sein schien. Er war launisch und verschlossen, nie von Herzen froh und in einsamen Stunden von einer ängstlichen Ungeduld gepeiniget, deren Ursache er nie offenbarte und die er nur durch rohe Zerstreuungen und durch wilde Ausgelassenheit zu scheuchen vermochte. Vom Beten hielt er nichts, was die fromme Gattinn am meisten drückte; Mitleiden gegen Arme war ihm fremd und seine Untergebenen behandelte er hart und rücksichtslos. Die Schätze, mit denen er als Bräutigam gepralt hatte, waren verschwunden und statt der früheren Verschwendung trieb ihn jetzt der abscheulichste Geiz zu den schlechtesten Handlungen. Es wurde je

länger desto schlimmer und für die leidgedrückte Gattinn war es eine Wohlthat, daß sie ihres Grames im Grabe vergaß. Obwohl die Ehe kinderlos geblieben, so hatte sich der Gemal, da der Kipphausische Stamm in allen Zweigen erloschen war, in dem Besitze von dessen Gütern zu sichern gewußt und damit waren denn die Hörigen und Dienstleute gar übel berathen. Er behandelte diese nicht nur als Lastthiere, sondern vermaß sich auch zu den grögsten Ungerechtigkeiten, die er bei den damaligen Gesetzen straflos begehen durfte, denn der Grundherr war auf seinen Gütern, hinsichtlich seiner Unbeschränktheit, ein Sultan im Kleinen und durfte die armen Bauern mißhandeln ohne Ahndung zu fürchten. Die Klage des Hörigen, der so an der Scholle anklebte, daß er sich nicht einmal über die Gränzen seines Herrn entfernen durfte, reichte nie bis zum Ohre des Herzogs und dieser, in auswärtigen Fehden verwickelt, hatte nicht Zeit, sich mit dem Friedenswohl des ihm anvertrauten Landes zu befassen. — So geliebt der alte Ulrich von Kipphausen gewesen, so verhaßt wurde sein Eidam und war auch die Verachtung, die ihm von den nachbarlichen Edlen wurde, eine Art Strafe, so schien er diese nicht zu empfinden, oder er ließ seinen Groll nur noch mehr an die armen Untergebenen aus. Zu den schuldigen Diensten und Abgaben hielt er sie schonungslos an, und verwickelte sie durch Ränke zu unrechtmäßigen Schatzungen. Gleich einem bösen Geiste sah man ihn den ganzen Arbeitstag hindurch umher schleichen, und wehe dem Fröhner, den er dann säumig fand! denn überall war er, Alles bemerkte er und Strafen war seine Lust. Drum sah man ihm bangend entgegen und Verwünschungen folgten seinen Schritten.

Als einst das Weib eines armen Fröhners in den Wochen an heftigem Fieber darnieder lag, hatte sich dieser, als er den Grundherrn verreiset wußte, von seiner Arbeit entfernt, um für die Hülflose höchst nothwendige Sorge zu tragen. Der zurückgekehrte Kipphäuser aber hatte zu frühe das Versäumniß bemerkt und eilte mit seinen Dienern in die Wohnung des Fröhners, legte diesem eine Geldbuße auf und gebot ihm

sich sofort der pflichtigen Arbeit zu unterziehen. Vergeblich stellte der Bedrängte seine Armut, vergeblich seine Unentbehrlichkeit an dem Krankenbette vor, vergebens erhob die Kranke flehend ihre Hände. Der unbarmherzige Leibherr gebot den wenigen Hausrath als Pfandschaft für die Schatzung hinweg zu führen. Doch als man dem Weibe das Bett entreißen wollte, widersetzte sich der kräftige Bauer mit der Wut der Verzweiflung: der Kipphäuser befahl seinen Knechten ihn zu binden, und in dem Kerker verschmachten zu lassen; der Arme unterlag den schmählichsten Mißhandlungen, aber während er vor den Augen seines Weibes also gefesselt und hinweggerissen wurde, erhob sich diese in dem Wahne des Fiebers; alle ihr Lebensgeister waren durch den schneidenden Anblick erweckt und in Einen Augenblick zusammen gedrängt. Gleich einer Besessenen erhob sie sich vom Lager, stürzte auf den hohnlächelnden Kipphäuser und stieß ihm ein schnell ergriffenes Messer in den Hals. Dann sank sie im letzten Todeskrampfe zusammen. Aber auch ihr Opfer stürzte zu Boden. Die Verletzung war zwar nicht tödtlich, allein die unerwartete Wendung hatte den Getroffenen betäubt: in dem todtblassen Weibe, das sich gleich einer Leiche gegen ihn erhoben hatte, war ihm der Racheengel erschienen, der seinen Schandthaten ein Ziel setzen sollte. Die eigene Verruchtheit hatte ihn zu Boden geschmettert und Angst seine Besinnung geraubt. Als die bestürzten Knechte ihn empor hoben, redete er irre, wenigstens verlor er sich in diesen unverständlichen Ausrufungen. Des Fröhners gedachte er nicht mehr und schrie nur um Schonung den ewigen Richter an. Aber zwischen das Flehen mischten sich Flüche, so daß es den rohen abergläubischen Knechten zumal im Anblick der Leiche gar unheimlich zu werden anfing. Als man ihn in sein Schloß gebracht und die Halswunde verbunden hatte, verschloß er sich vor Aller Anblicke; dann rasete er wieder hinaus, trieb das Gesinde zur Nachtzeit aus den Betten, verwünschte bald sich selber, bald fluchte er allem Heiligen und begieng so viele Tollheiten, daß man glaubte, er sei von bösen Geistern geplagt und Alle aus seinem Bereich entflohen.

So war er mehrere Tage sich selbst überlassen geblieben und jedermann scheuete nach ihm umzuschauen—Da sah man eines Morgens schwarze Dampfwolken sich über die Waldung wälzen, eine gierige Flammenzunge strebte aus dem Dache der Kipphäuser Burg empor. Aus einiger Entfernung betrachteten viele Gruppen der Dienstlente das schreckliche Schauspiel, aber Niemand wollte zur Rettung und zum Löschen nahen, Einige aus Furcht, Andere, weil sie der durch ihren Eigner so verhaßten Burg schon längst solchen Ausgang gegönnt und angewünschet; Alle aber weideten sich an der Zerstörung, die das harte, langgetragene Joch zu zernichten schien. Da stürzte der junge Fröhner, dessen Frau den Burgherrn verwundet und der seit jener Begebenheit sich in stumme Einsamkeit zurückgezogen hatte, mit dem Ausrufe der Freude vorüber, indem er die bluttriefende Axt jubelnd schwang. »Er hat seinen Löhn (rief er) hört! wie die Teufel, die ihn abzuholen kommen, in den Flammen jubiliren; er hat es uns warm gemacht, aber dafür ist es ihm heiß angeschürt und er wird brennen in Ewigkeit!« — Es war den Umstehenden nun nichts gewisser, als daß der arme Bauer den Leibherrn erschlagen und das Schloß angezündet habe; doch zu einer umständlicheren Erzälung war er nicht bereit. Lachend, wie er gekommen, eilte er davon und man hat ihn nienals wieder gesehen in seiner Heimat. Kühner geworden naheten die Leute jetzt dem brennenden Gebäude. Dort war keine Spur von dem Burgherrn; zu allen Seiten waren die Mauern von Flammen durchbrochen, auch nicht die geringste Habe vermochte man zu retten; nach und nach krachten die Thürme, dann die Gewölbe zusammen und bald war das stolze Haus in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt, unter welchem der Kipphäuser wahrscheinlich begraben lag. Doch wie tief auch seine Reste unter den Trümmern ruhen mochten: ihm, der sein ganzes verruchtes Leben hindurch die Armen so unbarmherzig geplagt hatte, konnte im Grabe kein Friede werden. Die unzäligen Verwünschungen waren ihm gefolgt und diese trieben ihn hinaus als nächtlichen Poltergeist und Schreckbild des Tages. Bald nach dem

Untergange der Burg gewahrte man die Verdammniß, man sah ihn an vielen Orten plötzlich vor sich erscheinen, wie früher, da er die Fröhner auf einer Säumniß ertappen und bestrafen wollte; aber dann war er eben so rasch wieder verschwunden, oft mit einem Knall und dampfsprühend, oft in Staubwolken mit schneidendem Weheruf. So schreckte er noch immer, aber die Macht zu schaden war ihm genommen. Entfernte Seitenverwandte des alten Kipphäusers gelangten in den Besitz der Allodialgüter, die Lehen aber nahm der Landesherr zurück und die Herrlichkeit zu Kipphausen erhob sich nie wieder in ihrem vorigen Glanze. Das Schloß wurde zwar wieder errichtet, allein minder groß und prachtvoll als es gewesen, und kaum war es vollendet, als man es auch wieder verlassen mußte, wegen nächtlichen Ungethümes, das auch der Kühnste nicht zu überdauern wagte und welches vergeblich von Mönchen gebannt und exorziret wurde. Noch siehet man, daß ein Fluch über die gesunkenen Mauern schwebet, denn die heiteren Waldvöglein beleben jene Stelle nie mit ihrem Gesange. Es krächzt dort bei Nacht nur die Eule, am Tage nur der Häher und der melancholische Wiedehopf. —

Dies ist die Sage von dem Ursprunge des Gespenstes, das unter dem Namen des schwarzen Mannes noch heute weitumher bekannt ist. Fast ist obige Begebenheit gänzlich in Vergessenheit gekommen und in solcher Unkunde hatte man den Spuk aus jüngerer Zeit hergeleitet; aber glücklicher Weise fand sich die Geschichte des Spaniers aufgeschrieben und so mag denn jetzo die lautere Wahrheit, lieblose Deutungen und die Verläumdung ehrlicher Todten verdrängen. — Zwar soll der Spuk in mannigfaltiger Gestalt erschienen sein, oft als ein wohlgekleideter Junker, der an den Ruinen der Kipphäuser Burg umher wandelte, oft auch als ein zerlumpter Bursche, der ohne Hut und Fußbekleidung mit schwarzbraunem sonnenverbranntem Antlitze durch den Wald lief und Buben und Mädchen auf der Viehhut schreckte. Aber wem fällt hier nicht jenes Gerücht ein, daß der verhaßte Kipphäuser ein Spanier von gemeiner Herkunft gewesen sei? Vielleicht hatte er

einst in eben solchem Aeußern an den Ufern des Ebro gebettelt, bis ihn ein reicher Graf zu seinem Diener aufnahm und er denselben umbrachte, um mit dessen Reichthümer in Deutschland die Rolle eines Vornehmen zu spielen, die er bei seinem Herrn erlernte. Die dunkle Hautfarbe ist den schmutzigen Spaniern eigen und mag denn bei dem Spuke auch als ein Zeichen der Verdammniß ausgelegt werden, wovon die Sage auch mehrere Beweise aufbehalten hat. So kam vor mehr als 80 Jahren frühmorgens einmal ein Landmann den Weg von Bensberg längs Refrath hinab, um nach Cöln zu gehen. Der Kipphäuser begegnete ihm dort oberhalb Langenbrücken an einer Brücke, die dort über ein Waldwasser führt, ganz junkerlich gekleidet, aber nach langvergessenem altfränkischen Schnitte, hohlängig mit todgelbem Gesichte und blutigem Halskragen. Obwohl der Wanderer das Gespenst nicht erkannte, so wurde es ihm doch gar unheimlich zu Mut, als das Männlein ihm mit heiserem kaum verständlichen Geliespel sagte, daß ihm vor Deuz ein greiser Kapuzinermönch begegnen werde, und ihm auftrug, diesen zu fragen, ob die Stunde seiner Erlösung denn noch nicht nahe sei? Gleich nach diesem Auftrage hatte sich zwischen ihm und dem Fremden eine Staubwolke erhoben, und als diese verweht, war die Erscheinung ohne Spur verschwunden. Ueber den sonderbaren Vorfall sinnend, war der Bauer bis vor Deuz gelangt. Dort begegnete ihm der alte Mönch wirklich und als er demselben jenes Begebniß mit des Fremden Bitte vortrug, so versetzte der Kapuziner: er habe dem altfränkischen Unbekannten, der kein Geringerer sei als der Kipphäuser selber zu antworten, daß er umgehen müsse bis an den jüngsten Tag. Da schien dies dem ängstlichen Bauersmann verfänglich und er äußerte einen Umweg einschlagen zu wollen, damit er dem Ewigverdammten nicht begegne; allein der Mönch bedeutete ihn, daß er ohne großen Schaden das Gesuch des Unholdes nicht abschlagen dürfe und die Antwort jedenfalls überbringen müsse, aber er solle, wo jener ihm auch begegnen möchte, erst hinter der bezeichneten Brücke mit der Rede herausrücken, denn jenseits des

Baches habe das Gespenst keine Macht zu schaden und er könne dort demselben sonder Gefährde sagen was er wolle. Als jetzo der Bauer seine Geschäfte in der Stadt verrichtet hatte und auf dem Rückwege ängstlich um sich schauend sich der Lustheide näherte, stand schon diesseit des Baches die Gestalt, die ihm am Morgen den Auftrag ertheilt vor ihm, und fragte ihn in ängstlicher Eile: was denn der Mönch gesagt habe? Der erschrockene Mann aber schlug die Augen nieder und eilte, des Anblicks scheu, mit gesenktem Haupte bis über die nahe Brücke. Dort stand der Junker vor ihm wie so eben jenseits und wiederholte in einem fort die Frage: »Was hat er gesagt? Was hat er gesagt?« — Kaum aber hatte der Bauer den gehörigen Bescheid gegeben, daß er nämlich bis an den jüngsten Tag auf keine Erlösung hoffen könne, so rollte die Figur des Kipphäusers zu einem Knäul zusammen und stob mit einem lauten Knall in Staubwolken auseinander, wie wenn man Schießpulver angezündet; aber über den Wald hin flog ein unheimliches Wehegekreische, davon dem staunenden Zuschauer die Ohren noch lange nachgelleten.

Seit dieser Zeit soll das Ungethüm noch oft erschienen sein, meistens aber ganz plötzlich dicht vor dem Wanderer stehend und eben so rasch verschwindend. Man sagt, es sei eine kleine aber ziemlich stämmige breitschulterige Mannesgestalt mit dreieckigem Hute und altmodischen Kleidern, aber von verwildertem Ansehen, so daß der Anblick eben so widrig ist, als die wundersame Art der Erscheinung erschreckt. Oft, wenn mehrere beisammen waren, so sollen doch nur Einzelne den Unholden haben sehen können, und dies vermehrte denn das Unheimliche der Sache nur noch mehr. Weil aber der Spuk auch oft in der Gestalt eines zerlumpten schwarzen Burschen und zwar sehr häufig in dem Gladbach nachbarlichen Zitterwalde erschien, so haben Einige eine zweite verdammte Seele darin finden wollen. Allein die christliche Liebe legt es uns nahe, mit solchen Verdammungen nicht freigebig zu sein, und will man nun nicht lieber den ganzen Spuk verwerfen, die Sage eine Lüge heißen und alle die vielbewahrheiteten Erscheinungen für Trugbilder

einer aufgeregten, durch Furcht belebten, und verwirrten Phantasie erklären, so ist es aus dem Obigen auch ganz klar, daß all dieses Ungethüm blos von dem bösen Kipphäuser herrühre und dieser nur so erscheine, wie er als zerlumpter Bettelbube in Spanien und als ein zierlich gekleideter Junker in unsrer Heimat umher wandelte.

XXII.

Der Ritt zur Christnacht.

(Volkssage aus dem Aggerthale. Aus dem 17. Jahrhundert.)

Zu Maibach, einem Weiler oberhalb Overrath an der Agger gelegen, wohnte vor beinahe 200 Jahren ein reicher Ackersmann, der Vogt und Schöffe zugleich, mit seiner Wohlhabenheit wie mit seiner Würde gewaltig groß that, und drum gewöhnlich nur der stolze Scheffen von Maibach genannt wurde. Seine Hoffärtigkeit kannte auch wirklich keine Gränzen, und weil er einem Edelmanne gleich geachtet zu sein strebte, übrigens an Sitten aber ein recht plumper Bauer war, so machte er sich bei den Junkern sowohl als bei Seinesgleichen gar lächerlich, und meinte bei all seinem tollen Wesen noch immer, wie wohl es ihm anstehe, was allseitig verlachet und bespöttelt wurde. Wirklich sahen ihn die adeligen Herren gerne bei sich, aber dies nur, um in ihren müßigen langweiligen Tagen ihn aufzuziehen und Spott mit ihm zu treiben, welches er Alles als eine sondere Gunst und als eine Anerkennung seiner unschätzbaren Persönlichkeit auslegte, und woher seine Anmaßungen wie seine hohe Meinung von sich selber bis zum Unglaublichen gesteigert wurden. Man sprach sogar davon, daß er sich in den Adelstand habe kaufen wollen, welches Gesuch ihm aber abgeschlagen worden sei. Weil er die Junker draußen beständig zu Pferde sah, so achtete

er es für eine Schande auch nur von einem Weiler zum andern zu Fuße zu gehen und ritt sogar nach der Kirche. Beständig sah man ihn daheim mit Stiefel und Spornen, und war er auch auf dem Felde beschäftigt gewesen, oder wollte eben im Arbeitsanzuge dorthin gehen, und sah einen Besuch nahen, so steckte er eiligst seine Beine in die spiegelglatten Prunkstiefel, schnallte die Spornen an und spielte mit der drei Ellen langen Reitgerte, damit ihn die Ankommenden finden sollten, als hätte er eben zu Roß steigen wollen. So soll man ihn auch oft stundenlang mit seiner langen holländischen Tabakspfeife vor dem Spiegel stehend gesehen und Selbstgespräche belauscht haben, welche von dem gröbsten Eigendünkel zeugten. Doch ein altes Sprüchwort sagt: Hochmut kommt immer vor dem Falle, oder: Hochmut bringt den Fall — und so ging es auch mit dem hoffärtigen Schöffen von Maibach. —

Die Christnacht war heiter und kalt; der volle Mond, dessen Licht von dem Schneegewande der Erde rückprallte, verlieh der Nacht fast die Hellung des Tages und ließ bis in ziemliche Entfernung alle Gegenstände genau unterscheiden. Da kam kurz vor Mitternacht der stolze Schöffe aus der Maibach die Agger entlang geritten, um in Overrath die Christnacht feiern zu helfen, welche damals noch in allen katholischen Kirchen Nachts mit dem zwölften Glockenschlage angeläutet wurde. Zwar hatten vernünftige Leute, die den Reiter aufsteigen sahen, diesem gerathen, das Roß daheim zu lassen und bescheiden zu Fuß zu gehen, weil nicht allein das liebe Christlein an die Demut erinnere, sondern dabei auch noch der Weg wegen des sich unter den Roßhufen ballenden Schnees auf den Bergen bei Nachtzeit gar gefährlich zu reiten sei und zumal an den Stellen, wo der Weg die Agger berühre, mache das unter dem Schnee versteckte Glatteis das Ausgleiten fast unvermeidlich. Doch der hochmütige Mann, der sich für den geschicktesten Reiter hielt, pries die Güte seines Pferdes wie die eigene Gewandtheit in der Führung desselben und vermaß sich selbst im tiefsten Dunkel bei den schwierigsten Wegen ohne Stolpern hinüber zu gelangen. So sich aufblähend hatte er ungefähr eine

Viertelstunde Weges glücklich zurück gelegt. Als er aber in der Nähe des Aggerhofes an die Stelle kam, wo der Fluß in einer weitausgreifenden Schlangenwindung gegen den Berg stößt, und diesen bis auf den nackten überhangenden Felsen unterspült hat, so daß man wenige Schritte von dem Fahrwege über den ihn begleitenden Fußpfad hinab in einen wohl hundert Fuß tiefen jähen Abgrund schauet — dort, gerade an der gefährlichsten Stelle glitt das Pferd des Schöffen aus; es wurde von seinem eignen Schatten, der sich gegen den weißbekleideten Berg warf, scheu, setzte über den Fußpfad dem Flusse zu, und schon stand es mit den Hinterfüßen nur wenige Spannen von der Felswand, mit dem Vorderleibe aber schon über dem tiefen toddrohenden Abgrunde. Schaurig rauschte der Fluß, schon wollte er sein Opfer empfangen; Rettung schien nicht möglich. Da wandte sich der Reiter, von der Angst seines Gewissens so nahen Todes bedrängt, zum Gebete. »Gott und alle Heiligen stehet mir bei!« rief er und plötzlich erhob und wandte sich das sinkende Roß wie von einer unsichtbaren Macht gefaßt und zurück gedrängt. Es lenkte vom Abgrunde dem steilen Berge zu und nach wenigen Schritten war der Reiter wieder in Sicherheit. Die in geringer Entfernung folgenden Kirchengänger hatten dies Alles mit dem Ausrufe des Entsetzens angesehen und waren herbei geeilet. Der so wunderbar Gerettete aber stieg vom Pferde und dankte auf den Knieen demütig für die unverkennbare Hülfe des Himmels. Noch zitterte er vor Schrecken und trotz der Kälte glänzte an jedem Haar ein Schweißtropfen. Das war eine rasche Umgestaltung. Von seinem Hochmute war er für alle Zeit geheilt, nie mehr mocht er ein Roß besteigen; seine Prunkspornen verrosteten und die Erinnerung seines frühern Dünkels und seiner Pralereien bewegte ihn zu Scham und Reue. Er verfiel nie wieder in seine frühere Lächerlichkeiten und suchte sich als ein thätiger Ackersmann durch Leutseligkeit und Freundlichkeit auch gegen den Geringsten, jene Achtung und Neigung wieder zu verschaffen, die er früher verscherzt uud verschmähet hatte. Ein einziger Augenblick, der ihn in seiner Schwäche zeigte, hatte

ihm die Augen geöffnet und war hinreichend gewesen, ihn zu einem vernünftigen Manne zu machen, der hinfort nicht mehr gelten wollte, als er wirklich war.

Doch Alle, die jene wundersame Errettung mit angesehen hatten und Alle, die diese Begebenheit von ihnen erzälen hörten, lobten Gott und ließen es sich zur sonderlichen Erbauung gedeihen. Noch jetzt zeigt man ungefähr eine Stunde oberhalb Overrath nicht blos die wirklich höchst gefahrvolle Stelle des Weges, wo jenes sich begab, sondern man findet dort auch deutlich die Hinterhufen des Pferdes, das über dem grausenhaften Abgrunde geschwebt hatte, in Erde und Felsen eingedrückt und diese Spuren werden dort unvertilgbar sein, auf daß der Hochmütige daran seine Gefahr erkennen und dem Aufgebläheten eine ernste Mahnung bleibe. Man sagt, es sei oft versucht worden die Hufspuren zu tilgen und man habe sie mehrmals mit Grund und Steinen gefüllt, aber am andern Morgen seien sie jedesmal wieder entblößt und deutlich erschienen, wie noch frisch eingetreten. Mögen sie noch lange verkünden, daß unter Menschen nichts so lächerlich und verächtlich, vor Gott aber nichts so strafwürdig sei, als sich irgend an Werth über Andere zu stellen und in eitlem Dünkel aufzublähen, denn wir sind alle von gleichem Stoffe, alle sind wir Menschen und elend und schwach vor der allgewaltigen Hand des Herrn, die hiervon das unaustilgbare Zeichen dem Felsen eingedrücket, welches noch Manchem zur Besserung gereichen möge, wie es vor vielen Jahren bekehrte den Stolzen Schöffen von Maibach.

XXIII.

Der Schöneberg.

(Volkssage aus dem Ober-Bergischen. Aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.)

»» Der du durchs tiefe Wogenbette
Dein Volk geführt zum Heimatland

Und selbst des Todes Eisenkette
Zerschlagen hast mit staker Hand —
O! laß mich hier nicht länger trauern
In solcher grausen Kerkernoth,
Zersprenge endlich diese Mauern,
Verleih mir Freiheit oder Tod!

Und schlägt mich auch verdiente Ruthe
Ob meiner Jugend Missethat,
So bleibst du doch der ewig Gute,
Dem unerhört kein Sünder naht.
Und um der treuen Gattinn willen,
Die lang in Sehnsucht einsam weint,
Wirst du auch meine Klage stillen,
Daß mir der Heimkehr Tag erscheint.

Und eine Kirche will ich bauen,
Wo mir zuerst die Heimat lacht,
Drin Magdalena's Bild zu schauen,
Der auch die Buße Heil gebracht.
Du Heilige wirst dich erbarmen,
Wirst trocknen meiner Thränen Flut,
Und tragen mich auf deinen Armen,
Wo meines Lebens Wonne ruht!««

So fleht' in kindlichem Vertrauen
Der Ritter Dietrich von dem Brühl
Tief in des Kerkers nächt'gem Grauen,
Tief zwischen Mauern feucht und kühl.
An Akkons fernem Meeresstrande,
Dort stand das starke Heidenschloß,
Wo nach ersehntem Heimatlande
Des Gottesstreiters Thräne floß.

Das Grab des Heilands zu erretten,
Zog er mit Kaiser Friedrichs Schaar;
Doch trug er des Gefang'nen Ketten,
Nach heißer Schlacht jetzt sieben Jahr.
Vergeblich harrt' er auf Befreier,
Wo machtvoll Saladin gebot;
Ihm nahte nicht des Lösgelds Steuer,
Denn in der Heimat hieß er todt.

Lebendig lag er schon begraben,
Des Lichts entwöhnet und der Luft;
Doch Hoffnung mogt ihn mild erlaben,
Auch in der grausen Todesgruft.
Denn wem von aller Welt verlassen
Des Heiles Freudenstern verschwand,
Der wird die Rettung doch umfassen,
Wenn er zum Ew'gen sich gewandt.

Sein Aug' umfing ein holder Schlummer,
Ihm floh des düstern Kerkers Raum,
Und ferne von dem tiefen Kummer
Trug seinen Geist ein süßer Traum.
In seiner Heimat war er wieder,
Erneu't war seiner Jugend Lust,
Um ihn die Freunde treu und bieder
Und Weib und Kind an seiner Brust.

Doch als er da vor Wonnebeben,
In lang entbehrtem Freudendrang,
Die Hand zum Danke will erheben,
Erweckt ihn seiner Ketten Klang.
Sein sel'ger Traum, ach! war zerronnen,
Gescheucht von wüstem Kerkergrau'n,
Und fest zu bannen jene Wonnen,
Zagt' er noch immer aufzuschaun.

Doch haften blos von frohem Traume
Der heit're Klang und Blumenduft?
Nicht kos't in feuchtem Kerkerraume
So labend mild die laue Luft! —
Er fühlt sich gänglich umgestaltet,
Sein Mut erhebt sich rasch und kühn:
Er blickt empor — O! Wunder waltet!
Des Kerkers Nacht tauscht heit'res Grün!

In langentwöhnten Lichtesfluten
Schwimmt jetzt sein scheuer, trunk'ner Blick,
Und sinket von des Ostes Gluten,
Betäubt auf's Ruhepfühl zurück;
Dort stralet über weichem Moose
Das Gras in hellem Morgenthau,

Und Geisblatt blüht und Hagerose
Rings durch des Waldes heitern Bau.

Gelöst't sind des Gefangnen Bande,
Die Ketten fallen klirrend hin;
Er irrt in unbekanntem Lande
Mit frohem, dankerfüllten Sinn.
Und von dem grünen Waldeshügel,
Eilt' er hinab in's Wiesenthal,
Der Freiheit Wonne gibt ihm Flügel,
Und Sehnsucht nach dem Eh'gemahl.

Da sieht er an der Wiesenquelle
Im Schatten einen Schäfersmann,
Und hundert Fragen häuft er schnelle,
Eh' jener ihm erwiedern kann:
»» Wie heißt dies Land? Spricht deutsche Zunge
Zum Herzen den ersehnten Ton?
Kennst du das Land von Berg, mein Junge?
Sprich! hab ich weit von Weib und Sohn? ««

Jedoch erstaunet und erschrocken
Will schon der Schäfersmann entfliehn;
Mit langem Bart und wilden Locken
Ihm hier ein Ungethüm erschien.
»» Halt an! bei Gott ich dich beschwöre
Und bei der Mutter uns'res Herrn! ««
» Da ich den Namen Gottes höre
In eurem Mund', so bleib' ich gern;

Jedoch in dem verfalbten Kleide,
Im wüsten Bart, die Ketten, traun —
Ihr thuet mir doch nichts zu Leide?
Der Wunderanblick macht mich graun! «
»» Ja Wunder, Wunder hier geschahen,
Mein Sohn, du nennst das rechte Wort —
Vom heil'gen Land siehst du mich nahen,
Bin fremd, d'rum nenne diesen Ort! ««

» Der Berg, den ihr herabgestiegen,
Heißt Schöneberg, und dieser Gau
Gehört zu Brühl — da seht es liegen,
Dort wohnet eine edle Frau,

Gertraud von Brühl, für die ich hüte;
Nun ist sie Wittwe manches Jahr;
Sie ist die Sanftmut selbst und Güte,
Ist aller Frauen Kron fürwahr!

In blut'ger Schlacht ist fern gestorben
Im heil'gen Lande ihr Gemal,
Drob sie ein großes Leid erworben
Und sich gehärmt in Sorg und Qual.
Nun wird sie wieder sich vermälen,
Ihr zweiter Hochzeittag ist heut:
Da dürft, ihr Pilger, wohl nicht fehlen,
Da Lust gern milde Gabe beut! «

»» Doch wer? Das wirst du mir vertrauen —
Wer ist der Herrinn Bräutigam? ««
» Es ist Herr Dietrich von Auen,
Der jüngst von fernem Zuge kam:
Er war des Burgherrn Freund gewesen,
Und nahm sich d'rum der Wittwe an,
Die hat vor Allen ihn erlesen
Ob dem, was er am Herrn gethan. «

So sprach der Hirt, und Lust und Bangen
Beschleunigten des Ritters Schritt —
Da horch! der Kirche Glocken klangen,
Ein Feierzug vor's Burgthor tritt; —
Die Burgfrau ist's, als Braut gezieret,
Begleitet von viel Edelfrau'n,
Und ihr zur Seite hoch stolziret
Als Bräutigam Dietrich von Au'n.

Der Pilger eilt voraus den Schaaren,
Ihm zieht vorbei der bunte Zug —
» Seht welch ein Mann mit wilden Haaren?
» Ein Bettler! — ei! der stellt sich klug! « —
Die Braut blickt hin und wieder nieder,
Sie hat den Treuen nicht erkannt,
Dem fiebert es durch alle Glieder
Wie Eis jetzt, dann wie glüher Brand.

Die Lippe, die ein zart Verlangen
Des Kusses schwellt, sie zuckt in Schmerz,

Der Arm, geöffnet zum Umfangen,
Er drückt sich krampfhaft hin aufs Herz.
»»Ach! Solches war das Ziel des Sehnen,
Ein solcher Blick so fremd und kalt:
Den Traum von Lust verlöschen Thränen —
O läg' ich todt im dunkeln Wald!««

So ruft der Pilger lebensmüde,
Doch sieh! was brauf't und jauchzt alldar?
Es keucht voran ein alter Rüde,
Und hinter ihm die Doggenschaar:
Sie haften an des Pilgers Fährte,
Sie haben endlich ihn erreicht,
Da taumeln sie in Lustgebährde,
Ihr froh Gebell den Zug erreicht.

Und staunend schauen dort die Edlen
Den Pilger von der Schaar umringt,
Die durch Gebrüll und Sprüng und Wedeln
Ihm seltsame Verehrung bringt.
Es stockt der Zug. Ahnung und Zagen
Ergreift das Herz der edlen Braut;
Ein Knappe eilt herbei, zu fragen,
Wer mit den Rüden so vertraut?

»»Den darf ich nur der Herrinn nennen,««
Mit stolzem Ernst der Pilger spricht:
»»Hier diesen Reif — sie wird ihn kennen —
Den bring' ihr hin, doch zögre nicht!«« —
Sie sieht den Ring und steht betroffen,
Und nässet ihn mit Thränenfluth;
Im bleichen Antlitz sah man offen
Den Schmerz erneut, der kaum geruht.

»Mir nahet Mahnung von den Todten,
Kein Lebensfest darf ich begehn —
Auf! eilt und suchet, rasche Boten,
Den Pilgersmann, ich muß ihn sehn!
Den Ring bracht einst ein Tag der Freude,
Ja heute ist der Jahrestag
An dem im dunkeln Trauerkleide
Die Thräne nur mir ziemen mag.«

Und schon zurück durchs Burgthor wallen
Die Ritter und die Edelfraun,
Die Jubeltöne all verhallen,
Nur Schreck und Staunen ringsum graun.
Und zu der Braut, die ob dem Todten
In einsamlicher Trauer sann,
Jetzt führen schon die raschen Boten
Den heißersehnten Pilgersmann.

Wie sie gehäuft dort tausend Fragen,
Wie dort sie manches Wort getäuscht,
Wer denkt es nicht? Nicht kann ichs sagen.
Kein Späher hat sie dort belauscht.
Doch dann verkläret von Entzücken,
Tritt reichgeschmückt die Braut hervor,
Und All' ein Wunder hier erblicken,
An ihrem Mund' hängt jedes Ohr.

Doch sie beginnt: »Vieltheure Gäste,
Mein Bräutigam, du Herr von Au'n,
Daß so sich trübten unsre Feste,
Mag euch wohl höchst befremden trau'n;
Doch gibt es Rätsel in dem Leben,
Die nimmer lös't ein Erdenkind,
Und solches ist Euch hier gegeben,
Wo wir uns selbst ein Rätsel sind;

Doch jetzt zur Lösung mir verkündet:
Wer von gleich gutem Dietrich-Paar
Mehr Werth vor Euren Augen findet,
Er, der zum Schrein bestimmet war
Und den Ihr, lang vermißt, gefunden,
Ob der, so ihn ersetzet neu,
Weil alle Hoffnuug hingeschwunden,
Daß jener aufzufinden sei?« —

Der Ritter drauf, nicht lang er sinnet,
Und alle Gäste stimmen ein:
»Wer hier den meisten Werth gewinnet,
Das muß der alte Dietrich sein,
Denn nur so lang als er verloren,
Der neugeschaff'ne ihn ersetzt,

Wer da den neuen auserkoren,
Der hat des Aeltern Recht verletzt.«

»» So sprecht ihr selbst den alten Banden
Und meinem Ehgemal das Wort:
Der Todte, der ist auferstanden,
Und Leid und Klage schwanden fort;
Erschlossen hat er neu zur Wonne
Des Herzens lang so düstern Schrein —
Ja Ritter, meines Lebens Sonne
Kann nur der erste Dietrich sein.««

Und sieh! der Burgherr tritt zum Kreise,
Der Hausfrau Söhnlein an der Hand:
»» Ihr Edlen zu des Himmels Preise
Grüß ich euch froh im Heimatland!
Nicht vor Gespenstern dürft ihr beben,
Ich bin der Dietrich von dem Brühl,
Bin heimgekehrt in frischem Leben,
Nicht aus dem Grabe todeskühl.

»» Wohl sank ich unterm Feindesstreiche
Wie du gesehn, mein Freund, von Aun,
Dn kämpftest um vermeinte Leiche,
Doch nicht gelang's mich loszuhau'n,
Und als ich von dem Schlag erstanden,
Und flieh'n geseh'n der Freunde Schaar,
Da schmachtet' ich in Kerkerbanden,
Im Heidenlande sieben Jahr.

»» Doch ich erfleht mit bitt'rer Thräne
Der wundersamen Heimkehr Tag,
Und hierher trug mich Magdalene,
Als ich in tiefem Schlummer lag.
Nicht kanntet ihr den Pilger wieder,
Der euer Hochzeitfest gestört —
Fürwahr dies drückte hart mich nieder,
Doch fand ich bald, was uns bethört. —

»» Da Bart und Locken nun gefallen,
Erkennt ihr ihn, der vor euch steht;
Doch laßt uns hin zu heil'ger Hallen,
Wohl ziemt ein frohes Dankgebet.

Und nicht vergeblich sei verkündet
Der Hochzeit freudenreicher Tag,
Denn Freundschaft, die uns längst verbündet,
Gemeinsam Glück erfreuen mag.

»»Ist dir dies Weib auch nicht erkoren,
Da älteres Recht sie mir vereint,
Die Freundinn bleibt dir unverloren,
Du fandest neu den treuen Freund.««
So sprach der Ritter. Deutsch und bieder
Umarmet ihn sein Kampfgenoß,
Und Freudenthränen strömen nieder,
Von Jubel wiederhallt das Schloß.

Da ist's ein Grüßen, Händedrücken,
Ein Fragen, Staunen, Kosen traut —
Und Alle theilen das Entzücken,
Das hell umstralt die holde Braut.
Und als in den geweihten Hallen
Der Dankeszoll dem Herrn gebracht,
Da hört man Hochzeitreigen schallen,
Und fröhlich mischt sich Tag und Nacht.

Doch auf dem Schönberg an der Stelle,
Wo einst der Freiheit Lust erwacht
Dem Ritter, hob sich die Kapelle
Hoch über'n Wald in selt'ner Pracht.
Sie sollt' von Magdalena sagen,
Wie sie so hehre Huld bewies,
Sie sollt' den Dank des Ritters tragen,
Der sie der Heil'gen bauen ließ.

Drum sah man auf bemalten Wänden
Die Wunderscenen all vereint,
Denn hier auf Magdalena's Händen
Der Ritter über'm Meer erscheint;
Dort sieht man ihn im Wald an Ketten
Bei frühem Morgenlicht erwacht,
Hier naht die Heil'ge ihn zu retten,
Dort sinkt er in der Heidenschlacht.

So war des dunkeln Kerkers Grauen
Zu sehn, so Braut und Bräutigam, —

Dran mancher sich noch mogt erbauen,
Der diese Wundermähr vernahm.
Und oft noch sah man dort die Gatten
Und auch den Freund in dem Gebet;
Wie sie sich treu geliebet hatten
Noch manche schöne Sage geht.

Längst ruhn sie jetzt in Grabesschauern,
Die Feste Brühl sank lange schon,
Und der Kapelle morsche Mauern
Verlassen bald zu stürzen drohn;
Doch wird die Sage sich erhalten,
Die einst den Schöneberg erhob,
Des Himmels güt'gem Wunderwalten,
Und Lieb und Treu zu ew'gem Lob.

Anmerk. Der Schöneberg mit der in jüngerer Zeit zerfallenden Magdalenakirche liegt bei Ruppichtrath (Ruprechtrath — Robertsrath) im Kreise Waldbrühl und nahe dabei auch der Rittersitz Herrnbrohl (Brühl), wo der durch die heil. Magdalena aus sarazenischer Gefangenschaft wunderbar befreiete Ritter Dietrich oder Theodor von Brühl vor mehr als einem halben Jahrtausend gewohnet hat, und von welchem die noch jetzt bekannte Adelfamilie von Marzial abstammen soll. Die Sage, eine zweite Odyssee im Kleinen, worin Magdalena die Athene vertritt, ist erzält, so wie sie durch's ganze Oberbergische sich bis jetzt im Volksmunde forterhalten hat, und auch das Gleichniß mit den beiden Schlüsseln (Dietrichen) ist keine neuere Erfindung, sondern der alten Sage angehörig und der Eigenthümlichkeit wegen hier beibehalten worden.

XXIV.

Der bergische Gelehrte und Staatsmann
Conrad von Heresbach.

(Eine bergische Skizze aus dem 16. Jahrhundert.)

Conrad von Heresbach wurde auf dem elterlichen Landgute Hercsbach bei Mettmann im Bergischen am

2. August 1496 geboren. Sein Vater, ein wohlhabender, rechtschaffener und für die damalige Zeit höchst gebildeter Mann erzog ihn sehr sorgfältig und ließ ihn in allen üblichen Künsten und Wissenschaften unterrichten. Mit Freude bemerkte er, daß aus dem talentvollen fleißigen Sohne etwas Tüchtiges werden könne, und sandte ihn aus dem bisherigen Privatunterrichte im Jahre 1510 auf die Hochschule zu Cöln, indem er es dem vierzehnjährigen Jünglinge überließ, zwischen dem Studium der Jurisprudenz und der Theologie zu wählen: Conrad aber verlegte sich vorzüglich auf Sprachkenntnisse und während er hier die gedeihlichsten Fortschritte machte, gewann er durch Fleiß und musterhaftes Betragen die Achtung seiner Lehrer, wie durch seinen wohlwollenden Charakter die Freundschaft der Studiengenossen. Besonders erwarb er den hochgelehrten Erasmus von Rotterdam zum Freunde, und dieser schrieb von ihm, daß er nie einen vollkommneren Jüngling, nie einen Jüngling gefunden habe, der in so hohem Grade einen schönen Geist, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit in sich vereinige.

Von Cöln ging Conrad zum Studium der Rechtswissenschaft nach der Hochschule zu Freiburg, wo er sich so sehr auszeichnete, daß ihm mehrere Jünglinge aus angesehenen Familien anvertrauet wurden, deren Studien er lenken sollte. In Nebenstunden widmete er sich damals vorzüglich der griechischen Sprache, schrieb eine griechische Grammatik, dann Herodot's und Strabos Leben und bearbeitete eine Herausgabe der Geographie des Strabo. Darauf machte er eine Bildungsreise durch Frankreich und Italien, wo er besonders zum Studium der Theologie, der Geschichte und der hebräischen Sprache zwei Jahre lang an der Universität zu Padua verweilte. Doch setze er die Jurisprudenz keineswegs hinten, sondern trieb dieselbe mit großem Eifer, so daß er im Jahre 1522 die Doctorwürde beider Rechte erhielt.

So mit den manigfaltigsten Kenntnissen bereichert, kehrte er in sein Vaterland zurück und kam an den Hof des Herzogs Johann III. nach Düsseldorf, welcher ihn auf die Empfehlung des Erasmus von Rotterdam in seine Dienste nahm. Hier arbeitete Heresbach mit

Erasmus gemeinschaftlich an einer Kirchenreform, welche die Zeitverhältnisse nothwendig zu machen schienen und schrieb daneben viele juristische Abhandlungen. Dann lieferte er eine neue vollständige Ausgabe des Herodot, Strabo und Tukydides und vermehrte das griechisch-lateinische Wörterbuch von Carrion. Das Zutrauen des Regenten erwarb er sich in dem Maße, daß er ihm (im J. 1523) seinen ältesten Sohn und Regierungsnachfolger, den Prinzen Wilhelm, zur Erziehung übergab. Auch in diesem Berufe als Hofmeister zeichnete sich Heresbach so vortheilhaft aus, daß ihm zu seinem Gehalte als herzoglicher Rath noch 50 Goldgulden zugesetzt wurden mit der Amwortschaft auf die Probstei Rees und einer Pfründe am Kanonikatstifte zu Xanten. Dem Zuge gegen die münst'rischen Wiedertäufer wohnte Heresbach (1634) mit seinem achtzehnjährigen Jünglinge Wilhelm bei, und schrieb hier eine Geschichte der Belagerung von Münster, die er seinem Freunde Erasmus widmete. Im Jahre 1534 wurde Heresbach auch zu der Würde eines herzoglichen wirklichen Geheimrathes erhoben und 1535 legte er sein Kanonikat nieder und vermälte sich mit Fräulein Mathilde von Dünen, mit welcher er in einer 25 jährigen kinderlosen, aber sonst glücklichen Verbindung lebte. Nach Erasmus Tode (1536) schloß Heresbach sich an den Reformator Melanchthon an, den er auch bei Hofe einführte.** Ueberhaupt war der Hof zu Cleve und Düsseldorf in jener Zeit ein Asyl der Wissenschaften und Künste; von allen Seiten strömten hochgelehrte Männer herbei, welche die günstige Aufnahme fanden, und wißbegierige Jünglinge, die dort ihre Schule machten. Auch die damals sich verbreitende Reformation fand in dem Herzogthume eine günstige Aufnahme und Männer, wie Heresbach, und der durch ihn gebildete Herzog, standen auf ihrer Seite.

Als im J. 1539 am 9. Februar Herzog Johann III. mit Tod abging, kam Heresbach bei seinem Zöglinge und Freunde, dem Herzoge Wilhelm IV., noch in höhere Gunst und sein Wirkungskreis dehnte sich aus. Er arbeitete fortan beständig in des Herzogs Kabinet; er besorgte die wichtigsten Anglegenheiten des Landes, so daß in Krieg

und Frieden sein Rath den Ausschlag gab. Auch war Heresbach als herzoglicher Gesandte auf den Reichstagen zu Worms (1540) und zu Regensburg (1551), wo von herzoglicher Seite besonders die Ansprüche auf Geldern und die Reformation des Landes zur Sprache kamen, über welche letztere sich Heresbach mit den protestantischen Fürsten berathete. Doch des Herzogs Ansprüche auf Geldern wurden durch die Waffenmacht des Kaisers Carl V. vernichtet, und in dem Vertrage zu Venlo (1543), der diese dem Lande nachtheilige Streitigkeiten beilegte, mußte Wilhelm zur Erlangung des Friedens eidlich geloben, die römische Confession in seinen Landen zu erhalten und keine Neuerungen oder Abweichungen davon zu dulden. So in der Ausführung seines Lieblingsplanes gehemmt, ward Wilhelms unermüdliche Thätigkeit und Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen durch Heresbach auf einen andern würdigen Gegenstand gelenkt. Es war dies die Verbesserung der Rechtspflege, die den Landen sehr Noth that, weil das römische Recht den Zeitbedürfnissen wenig entsprach und die Landesgebräuche theils ungeschrieben, theils zwecklos und sehr oft widersprechend waren. Die Cleve'schen, Düsseldorfer und Jülich'schen Räthe wurden mit der Niederschreibung der Rechtsgewohnheiten (1550) beauftragt, und Heresbach erhielt den Auftrag der Redaction des neuen Gesetzbuches vorzustehen. Schon 1554 war das Hauptwerk vollendet, und mit dem Erscheinen desselben verbot Wilhelm die geistliche Jurisdiktion, sowie die Publikation der päpstlichen Bullen unter Todesstrafe. — Die Gymnasien zu Düsseldorf und zu Cleve wurden in dieser Zeit auch nach Heresbach's Rathe und Plan gestiftet und an denselben auch protestantische Lehrer angestellt. Wilhelm, obwohl er öffentlich aus angeführten Gründen nicht zur Augsburgischen Confession übertrat, blieb doch der Reformation günstig und suchte sie auf alle Weise zu fördern; er hielt die Jesuiten aus dem Lande, nahm die im Auslande verfolgten Protestanten auf, stellte viele kirchliche Mißbräuche ab und duldete sogar die Priesterehe. In ausländischen Religionszwisten trat er als Vermittler auf und zu diesem Zwecke wurde Heresbach (1551) als herzoglicher Gesandte nach Leipzig und (1557) nach

Worms gesandt, um die versammelten Fürsten zur Eintracht zu bewegen. Auch der Krieg wegen der spanischen Niederlande nahm Conrads Thätigkeit in Anspruch, der als Friedensbote oft zwischen die Entzweiten trat. Mehr aber als durch dies Alles machte er sich um das Land verdient durch die Errichtung von Volksschulen, zu welchem er den Herzog vermocht, der ihn mit dieser Anordnung beauftragte. Bisher waren Vicare und Kapläne die einzigen Lehrer auf dem Lande, und in den meisten Dörfern gab es nicht einmal Gelegenheit zum Unterrichte, der sich meist auf die Erlernung des Römischen Katechismus, beschränkte. Doch jetzt wurde die Zahl der Landschulen vermehrt, dieselben auch mit weltlichen Lehrern besetzt und dem Volke Gelegenheit dargeboten auch das Lesen zu lernen. So war Heresbach unermüdlich als Rechtsgelehrter, Theologe und Staatsmann beschäftigt und trieb dabei noch Sprachstudium, Geschichte und alle Zweige der Philosophie, wie die in dem Strudel seiner Berufsgeschäfte verfaßten Schriften bezeugen. In seiner Stellung als Minister (unter dem Rathsnamen) zeigte er die größte Uneigennützigkeit, nur auf das Wohl und den Nutzen des Landes bedacht, vor Allem die Bildung fördernd. Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmeten, fanden in ihm den wärmsten Freund, den getreuesten und kundigsten Wegweiser. Viele milde Stiftungen zeugen noch von seinem Streben die Geistesbildung zu fördern. Seinen Charakter zeichneten eine seltne Frömmigkeit, unerschütterliche Redlichkeit und lautere Humanität. Bei all seinen tiefen Einsichten, bei all seinem segenreichen Wirken blieb er bescheiden, fern von jeder Ueberschätzung. Aufwand vermied er, und war streng und mäßig gegen sich selbst, freigebig aber gegen seine Freunde. Geizig war er mit der Zeit und in allen Tugenden das Vorbild seines Regenten, bei dessen Erziehung er besonders dies Gute dem Lande schuf, daß Wilhelm für alle die weise Vorschläge, die Heresbach machte, stets ein geneigtes Ohr hatte und darauf einging. Doch der Herzog, der thätigste, einsichtvollste und tugenhafteste Regent des Landes verfiel im J. 1564 in eine schwere Krankheit und solche Geistesschwäche, daß eine Regentschaft der Stände nothwendig

wurde. Da brachten aber die Religionszwistigkeiten und heillosen Hofkabalen, wie sie bei solchen Regierungsausschüssen gewöhnlich sind, dem ergraueten Heresbach viel Unangenehmes und für sein gerades Gemüt Unerträgliches. Er verließ mit des Herzogs Bewilligung und ehrenvoller Entlassung den Hof, wo er fast fünfzig Jahre thätig gewesen und zog mit seiner zweiten Gattinn Mathilde, Freiinn von Loe, die er noch im 65. Jahre seines Alters geheirathet hatte, nach seinem Landgute Ryswick bei dem Dorfe Meer, wo er seine letzten Lebenstage von dem Geräusche des Hoflebens entfernt, den Wissenschaften widmete. Nach seinen Briefen und kleinere Gedichten führte er dort mit seiner Gattinn ein recht vergnügtes und idyllisches Leben, doch oft bekümmert über die immer mehr sich verwirrenden Angelegenheiten seines Landes, in welchem viele treffliche Anordnungen, die ihm ihren Ursprung verdankt hatten, jetzt untergingen. — Den Reichthum seines vielseitigen Wissens legte er noch in mehreren Schriften nieder, welche die verschiedenartigsten Sachen zum Gegenstande haben. So schrieb er über Fürstenerziehung, über den Landbau und bäuerliche Verhältnisse, über deutsche, griechische und lateinische Sprache; über historische, theologische, juristische und philosophische Gegenstände. Viele dieser Schriften wurden gedruckt. Einen großen Theil seines Vermögens vermachte er zu milden Stiftungen, seine sehr reichhaltige Bibliothek der Stadt Wesel. Er der größte Gelehrte und fähigste Staatsmann seiner Zeit starb in einem Alter von 85 Jahren, am 14. October 1576.

XXV.

Der Heidenkönig.

(Bergische Volkssage aus vorchristlicher Zeit.)

In jener fernen Zeit, als Cöln noch ein unbedeutendes Fischerdorf am Rheine war, Mühlheim aber schon als eine Stadt der Ubier blühte, lag über dem Land der Berge noch die Nacht des Heidenthumes. Die

Religion Wuodans that gar nichts zur Versittlichung und Friedensbildung des Volkes, sondern trug vielmehr dazu bei, es in seiner kriegerischen Rohheit zu erhalten. Fehden, Raub und Jagd war die einzige Beschäftigung der Männer. Nur dort, wo sie sich, wie die Ubier zu zu stetem Zusammenwirken niedergelassen hatten, kam ein bürgerliches Leben auf; die meisten Bewohner des Landes aber zogen in Heerden oder Stämme abgesondert durch die Gegenden, ohne bleibenden Wohnort die Stelle wählend, die ihnen reich an Jagdwildpret oder an Viehweiden Nahrung bot, aber dieselbe alsbald wieder verlassend, wenn die Jagd erschöpft, oder die Triften abgeweidet waren. Da kamen von fernen Süden gewaltige Krieger, ruhmgeschmückte Männer, (die Römer). Diese nahmen das Land ein als Herren und verbanden sich mit den Ubiern, um die freiheitstolzen Eingeborenen, die alles Fremde haßten, zu unterjochen. Allein dies war schwer, weil diese sehr kriegerisch und nicht an feste Wohnplätze gebunden waren; es gab eine blutige Zeit, voll von Kämpfen, in denen die milden Germanen zwar meistens zurück gedrängt, aber nur in einzelnen Haufen geschlagen und daher niemals völlig besiegt wurden. Die Zurückgedrängten aber hatten von den Fremdlingen gelernt, daß die Vereinigung in große Massen zum Siege förderlicher sei, als der Kampf in vereinzelten Haufen, und deshalb sprachen sie unter sich: »Lasset uns einen König über uns setzen, der allen unsern Stämmen gebietet, und laßt uns alsdann vereinet hinziehen, die Fremdlinge zu verjagen und deren Bundesgenossen, unsre ungetreuen Landeskinder zu vernichten!« da versammelten sich die einzelnen Familienväter und die Häuptlinge der Horden in einem großen Thale und wählten Einen aus ihrer Mitte, der allgemein für den stärksten und kühnsten galt, zu ihrem Heerführer und Gebieter. Der älteste Heidenpriester gab ihm ein gewaltiges Schwert in die Hand, zum Zeichen seiner Macht und er führte ihn dreimal um den Altar der Heidengötzen, die er vor den Feinden vertheidigen sollte. Dies war der Heidenkönig, der jetzt mit seinem großen Kriegsheere hervor brach, die Fremdlinge in vielen Gefechten schlug und über den Rhein zurück drängte. Da wurden auch die Städte am Rheine, Mühlheim und Wesubien,

die jetzt ihrer Schützer beraubt waren, erobert und bis in den Grund zerstört. Die Ubier, welche dem Schwerte des starken Heidenkönigs entronnen waren, ließen sich auf dem jenseitigen Rheinufer in einem Fischerdorfe nieder und gründeten so die nachmals so berühmte und heilige Stadt Cöln. Der Heidenkönig aber zog ringsher durch das Land und vertilgte alle Spuren der fremden Ansiedlung. So zerstörte er auch den Zwinger, der auf dem Bensberg stand, und alle Feinde, die er lebendig ergriff, wurden im Odinsthale dem Kriegsgotte Wodan oder Odin geopfert. Die Leichname der in der Schlacht Gefallenen aber wurden verbrannt und in Urnen oder Aschenkrügen auf den Schlachtfeldern begraben. Lange zog der Heidenkönig umher mit all seinem Volke, mit Viehheerden und den tragbaren Hütten, die er dort aufschlagen ließ, wo die besten Triften, wo die reichsten Jagden waren. Die über den Rhein geflüchteten Fremdlinge, die oft noch Einfälle wagten, schlug er jedesmal zurück und war mit Ruhm und Ehren gekrönt. Er hatte unermeßliche Schätze gesammelt und lebte heerlich und in Freuden. Aber der Neid der eignen Häuptlinge brachte ihm den Tod. Er wurde, als er in einem abgelegenen Walde einsam jagte, plötzlich überfallen und erschlagen. Als ihn die treuen Kriegsobersten gefunden, da haben sie mit großer Trauer und Wehklagen den Leichnam hinweggetragen und nebst seinen Sclaven mit vielen Schätzen, Rossen und Waffen in ein tiefes Grab eingegraben. Den Ort des Begräbnisses aber hielt man vor dem Volke geheim und bis heute hat noch Niemand das Grab des Heidenkönigs aufgefunden. Zwar ergeht ein Gerede, daß sich dieses Grab in der Gegend von Quettingen bei Opladen befinde, wo auch noch die Spuren eines großen Kriegslagers der Heiden zu sehen sind, und wo in unzählbaren Grabhügeln noch Urnen und Knochenreste gefunden werden; allein alle dortige Nachgrabungen haben den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Aus ferner Zeit stammt die abentheuerliche Sage, daß in des Heidenkönigs Grabe neben den Goldschätzen sich auch acht schöne Rosse befinden, die dort durch heidnische Zauberkraft fortleben und dem glücklichen Auffinder zufallen, damit sie ihm die im Grabe

befindlichen Schätze fortziehen in einem schönen Wagen auf dem die Kostbarkeiten ruhen. Viel sagt man von den wundersamen Eigenschaften dieser hell weißen Rosse, und demnach wäre ihr Besitzer auch ohne alle damit verbundenen Goldschätzen ein gemachter Mann. Aber wenige Menschen glauben jetzo mehr an der sonderbaren Wundermährchen aus der alten Heidenzeit, und die Leute, die noch von der Wahrheit derselben überzeugt sind, haben sich bisher vergebliche Mühe gemacht, den Schatz zu erheben. Es gehört hierzu die Kunst Negromantie oder die Schwarzkunst, von der angeblichen Farbe des Teufels also genannt, weil man dafür hält, daß alle Heidenschätze sich unter der Obhut des Bösen befänden, wie man denn auch von gräulichen Spukgeschichten erzält, die sich rings um die Heidengräber zugetragen haben sollen. Mehrere Leute haben gerühmt, sich auf das Schatzgraben zu verstehen, und behauptet sie seien im Besitze der ächten Wünschelruthe, wie auch des Christopfelsbüchlein. Die Wünschelruthe aber ist ein einjähriges glattes Haselstäbchen, das in einer gewissen Neumondnacht unter bestimmter Constellation mit dabei erforderlichen Ceremonien geschnitten und mit nothwendigen Formeln bereitet und besprochen werden muß. Diese gehörig bereitete Ruthe wird ins Gleichgewicht quer auf dem Zeigefinger der linken Hand getragen, und durch Herabneigen zeigt sie den verborgenen Schatz an. In dem Christophelsbüchlein aber sind sämmtliche Formeln und Ceremonien enthalten, die zur Erhebung des Schatzes nothwendig sind, sowie das Buch selber auch Zauberkraft besitzen soll. Kein Wort als die nöthige Formel darf bei dem Graben gesprochen werden: der geringste Laut macht alle Arbeit vergeblich, und aus den Händen sinkt der schon halberhobene Schatz auf einen unwillkürlichen Freuderuf in die tiefste Nacht der Erde. — Man sieht jetzt noch viele Stellen, wo man nach den Schätzen des Heidenkönigs vergeblich gegraben, und wie man sagt, ist man auch auf gute Zeichen gestoßen, aber es wurden die Formeln verletzt oder gehustet und fort war der Schatz, vergeblich alle Mühe. Dann kam, sagt man, ein großer Schwarzer Hund aus der Grube gesprungen und die Schatzgräber, die in dieser

Bestie den Teufel erkannten, stoben auseinander. Manchmal soll eigne Schuld der Schatzgräber denselben sogar das Leben gekostet haben. Davon wird gar Vieles und Vielerlei erzält mit namhafter Angabe der Personen, die sich auf die Negromantie verstehen; allein es ist noch Niemand von ihnen dadurch reich geworden, sondern diese sogar wie auch die Leute, welche in der Hoffnung den Gewinn zu theilen, Geld vorschossen, sind noch immer um Kosten und Mühe geprellt worden. Meistens aber kam dies durch Betrügerei des Einzelnen, der den Wunderglauben einfältiger Leute zu seinem Vortheil beuutzte. —

Dies ist, was man von dem Heidenkönig und dem Schatzgraben erzält. Ein der Geschichte kundiger wird finden, daß auch hier, zwischen Fabeln Wahrheit liege und ihm werden diese Sagen höchst interessant sein, sowie die vielen Grabhügel aus alter Heidenzeit, die sich rings im Bergischen, besonders in den Haiden der Rheinebene bei Thurn, Schlebusch, Opladen nnd Düsseldorf befinden, auch manchen vernünftigeu Mann zu sorgfältigen Nachgrabungen spornten. Wahrscheinlich sind die Stellen, wo diese Hügel (wie auf der Haardt bei Langenbrücken) sich zu Tausenden erheben, Schlachtfelder gewesen, auf denen die eingebornen sich untereinander oder gegen die Römer schlugen. Spuren von Lagerverschanzungen bestärken in dieser Vermutung. Die Opfer des Kampfes wurden dort, wo sie fielen, begraben nach heidnischem Gebrauche. Drum findet man jetzt in jedem dieser Hügel angebrannte Kohlen und Holzasche, dazwischen eine morsche Urne mit Gebeinresten des nach damaliger Religionsvorschrift verbrannten Todten. Oft auch werden irdene Trinkgeschirre, Amulete, Streitärte von Marmor und Stücke von zerschmolzenem Metall in und neben den Urnen gefunden, woraus sich schließen läßt, daß die gefallenen Krieger sammt den Waffen und Harnischen verbrannt wurden. Römische Münzen aus Gold, Silber und Bronze sind nicht selten in der Urne, aber immer nur einzelne; von eisernen Waffen gewahrt man Roststreifen im Sande, wo sie sich auflöseten. Aus der Ordnung, welche man bei sorgfältiger Beobachtung in der Folge der Hügelreihen

entdeckt, mögte man an einigen Stellen auf eine Schlachtordnung schließen können, sowie die höheren isolirt stehenden Hügel einen höheren Rang des Begrabenen zu künden scheinen. Leider sind die Nachgrabungen bisher mehr aus Gewinnsucht als um der Wissenschaft willen veranstaltet worden, und es bleibt zu wünschen, daß dieser Sache eine ernstere Aufmerksamkeit gegönnet werde.

XXVI.

Gunhilde.

(Bergische Klostersage aus dem 13. Jahrhandert.) (*)

Die Tochter des Vogtes von Angermund,
Gunhilde sie war geheißen,
Die machte mit Blicken viel Herzen wund,
Und edle Freier die gaben sich kund
In Worten und minnigen Weisen;
Jedoch Gunhild,
So zart und mild
Mit gar holdseligem Wesen,
Schon hatte den Bräut'gam erlesen.

»Mein Liebster, der ist Herr Jesu Christ,
Der Holde, der Ewiggetreue!
Ihn hab' ich erwählet auf alle Frist,
Der ewig die lauterste Liebe ist;
Ihn lieb' ich ohn' Wandel und Reue.
Hüllt Mütterlein
Auch Todesschrein,
Wird mir mit dem Bräut'gam der Seelen
Maria die Mutter nicht fehlen!«

So sprach Gunhilde von Angermund
An der Mutter noch frischem Grabe,
Und weint nicht mehr und brachte zur Stund
Im lautersten, seligsten Herzensbund
Dem Heiland sich selber zur Gabe.

So schönheitsklar
Ihr Antlitz war,
Stralt reiner noch Geist und Gemüthe,
Drin himmlische Liebe nur glühte.

Am Kloster zu Gräfrath, dort pochte sie an:
»O Schwestern gewährt mir die Bitte:
Da draußen die Welt, sie ficht mich nicht an,
Nur Einem dem bin ich zugethan,
Den such' ich in Eurer Mitte;
Deß Liebespracht
Ihr Tag und Nacht
In Worten und Weisen verkündet,
Dem wünsch' ich mit Euch mich verbündet!«

Im Kloster zu Gräfrath hat manches Herz
Dem Heiland gehalten die Treue,
Doch drängte die Einen hinein der Schmerz,
Die Andern, die wandten sich himmelwärts
Aus Mangel, Verzweiflung und Reue.
Doch reine Lieb
Gunhilden trieb,
Drum war ihr auch in Marien,
Die gütigste Mutter verliehen.

Die Liebe, sie ist ein unendlicher Quell,
Der nimmer und nimmer stocket,
Und sprudelt er einmal lauter und hell,
Und wird dann auch die verirrete Well
Zu den Sümpfen der Tiefe verlocket:
Sie sondert neu
Vom Schlamme sich frei,
Auf dem Kiese der Reu und der Leiden
Strebt sie zu den Blumen der Freuden.

Der Pater Goswin, ein üppiger Mann,
Der hörte zur Beichte die Nonnen;
Gunhildens Liebreiz ihn also umspann,
Daß bald er sie zu verführen nur sann
Und zu locken mit irdischen Wonnen;
Und ach! Gunhild
So gut und mild,
Sie ließ von dem Jüngling sich rühren,
Sie ließ sich vom Pater entführen.

Bald wurde der Friede der Unschuld gestört,
Unheiligen Gluten zum Raube,
Von denen sie Wundermährlein hört:
Ach! sorglose Reinheit ist leicht bethört,
Und getäuschet der kindliche Glaube.
In finstrer Nacht,
Gar heimlich sacht,
Verließ sie die heiligen Hallen
In des Bösen Netze zu fallen.

Die Flucht gar fern in ein fremdes Land
Sie war den Beiden gelungen;
Dort lebten sie lange in Sünd' und Schand,
Kein Priester segnet das Liebesband,
Mit dem sie der Böse umschlungen.
Kein Elternpaar,
Führt zum Altar
Die Buhlen, Fluch war der Segen
Und Verderben auf ihren Wegen.

Bald wurde die Armut der Flüchtigen Loos,
Zu Jammern ihr Kosen und Scherzen;
Zur Lilie verbleichte Gunhilde, die Ros',
Und ob der Wonnen, die sie genoß,
Nagt' Reu im verödeten Herzen;
Den Liebgenuß
Tauscht Ueberdruß,
Die Neigung Ekel und Hassen:
Bald sah sich die Aermste verlassen.

Zu fristen sein Leben durch Raub und Mord,
Trat Goswin zur Räuberbande;
Frech brach er der Welt u. dem Himmel sein Wort,
Und Gunhilde sie bettelt von Ort zu Ort,
Und durchweinte die fernen Lande.
Von Schaam beengt,
Von Reu gedrängt
Ob ihrem verlassenen Horte,
Gelangt sie zur Klosterpforte.

Am Kloster zu Gräfrath dort pochte sie an:
Ach! Pförtnerinn, kennt ihr mich wieder —
So elend verbleichet auf sündiger Bahn,
Und also zernagt von der Reue Zahn

Die jugendlich blühenden Glieder?
Ich bin Gunhild,
Einst rein und mild,
Doch jetzo mir selber ein Grauen,
Die Sündigste aller Frauen!

Ich bin es, die brach der Gelübde Band
Um schändlichen Lüsten zu fröhnen,
Ich bin's, die gelebet in Sünden und Schand;
Doch Reue, sie hat hierher mich gewandt,
Mit Buße den Herrn zu versöhnen.
Ja schließt mich ein
Zur herbsten Pein,
Laßt mich mit endlosen Qualen
Unendliche Schulden bezahlen!« —

»O Schwester, beglückt ist der Pförtnerinn Hand,
Die euch öffnet die heilige Pforte;
Wohl kenn' ich euch in dem zerfetzten Gewand:
Ihr habt es getauscht mit der Tochter der Schand
Und führet der Sündigen Worte!
Ihr wollt, Gunhild,
So rein und mild,
Im Kleide der Demut erscheinen,
Ja Demut erhebet die Reinen!

Ach! himmlische Sehnsucht, so wonnige Pein,
Sie bleichte die blühenden Wangen,
Mit Fasten und Buße, Gebet und Kastei'n
Habt ihr euch zernichtet des Leibes Gedeih'n
Um die Blüte des Geist's zu erlangen;
Das Kloster weiß,
Zu eurem Preis,
Nicht g'nug Lobsprüche zu künden —
O betet für meine Sünden!«

Gunhilde sie staunt, da wanket sie schon
Hinüber die heilige Schwelle:
»Und wär' es, was ihr verkündet nur Hohn,
Gern trag ich der Unthat verdienten Lohn,
Drum hin zur verlassenen Zelle!«

Sie kommt entlang
Den Pfeilergang —
Die Nonnen, die dort sich zeigen,
In Ehrfurcht sich vor ihr verneigen.

Und Staunen hielt ihr die Rede gebannt,
Sie konnte das Wunder nicht fassen;
Geleitet von einer unsichtbaren Hand
Sie bald in bekannter Zelle sich fand,
Die sie einst treulos verlassen.
Ihr scheint ein Traum
Der Jahre Raum,
Und die Flucht und das sündige Leben,
Und die Reu der Erinn'rung entschweben.

Und wie sie vor sieben Jahren gefleht,
Eh' sie die Verführung umsponnen,
So sank sie darnieder in brünst'gem Gebet,
Und fühlte die zagende Seele erhöht
Zu den seligsten, lautersten Wonnen.
Maria's Bild,
Es lächelt mild
Herab auf die thränenden Wangen,
Und Worte der Himmlischen klangen:

»» Du hast mich verlassen, geliebtestes Kind,
Doch hast du mich wiedergefunden!
Lieb machet für Fehler der Liebenden blind,
Die Schulden dir alle entlassen sind
Und geheilet der Reue Wunden!
Ein Engel hat,
An deiner Statt,
Bisher in der Zelle gewohnet —
So ward dir die Liebe gelohnet. ««

Und freudig riefen die Glocken zum Chor,
Zur Kirche eilet Gunhilde;
Dort sang sie so freudigen Dank empor,
Und ihre geläuterte Seele verlor
Die Welt in des Himmels Gefilde.

Dort wandelt sie,
Mit Mutter Marie,
Auf blumenumbordeten Wegen,
Dem treuesten Bräut'gam entgegen.

Im Kloster zu Gräfrath hat manches Gemüt
Dem Heiland gehalten die Treue,
Doch nimmer ist solche Liebe erglüht,
Als in Gunhildens Seele geblüht,
Nach Sünden und Schmerzen der Reue:
Drum sei ein Bild,
Uns in Gunhild,
Wie hier nach Verirrung und Sünden
Der Weg nach der Gnade zu finden.

(*) Anmerk. Diese für den Geist damaliger Klöster höchst charakteristische Sage erzält auch auf ähnliche Weise (im J. 1220) Caesarius Heisterbacensis in historiis lib. VII. cap. 35, in welchem Buche sehr viele solcher abentheuerlichen Begebenheiten durch die Mönchsphantasie ins Leben gerufen werden. —

XXVII.

Der starke Hermel.

(Ein altes bergisches Volksmährchen aus vorchristlicher Zeit.)

Es war in gar ferner Zeit, da kamen die Heiden (Römer) den Rhein herunter gefahren in großen Schiffen. Es waren gar mächtige Männer in eisernen Wämsern, vom Kopf bis zu den Fußsohlen geharnischt und versehen mit schrecklichen Mordwaffen, die sie gar wohl zu führen wußten. Und wo sie aus Land stiegen, da nahmen sie Alles was ihnen gefiel. Sie sagten, das Land gehöre ihnen, und die Früchte die darauf wüchsen,

gehörten ihnen, und die Leute, die es früher zu eigen besessen, müßten für sie zur Frohn kommen. Das wollten unsere Landsleute zwar anfangs nicht gutwillig zugestehen und setzten sich zur Wehre; es gab ein sehr blutiger Krieg; allein die Fremdlinge behielten doch die Oberhand, des Landes wurden sie mächtig und alle Leute mußten ihnen zinsen und dienen. So schalteten sie viele Jahre hindurch in großem Uebermute, es wurde mit den armen Frohnleuten je länger desto ärger, und kein Retter wollte sich zeigen, so daß eine große Unlust und ein groß Wehklagen anhub unter den Landeskindern, die früher frei und ungestört von dem Ihrigen gelebt hatten, und jetzt aber wie geringe Knechte behandelt wurden. Jedes Jahr wurden neue Fröhner aufgeboten und diese mußten für die fremde Herren alles verrichten was diese befahlen. Sie mußten, säen, pflügen, ärndten, dreschen, Holz herbei schaffen und alle mölich Dienste leisten. Da geschah es, daß einst ein gar hochgewachsener wilder Knab zur Frohn gerufen wurde. Derselbe war wohl über sechs Ellen hoch, breitschulterig und stark gebaut, dabei aber träg und gutmütig, so daß er kaum zum Zorne gereizt werden konnte, und einfältig wie es schien, so daß er Alles that, was man ihm zu thun hieß. Er war aus den Bergen zu Hause ein einziger Sohn und hieß der starke Hermel, Man sagt, er habe sieben Jahre lang seiner Mutter Brust getrunken und davon sei er so groß und stark geworden. Er war kaum zwanzig Jahr alt, als er zur Frohn kam. Die Fremdlinge waren des kräftigen Gesellen erfreut und gedachten, der werde ihnen ein schön Stückchen Arbeit verrichten. Als aber der Arbeitstag kam und die übrigen Frohnleuten schon lange in der Scheune am Dreschen waren, da lag der träge Hermel noch auf dem Stroh und schnarchte, von der Reise des vorigen Tages ermüdet. Man rief ihn auf und schalt ihn einen faulen Tagedieb, der gewiß hinter seinen Gesellen zurück bleiben werde; aber der junge Hermel ging in die Scheune, sah nach, was die Andern gedroschen hatten, sah sich den Fruchtvorrath einmal an und sprach mit Lachen, daß es wohl nicht nothwendig sei um so ein wenig Arbeit willen gar frühe aufzustehen; er wolle noch vor Mittag

mit dem ganzen Vorrath fertig werden, wenn man ihm nur einen Karren mit Stroh, so hoch er sich laden lasse für sein Lager und Brod und Fleisch, so viel er essen möge, zur Kost gebe. Dies wurde ihm zugesagt und Hermel ging hinaus in den Wald, holte sich einen Eichenstamm, den dicksten den er fand, und befestigte denselben mit einem Schiffseil an eine ausgewachsene Tanne. Dies war sein Dreschflegel, damit kam er in die Scheune, hob das Dach davon, daß es ihm nicht hindere, und drosch wacker darauf zu, daß das Stroh nicht anders umher stob, als habe es ein Wirbelwind ergriffen. In einer halben Stunde hatte er den ganzen Vorrath leer gedroschen. Darauf nahm er das starke Schieferdach zur Futterschwinge und schwang sie, daß die Spreu stob wie dichte Schneeflocken, und im Nu war das Korn gereiniget, das er in großen Bettsäcken auf den Speicher trug und dort aufschüttete. Die Heiden sahen dies mit freudigem Erstaunen. Als aber Hermel jetzt den ausbedungenen Lohn, nämlich den Karren mit Stroh zurecht setzte, da fingen die Herren doch scheel zu sehen an, denn der Hermel lud den Karren so hoch, daß die beiden vorgespannten Ochsen ihn nicht fortzubewegen vermochten, und da schlug er die Thieren mit der Faust zusammen, schirrte sie ab, warf sie oben auf das Stroh und zog dann den Wagen selber fort. »Ei!« rief er: »so bin ich denn mit dem Fleische auch schon besorgt; nun die Semmel noch! « — Dies wurmte den fremden Herren, und sie sahen ein, daß der stets willfährige Hermel ihnen eben so gefährlich als nützlich werden könnte. Drum gingen sie damit um, daß sie seiner los würden und hielten untereinander einen Rath, wie sie ihn aus dem Wege räumen mögten. Man hatte ihm am Abend ein paar Malter Mehl gegeben, woraus er für seine Gesellen Brod backen und selber satt davon essen sollte; allein als man am Morgen nachsah, da lag der Schlingel in festem Schlaf, der Ofen war kalt und weder Brod noch Mehl zu finden. Man rief ihn empor und fragte ihn darüber. Da besann er sich noch lange, die Augen reibend, und sagte endlich: »Ich habe die Brode, so wie ich sie aus dem Ofen genommen zu den Ochsenbrätlein für Semmel gegessen; um solch eine Abendmahlzeit mögt ich Euch wohl alle

Tage arbeiten so viel ich vermag. Da sprach einer der Fremden zu ihm: »Geh hinab, Hermel, in unsern Hof, dort sollst du einen Brunnen reinigen, der seine fünfzig Klafter tief ist und dafür sollst du ein Nachtmahl haben wie du begehrst.« — Hermel stieg in den Brunnen hinab und fing an, den Schlamm hinauf zu winden. Die fremden Gesellen aber wälzten eine Menge von dicken Steinen an den Rand des Brunnens, und als sie deren einen großen Haufen aufgeschichtet hatten, stießen sie denselben herunter, in der Meinung, daß der Hermel darunter zerschmettert würde. Der sang eben ein recht lustiges Lied zu seiner tiefen Arbeit. Anfangs ließ er sich durch die herabfallenden Steine nicht einmal stören in seinem Gesange. Endlich aber rief er: »So jagt doch die Hühner hinweg von dem Brunnenrande, denn sie scharren und scharren mir den Kiessand in die Augen, daß ich hier nicht fortarbeiten kann.« — Ei! dachten die droben, nennt er die Mauersteine noch Kiessand, so wollen wir ihm den Spott schon verleiden! Und da holten sie einen gewaltigen Mühlstein, woran zehn Mann mit Hebebalken fortschieben mußten und ließen denselben in den Brunnen hinab stürzen. Da jubelten sie und riefen: »Nun hat er seinen Theil!« Aber der Hermel lachte und rief noch lauter: »Dank für den schönen dauerhaften Kragen, den ihr mir umgethan!« — und als sie hinabschaueten in den Brunnen, da sahen sie ihn ruhig fortarbeiten und den Mühlstein um seinen Hals wie ein feines Krägleín. Da entsetzten sich die Heiden und wurden noch zorniger. Sie spannten acht Rosse an einen starken Lastwagen und holten eilig eine große Glocke herbei, so groß wie jetzt die Domglocken sind. Diese warfen sie in den Brunnen und dachten: sie müsse den groben Burschen doch wohl zerschmettern; aber der ließ sich dadurch noch nicht stören in seiner Arbeit und in seinem Gesange und rief: »Großen Dank, gestrenge Herren für eure schöne Schlafmütze, die ihr mir auf den Kopf gesetzt habt!« Und als sie hinab schaueten, da sahen sie, wie er unter der Glocke munter hervorguckte wie ein Tyroler aus seinem breiten Hutrande und wurden so verzagt, daß sie davon liefen; aber der Hermel, der jetzt den

Brunnen gereiniget hatte, und hervorgestiegen war, lief ihnen nach, beruhigte sie und betheuerte, daß er auch einen kleinen Spaß verstehe und gar nicht übel deute, was sie ihm auf solche Weise zum Geschenke machten. Als sie aber sich ihm wieder näherten, da sagte er: sie mögten ihm doch ein Stückchen Arbeit auftragen, indem der Abend noch fern sei und das versprochene Essen ihm erst nach voller Tageslast recht wohl gedeihe. Da gingen die Heiden aufs neue wider ihn zu Rath und sie hießen den starken Hermel hinabgehen in die Teufelsmühle, damit er dort die zu seinem Nachtmahl nothwendige Frucht mahle.

Die Teufelsmühle war aber ein verwünschtes Gebäu, wo der Böse seit Jahren sein verderblich Wesen getrieben und Alle, die hinkamen, umgebracht hatte, so daß Haus und Getriebe schon seit langer Zeit nicht mehr benutzt wurden. Als Hermel mit einigen Bettsäcken voll Roggen hinab ging, hofften die Heiden, der Teufel werde ihn ergreifen und ihm den Hals brechen, wie er dort schon manchem guten Gesellen gethan. Aber der Hermel, der von Gespenstern noch nichts wußte, übrigens aber auch den Teufel selber nicht fürchtete, schüttete auf und setzte den Mahlgang in Bewegung. Kaum fing es an zu rauschen und zu klappern, so kam ein Unhold in furchtbarer Gestalt heran und griff mit seinen ellenlangen Klauen nach dem Mahlknechte. Dieser jedoch wurde des Unholds mächtig und setzte ihn so fest auf den mahlenden Stein, daß ihm das Feuer aus den Knochen sprühte und er ganz jämmerlich um Freilassung anhielt; allein der Hermel ließ ihn nicht eher los, bis ihm das ganze linke Bein sammt dem halben Gesäß abgeschliffen war und da trollte sich der Böse hinweg mit Geheul und Fluch auf einem Bein im Kreisel umher hüpfend. Die heidnischen Herren wunderten sich höchlich, als sie den Hermel mit seinem Mehl am Abende wohlbehalten aus der Teufelsmühle ankommen sahen. Noch mehr aber erstaunten sie, als sie vernahmen, wie er den Teufel ausgetrieben habe. Sie mußten nun dem Fröhner das bedungene Abendbrod, sowie auch zwei Ochsen überlassen, und indem dieser nach der Mahlzeit mit seinem Steinkräglein und

seiner Metallmütze sich aufs Ohr gelegt hatte, sannen sie auf neue List, wie sie seiner los werden könnten. »Denn,« sagten sie, »wenn der Bursche einmal seine Kräfte und auch uns recht kennen lernt, so sind wir allesammt verloren und drum ist es die höchste Zeit mit ihm aufzuräumen.«

Da riefen sie ihn auf mit dem Anbruche des Tages und sprachen: »Hermel, wenn du noch länger bei uns bleibst, so machst du uns zu armen Leuten; drum sollst du hinabgehen in die Hölle und dem Teufel sagen, daß er dir einen Sack mit Geld gebe, so schwer du tragen kannst, dann sollst du auch gute Tage haben bei uns.« Der Hermel aber erwiederte: »Ich weiß weder Weg noch Steg dahin, aber wenn ihr mir einen Wegweiser mitgebt, so will ich wohl hingehen und dem Geizhals die Ohren reiben, auf daß er euch willfahre!« Da gaben sie ihm einen Jungen mit, der führte ihn bis an den Heidenkeller zu Vollberg und als der Junge wieder heim kam und erzälte, daß der Hermel in die Teufelshöhle hinabgestiegen sei, da frohlockten die Heidenherren und riefen: »Jetzt haben wir gewonnen Spiel, der Hermel kommt nun nicht wieder, denn der Hahn ist nirgend so frech als auf seinem Mist und der Teufel nirgends so mächtig als in der Hölle, und es ist so klar wie die Sonne, daß er dem ungeschlachten Burschen jetzt den Garaus macht; der Schlingel ist gar wohl aufgehoben!« So sagten, so jubilirten die Heiden; aber der Hermel stieg hinab in den Heidenkeller und kam durch einen langen düstern Gang, wohl eine Stunde Weges, immer tiefer, bis er endlich zu einer verschlossenen Thüre gelangte, die ihm den Weg versperrte. Da trat er mit aller Macht gegen die Eisenthüre, daß sie mit großem Gepolter hinstürzte, und er blickte hinab in den großen Raum, der soweit er nur sehen konnte von unzäligen Feuern erhellet wurde. Da gewahrte er allerlei wundersame Gestalten in der Ferne umher schweben und große Fledermäuse stoben ihm um den Kopf. Die schlug er mit dem Sack, den er mitgenommen, links und rechts um sich nieder und schritt keck die große Treppe hinunter. Aber ihm entgegen hüpfte der Teufel, dem er am vo-

rigen Tage das Bein sammt dem Hinterbacken abgeschliffen hatte. Der hatte das Krachen der Thüre vernommen und kam mit Wutgebrüll und in grimmiger Gestalt heran, um zu sehen, was es dort gebe. Kaum jedoch hatte er den Hermel erkannt, da floh er, um sein einziges Bein besorgt, heulend so schnell hinweg, daß die Luft davon pfiff und rief seinen Herrn, dem Obersten der Teufel, der noch viel grimmiger aussah. Der fragte den Hermel, was er wolle, und zugleich griff er hin, ihn beim Halse zu fassen; aber der schlug ihn auf die Finger, daß ihm die Knochen brummten und trug kecklich vor, weshalb er hergekommen sei. Da sagte der Oberteufel, er wolle drei Stücklein mit ihm um die Wette thun. Wenn er die gewinne, so solle er das Geld haben; verliere er die aber, so solle er ihm mit Leib und Seele zugehören ewiglich.

»Nur heraus damit!« sagte Hermel. Da holte der Teufel ein großes Jagdhorn, das war wie ein Färbekessel so weit unten und da sollte es nun drum gehen, wer am stärksten hinein blasen könnte. Der Teufel blies einen Ton, daß der Boden zitterte, und sechs Feuer, die am nächsten standen, ausgingen. Darauf blies auch der Hermel und da gab es keinen Ton, sondern einen Knall und das Horn zersprang wie eine Seifenblase, und dem Teufel flog ein Stück von dem Metall an den Kopf, daß ihm die Hörner wackelten, und die Nase blutete. Wohl hundert Feuer waren von dem Luftzug erloschen. Da wunderte sich dessen der Höllenfürst und er holte einen großen Stein, der war wie ein Backhaus so dick, und warf ihn steilrecht in die Höhe wohl zwanzig Ellen hinan. Als aber der Hermel nun auch nachwerfen sollte, da wog er den Stein erst lange in der Hand wie einen Federball, und dann sagte er: »Ich will, ehe ich werfe, schnell hinaufspringen in den Wald, und mir einige Eichenstiele holen, die dicksten Stämme, die ich finden kann.« — »Und was wolltest du damit? wozu das?« fragte der Satan. »Damit wollte ich dies Gewölbe stützen!« erwiederte Hermel: »denn sonst werf' ich, daß es los bricht, und dann sind wir alle hier verloren!« — Da wurde der Teufel so gar verzagt, daß er seine Wette

verloren gab, und sich zum dritten Male nicht wollte beschämen lassen. Der Hermel packte den großen Bettsack, den er mitgebracht hatte, so voll Gold und Silber als es anging, und brachte Alles glücklich herauf zu den Heidenherren, die sich über seine Widerkehr mehr ärgerten, als sie das Geld froh machte, denn sie sagten: »Der Bursche wird uns über kurz oder lang noch alle zu tode schlagen!« Und wiederum machten sie einen Anschlag, wie es dem Hermel ans Leben gehen sollte.

Da er eben Vormittag war, sandten sie den Teufelsbändiger hinaus in den Wald, wo er mit andern Frohnleuten Holz fällen und herbei fahren sollte. Doch als er dort gemäß seiner Gewohnheit das Mittagsschläfchen hielt, bei welchem er in so tiefen Schlummer zu sinken pflegte, daß auch das stärkste Geräusch ihn nicht zu erwecken vermochte, so schichteten die Heiden eine Menge von Holz und Stroh um ihn her, zündeten dies an, und jubelten und jauchzten um das Feuer das sich mit wachsender Glut erhob, und den starken Hermel zu verzehren schien. Lange hatte dieser von den um sich verbreiteten Flammen, und von dem Dampfe nichts gewahrt, bis es ihm endlich doch unter der Glocke warm wurde, und er an zu husten fing. Da richtete er sich auf, Kleidung und Haare versengten; er sprang über den Feuerkreis und zornig geworden, ob dieser Störung seines Mittagsschläfchens riß er einen Eichbaum aus, und schlug die Fremdlinge all zu todt, wo er sie fand. Keinen verschonte er. Die sich nicht zeitig über den Rhein machten, kamen Alle ums Leben, und man hat seitdem diese frohe Heidennation nie mehr in unserer Heimat gesehen.

Dies ist die Sage vom starken Hermel, die im Bergischen wie in den angrenzenden Landen noch fortlebt, und deren Held zum Sprichworte wurde, denn „so stark wie der Hermel“ deutet dem bergischen Landmanne die höchste Riesenkraft. Daß die Sage sehr alt sei, und wirklich in vorchristliche Zeit hinausreiche, unterliegt keinem Zweifel. Ueber deren Ursprung aber ließ sich manche Vermutung aufstellen. Eine Verkümmerung der Arbeiten des Herkules kann sie nicht sein, weil sie gerade nur im Volke lebt, und eine ganz fremde Ten-

denz hat. Der Herkules, welcher nach Tacitus (Germ. cap. III. pr: auch in Deutschland gewesen sein soll und in Schlachtliedern der Germanen besungen wurde, hat zwar auch Aehnlichkeit mit dem Namen: allein wahrscheinlich ist's, daß hier der Römer den griechischen Namen unserm deutschen Odin unterschob, und daß unter dem starken Hermel der deutsche Hermann zu vorstehen sei, dessen Thaten noch lange in deutschem Volke fortlebten, und von Landleuten immer mehr in ihren Ideenkreis herabgezogen, und endlich zu solcher Sage verzerret wurden. So leben im Hardtgebirge auch noch altdeutsche Volkslieder von dem Cherusker Hermann, denen nicht minder Abendtheuerliches beigemischet ist, und daß historische Thaten in Sagen also ausarten können, davon haben wir unzählige Beweise. Der Name Hermel als Diminutiv oder Abkürzung von Hermann ist in einigen Gegenden nicht minder gebräuchlich als das mehr minderdeutsche Manes oder Mansel von Hermannus.

XXVIII.

Der lustige Rath zu Düsseldorf.

(Geschichte aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.)

Zu Düsseldorf vor der edlen Stadt
Stand Herzog Wilhelms lustiger Rath
Und schaut auf Busch und Gras und Strauch,
Die grün geschwellt des Frühlings Hauch,
Auf denen die Vöglein lustig hüpfen
Und singend von Blüte zu Blüte schlüpfen.
Der Narr sonnt sich im erquickenden Rhein
Und trinkt begierig die Flut hinein,
Vergißt von holdem Traum beglückt
Wo immer auch der Schuh ihn drückt.
Wie er so sehet halbberauscht,
Mit Einem Male der Anblick tauscht:
Es kommt ein Bäuerlein hergegangen,
Das läßt den Kopf gar traurig hangen,

Das ächzet, stöhnet, seufzet auf
Und läßt den Thränen freien Lauf.
»Mein Gott! was habt Ihr auf der Seelen?
Was kann euch so zur Unzeit quälen?
Mir däucht, wer Augen hat zu sehn,
Der müßte in lauter Lust vergehn!« —
»Ja wohl! ja wohl, mein bunter Herr,
Noch gestern hatt' ich kein ander Begehr;
Doch heut bin ich ein geschlagener Mann,
Mein Glück, mein Hab und Gut zerrann!« —

»So lange der Lebensfunke noch glimmt
Die Hoffnung auch nicht Abschied nimmt.
Theilt immer mir euren Kummer mit,
Das ist zum Troste ein guter Schritt!« —

»Noch gestern hatt' ich Hof und Gut,
Für Weib und Kind noch frohen Mut,
Doch heute bin ich am Bettelstabe,
Der Junker raubte mir Hof und Habe:
Rechtshändel zettelt er mit mir an,
Durch Schliche und Kniffe die lange Bahn
Zog er mich von einem zum andern Geding
Bis daß mein Letztes verloren ging
Und ob ich des besten Recht mir bewußt,
So kam ich doch zu dem grausen Verlust!« —

»Im besten Rechte, und doch verloren?
Da soll mich der Geier! — wenns auch geschworen!«

»Hier sind die Briefe, Klagen, Urkunden
Wie ich gezwickt bin und geschunden!« —

Er warf in den Koth den Pack in Hast,
Den der Schreiber wohl abgefaßt;
Der Narr hobs auf: »Ich mögt' es wohl lesen,
Versteh' etwas vom rechtlichen Wesen;
Mit Gajus und Justinian
Fing ich's auf der hohen Schule an,
Der Schwaben- und der Sachsenspiegel
Verstrickten mich dann in ein feines Geklügel,

Mit den Glossatoren, der anderen Zunft
Bracht' ich mich ganz von Sinn und Vernunft.
Doch was man auch je gelernt und gethan,
Es kommt die Stund, daß man's brauchen kann.
Beim Geier — richtig! hier Schwarz auf Weiß!
Ward nicht den Richtern die Hölle heiß?«

»Der Junker wußte zu klügeln, zu schmeicheln!«
»Doch vor dem Kanzler, da half kein Heucheln?«
»Ich bat und flehte und blieb geprellt
»Der Reiche immer Recht behält!« —
»Doch zu dem Herzog — der Weg steht offen!
»Ja das war gestern auch mein Hoffen!
Der Herzog schien des Streitens müd,
Mit Andermanns Auge die Sache sieht!« —

»So stehen die Dinge freilich schlimm;
Doch bist du vor rechter Schmiede. Vernimm:
Wenn das gute Recht am Galgenbalk,
So hilft noch oft der Narr, der Schalk!
Hast du Vertrauen und kannst du erhaschen
Noch Einen Thaler in deinen Taschen,
So geb' ich der Sache einen andern Lauf!« —
»Der letzte Thaler hier; — jetzt ist's auf —
Den will ich dir geben, den letzten verzetteln
Und Morgen von Thüre zu Thüre betteln!« —

»Damit hat's nicht sobald hier Noth;
Hör' wie wir wenden, was dich bedroht:
Wir laufen mit dem Geld zur Stunde
Zu allen Glöcknern in die Runde,
Gewinnen jeden, bezahlen ihn
Zu Mittag die Todtenglocke zu ziehn.
Vor's Schloß du mit dem Stoß hier, flink
Kommst du herein auf den ersten Wink!
Bei Gott! der Spaß ist zum Entzücken,
Es kann nicht fehlen, so muß es glücken!« —

»Und wenn ich auch nichts versteh' noch errath,
Ich folge dem Narren, dem lustigen Rath;

Die Klugen mich brachten zum Bettelstabe,
Vielleicht verhilft er mir wieder zur Habe!« —

So sprach der Bauer, getröstet flink
Er mit dem Narren die Runde ging;
Stellt dann sich zur Lauer. Zur Mittagszeit
Der Herzog schritt in buntem Geleit
Zur Tafel im Räthe- und Junkergemisch;
Der Narr saß allein an seinem Tisch.
Der Herzog ließ sich das Mahl behagen,
Truchseß und Mundschenk fleißig tragen;
So eben will er n'en Bissen schlingen —
Auf einmal da alle Glocken erklingen
Mit langgehaltenem tiefen Klang
Ein Sterbegeläut, ein Grabgesang.
Herzog Wilhelm hielt auf der Gabel den Bissen,
Schaut um sich, die Augen weit aufgerissen:

»»Wer war denn krank hier in der Stad,
Der's Zeitliche heut gesegnet hat?
Der Mann hat wahrlich viel zu bedeuten,
Da alle Glocken der Stadt ihm läuten!«« —

Die Herren, sie schauen sich an und fragen,
Kein Junker weiß ein Wort zu sagen;
Doch wie noch einer den andern mißt,
Da hebt sich der Narr zur selben Frist:

»Ich, Herzog, lieget dir etwas d'ran,
Vom Trauergeläute dir künden kann.
Wohl war es ein harter Todesfall,
Wohl trauern im Lande die Gauen all,
Wohl luget ein jegliches Auge stier,
Daß hinsank deines Reiches Zier;

O Wehe! Wehe dem armen Geschlecht,
Es sank auf die Bahre das gute Recht!
Die Junker, die Räthe, sie schauen verdutzt,
Der Herzog blicket auf und stutzt.
Der Narr erhebt sich von seinem Ort,
Hoch scheint er zu wachsen, laut schmettert sein Wort,

Sein Auge blitzet gewaltige Glut,
Es fällt dem Höfling dem Schmeichler der Mut.
»Bisher fand immer Schirm und Schutz
Das gute Recht gen Grimm und Trutz
Der Mächtigen in deinem Geding.
Dein edelster Hort verloren ging;
Verstoßen hast du es hoffnungslos,
Du gabst ihm selber den Todesstoß!
Das Unglückselige anzudeuten,
Ließ ich umher die Glocken läuten!« —

»»Noch immer Räthsel? So sprich doch klar!«« —
»Herr, nehmet diesen Bauern wahr,
Schauet die Urkunden, leset die Briefe,
Und sehet wie fein versteckt das Schiefe!
Der Junker war reich, der Richter genehm,
Sie machten sich's mit dem Gesetze bequem,
Und Ihr glaubt also wie man spricht,
Und sehet den Wald vor Bäumen nicht!« —

Der Herzog winket dem Bauersmann,
Schaut aufmerksam die Schriften an;
Des Zornes Blitz aus dem Auge bricht:
»»Bei Gott, da war ich hinter dem Licht!
Doch Alles soll haarklein sich finden,
Der Schuldige ärndte den Lohn der Sünden;
Dir Bauer soll werden genau, was dein,
Das Recht soll mir nimmer begraben sein.

Und das Geläute der Todtenfeier,
Es werd' ein freudiges Festgebeier!
So oft die Glocken die Stadt erwecken,
So mögen sie alle Schlechten erschrecken.
Doch Freund, wie soll ich dir vergelten?
Vorab soll Niemand dich Narr mehr schelten,
Die Pritsch und Kapp mag ein Anderer tragen,
Sei Kanzler! ich will dich zum Ritter schlagen.««

»Gestrenger Gebieter, für so viel Gnaden,
Wie könnt' ich mich da des Dankes entladen?

Ich bitte, verstoßt nicht den lustigen Rath,
Der Kanzler kommt wohl für ihn zu spat.
Ja früher — wer weiß, was aus mir geworden,
Doch bin ich jetzt einmal im Schelmenorden,
Und wie mir däucht, und so Euch's gefällt,
Bin ich an die rechte Stelle gestellt,
Und drücke den Daumen recht auf die Augen
Hier manchen Gesellen, die nicht viel taugen!«

Anmerk. Mitgetheilt von W. v. W. Zu des Herzogs Wilhelm IV. Zeit, der im Jahre 1539 zur Regierung der Lande Cleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg kam, stand es mit der Gerechtigkeitspflege in unsrer Heimat sehr schlimm, und unter allen, die darüber klagten, stehr der biedere Herzog oben an. Dem Mangel abzuhelfen erließ er (1550 — 1554) eine neue Rechtsordnung und wurde so der bergische Justinianus. Es war damals so recht die Zeit der Schalks- und Hoffnarren, die sich aus dem Mittelalter bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts erhielten. Unter der Narrenkappe stak oft ein heller Verstand und in der Schellenjacke ein rechtschaffenes Herz, so daß diese sogenannten lustigen Räthe als beständige Gesellschafter der Fürsten mehr Gutes erwirkten, als das bepuderte Rathskollegium mit all seinen hochgelahrten Perrücken. —

XXIX.

Die churfürstliche Ohrfeige.

(1613.)

In dem altgriechischen Heidenthume hatte ein Apfel selbst auf dem Olymp den heftigsten Zank erreget; eine viel süßere Frucht aber setzte unsere Heimat, Deutschland, ja fast ganz Europa in lodernde Kriegesflammen.

Unter Wilhelm IV. hatte das Herzogthum Cleve-Jülich-Berg seine höchste Macht und seinen höchsten Glanzpunkt erreicht, so daß dieser Fürst es wagen durfte, selbst mit Carl V., einem der mächtigsten deutschen Kaiser in einen Kampf zu treten, der anfangs für den Herzog einen so günstigen Erfolg gewann, daß in dem neidischen Frankrich Sieges- und Freudenfeste veranstaltet wurden über die Niederlage des kaiserlichen Heeres. Aber Wilhelm IV., ein eben so weiser als tugendhafter, thätiger und kraftvoller Regent, fiel in eine schwere Krankheit, die ihn für immer seines Verstandes beraubte. Sein Sohn und Nachfolger, Johann Wilhelm I. hatte nie welchen besessen, war zum geistlichen Stande bestimmt, und wurde zuletzt, da der Regentenstamm anderer männlichen Sprossen entbehrte, zum Herzoge und Erhalter des Fürstenhauses berufen. Man mußte ihn seines Wahnsinnes halber in einer Art Gefangenschaft halten und seine Lande wurden durch Räthe und Stände regiert. Diese, mehr auf eigene Bereicherung als auf das Landeswohl bedacht, und unter sich eifersüchtig und entzweit, besonders aber durch die immer mehr im Lande sich verbreitende Reformation hingegeben den schändlichsten Cabalen und Partheiungen, die Leidenschaft nur erzeugen kann, — brachten Alles in Verwirrung, verdreheten das Recht, drückten die Unterthanen und verbreiteten Sektenhaß, Elend und Unsicherheit rings umher. Es kam soweit, daß die erste Gemalinn des Herzogs, Jacobea von Baden in ihrem Bette erdrosselt

wurde; der Herzog selber aber starb (25. März 1609) höchst wahrscheinlich an Gift, nachdem er zu einer beinahe zwanzigjährigen Regierung blos den Namen hergegeben hatte. Sein Tod brachte dem Lande noch größeres Unheil, als die unglückſame Regierung. Er veranlaßte einen erbitterten Krieg, der 57 Jahre lang das Herzogthum erſt verwüſtete und dann zerſplitterte. Johann Wilhelm hatte aus beiden Ehen keine Kinder hinterlaßen. Seine älteſte Schweſter Eleonore war mit dem Herzoge von Preußen, Albrecht Achilles vermält und in den Ehepakten beſtimmt worden, daß bei Abgang männlicher Erben ſie und ihre Nachkommen die Regierung des Herzogthums Cleve-Jülich-Berg, Mark und Ravensberg antreten ſolle, wogegen Preußen aber an die Schweſtern Eleorens 400,000 Goldgulden zur Abfindung zu entrichten habe, welcher Ehevertrag von den Kaiſern Ferdinand I. und Maximilian II. beſtätiget wurde. Eleonore hatte mit dem Herzoge eine einzige Tochter, Anna, welche ſich mit dem Churfürſten von Brandenburg, Johann Sigesmund vermälte. Dieſer forderte jetzt auf den erwähnten Ehevertrag und frühere Cleve-Jülich-Bergiſche Hausverträge, welche die Erbfolge in weiblicher Linie ſicherten, geſtützt, den alleinigen Beſitz der Erbſchaft Johann Wilhelms. Schon am 4. April ſandte er einen Bevollmächtigten nach Cleve, Düſſeldorf und Jülich, welcher durch ein churfürſtliches Patent den erledigten Beſitz ergriff und die Landſtände dem Churfürſten huldigen ließ. Zugleich ſandte Johann Sigismund ſeinen Bruder, den Markgrafen Ernſt von Brandenburg als Statthalter nach Cleve. Gleich darauf aber erſchien auch der Sohn des Pfalzgrafen, Philipp Wilhelm, der in Benrath, Düſſeldorf und Jülich gleichfalls Wappen und Patente anſchlug, ſich huldigen ließ und die ganze Erbſchaft in Anſpruch nahm, indem er behauptete: das Recht des Brandenburgers ſei erloſchen, weil Eleonora noch vor dem Erblaſſer Johann Wilhelm geſtorben nnd daher ſeine noch lebende Mutter, Anna, die einzige Erbinn der vereinigten Lande ſei. Der Pfalzgraf von Zweibrücken aber, Namens ſeiner Gemalinn Margaretha, der dritten Tochter Wilhelms IV., und der Markgraf

von Burgau, Namens seiner Gemalinn Sibilla, der jüngsten Schwester Wolfgang Wilhelms, forderten Theilung der Erbschaft. Brandenburg hielt sich an den Hausverträgen wie an der bisher in den Landen beobachteten Erbfolge. Da gab es denn ein heftiger Wort- und Federstreit, der bei der Hartneckigkeit der Partheien bald ernster und blutig zu werden drohete. Das Recht sollte mit dem Schwerte dargethan werden! Aber ein Dritter, der Kaiser, drohete das bestrittene Erbe als erledigtes Reichslehn für sich wegzunehmen und nun mußten die Streitenden sich vorerst vereinigen, um nicht alle leer auszugehen. Bis zur ausgemachten Rechtsstreitigkeit, die eine gütliche Theilung schlichten sollte, beschlossen Brandenburg und Neuburg die verwaiseten Lande gemeinschaftlich zu regieren, jeden fremden Eingriff mit verbrüderten Waffen abzuhalten und die Einkünfte gewissenhaft zu theilen. Diese Einigkeit bestand so lange als Oestreich und das mit den Landen früher auch belehnte Sachsen drohetens das von dem Erzherzog Leopold in Besitz genommene Herzogthum Jülich wurde von den vereinigten Fürsten wieder erobert und das kaiserliche Heer vertrieben. So blieb es bis zum Jahre 1613, und man hegte allgemein die freudige Hoffnung, daß die Erbfolge friedlich ausgeglichen werde. Man sprach sogar von einer Theilung der Länder, und zu größerer Befestigung der Eintracht wurde zwischen dem noch unvermälten Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm und der Tochter des Churfürsten eine Ehestiftung verabredet, zu welchem Ziele diese beiden Fürsten in Düsseldorf zusammen kamen. Wie es bei den Deutschen von jeher üblich war, wurde zur gegenseitigen Beredung ein festliches Gastmahl in dem herzoglichen Schlosse veranstaltet, und dort war man mit der Ehestiftung bald fertig, aber die Mitgift mußte noch bestimmt werden. Der Churfürst schlug vor, dem Pfalzgrafen Jülich und Berg nebst einer ansehnlichen Summe zukommen zu lassen; allein dieser, vom Weine erhitzt und immer kühner werdend in seinen Forderungen, verlangte sämmtliche Lande zur Mitgift. Der Churfürst schwieg als über einen unverschämten Antrag, auf den man eben nur auf ähnliche

Weise antworten dürfe. Als er aber vermerkte, daß es dem Pfalzgrafen damit voller Ernst sei und dieser immer ungestümer auf ihn eindrang, da empörte sich sein Zorn und dieser wie der Weinrausch ließen ihn sich so sehr vergessen, daß er dem Pfalzgrafen eine derbe Ohrfeige darlangte.*) Wolfgang Wilhelm gerieth außer sich vor Zorn, er schimpfte und tobte; man griff zu den Degen, und das so friedlich begonnene Gastmahl würde mit Fürstenblut bemakelt worden sein, wenn die Dazwischenkunft der Hofleute ein solches Unglück nicht verhütet hätte. Doch an eine friedliche Uebereinkunft war jetzo nicht mehr zu gedenken. Dem persönlichen Hasse wurde das Wohl der Unterthanen geopfert, und Privatrache verheerte das Land mit Feuer und Schwert.

Johann Sigismund reisete ab, von den Drohungen des Pfalzgrafen verfolgt; beide Theile suchten Verbündeten und rüsteten sich zum Kriege. Um bei der Gährung des Religionsstreites die Hülfe des Kaisers und der katholischen Fürsten zu erhalten, legte die Politik dem Pfalzgrafen ein zweckförderndes Mittel nahe. Er vermälte sich mit Magdalene, einer baierischen Prinzessinn und trat am 15. Mai 1614 öffentlich zur katholischen Confession über.**) Dafür wurde ihm der Beistand der Ligue und ein spanisches Jahrgehalt zugesagt. Der Churfürst aber verband sich mit den reformirten Generalstaaten. — Noch in demselben Jahre rückte der Prinz Moritz von Oranien mit den holländischen Truppen für Brandenburg ins Feld und der Spanier Spinola führte ihm für Neuburg 50,000 Mann entgegen. Da wurden die Lande durch feindliche Truppen verheeret und durch befreundete Heere ausgesogen. Dörfer und Städte wurden geplündert,

---

*) Der große Friedrich II.. König von Preußen, erzält diese Begebenheit auch in seinen Briefen. —

**) Der Jesuit Theodor Ray, Verfasser der Schrift: „Animae illustres Montensium, Cliviae etc.“, welcher den Pfalzgrafen in die Römische Kirche einführte, trat nachher selber zum Protestantismus über.

verbrannt. Neben dem politischen Kampfe rief der Religionszwist die ärgsten Greuel hervor. Durch die Anmaßungeu der mächtigeren Bundesgenossen verloren die streitenden Fürsten ihre Selbständigkeit; ihre Stimme verhallte im wilden Kriegsgetümmel; fremde Heerführer brandschatzten in ihren Landen. Das Kriegsglück schwankte, der Kampf that kein Erbrecht hervor und nur die Unterthanen waren zu beklagen. Waffenruhm wurde vertragen uud gebrochen; Theilungsverträge wurden angenommen und dawider gehandelt. Die Religionsspaltung blieb der Grund unzäliger Reibungen und die Wiedererweckerinn des Kampfes. Es war eine Zeit des Elends, wo alle Billigkeit, alles Recht, alle Menschlichkeit von der Erde genommen zu sein schien. Neuburg drückte die Protestanten, Brandenburg quälte zur Vergeltung die Katholiken. Priester reizten das Volk und führten die Scheeren gegeneinander; alle Bande des Bluts, alle bürgerliche Verhältnisse waren gelöst. Der Haß stieg, Mangel und Elend vermehrten sich und nur gänzliche Erschöpfung brachte kurze Ruhe. Selbst der westphälische Friede (1648) setzte in Jülich-Cleve-Berg dem Kampfe noch kein Ziel. Er wütete hier fort bis endlich 18 Jahre hernach (1666) eine feste Theilung zu Stande kam und der äußere Friede gesichert wurde. Neckereien wegen der Religion dauerten noch lange fort. Aber die Lande hatten unsäglich gelitten. Städte waren zerstört und Dörfer und Weiler abgebrannt, die Aecker lagen öde, Handel und Gewerbe stockten; die an Zahl und Habe verringerten Bewohner wurden zuletzt noch durch ansteckende Seuchen, die Folgen des Krieges, zu Tausenden hingerafft. Nur langsam konnte die Erholung gedeihen. Und dieses Unglücks Keim lag in einem Erbstreite, er wurde genährt durch Religionspartheiung und gewecket durch eine derbe Ohrfeige.

XXX.

Die Hochzeit zu Bensberg.

(In der Christwoche 1295.)

Der junge Graf von Berge, Wilhelm, Graf Adolphs Sohn,
Der sang zu Köln die Mette im Stifte Gereon.
Da naht die Trauerbotschaft von seines Bruders Tod,
Der ohne Sohn verschieden und von des Landes Noth.

Wilhelm ließ Stift und Mönche: von hellem Muth entbrannt
Trabt er mit Schwert und Sporen wohl durch sein Heimatland.
Hoch auf dem alten Bensberg ein Fest gefeiert ward,
Dort nahm zur Ehe Wilhelm die Gräfin Irmengard.

Schön Irmengard von Cleve ward dort ihm zum Gewinn;
Wohl trug vom Berge Wilhelm davon gar frohen Sinn.
Als Mönch im Chor zu singen, dies ist zwar wohl und gut;
Doch besser ist's zu üben, was Noth dem Lande thut!

Zu freien und zu feiern das bringt zwar große Freud',
Doch droht ein Feind dem Lande, ists nicht zum Feiern Zeit!
Es klang im Schloß zu Bensberg ein frohes Hochzeitsfest,
Es kamen eingeritten gar hohe edle Gäst'.

Der Graf von Clev', von Jülich und auch der von der Mark
Die waren dort beisammen, drei Helden kühn und stark.
Wohl kreiseten die Becher, wohl tönte der Toast;
Doch Ernstes auch beriethen zusammen Wirth und Gast.

An Adolph von dem Berge noch jüngst die Treue brach,
Von Cöln der Bischof Siegfried zu seines Namens Schmach;

Es war der Graf geschlagen mit grimmer Kerkernoth,
Daraus ihm bald erwachsen ein qualenvoller Tod.

Noch droht Siegfried dem Lande mit frechem Söldnerhauf,
Er pochte durch die Grafschaft in wildem Siegeslauf.
Da einten sich zum Bündniß Graf Wilhelm und die Drei,
Sie schwuren heiße Rache und hielten es mit Treu.

Vom Schlosse Bensberg zogen sie von dem Hochzeitsmahl
Und glänzten hoch zu Rosse im Kleid aus hellem Stahl;
Sie zogen übern Rheinstrom mit Roß und blanker Wehr,
Dort zwischen Bonn und Weßling stand Siegfried's Söldner-Heer.

Der Bischof mitten drinnen, der bösen Tücke voll,
Mit einem finstern Herzen, drin Blutgier kocht und schwoll:
Da gab es ein Getümmel um Helden brav und kühn,
Von ihnen wird man sagen, so lang die Berge grün!

Wohl mocht' der Bischof fluchen, sein Fechten frommte nicht,
Es hielten die vom Berge ein strafendes Gericht;
Herr Diederich von Cleve bewies sich kühn und stark,
Und Eberhard der Tapfre bracht' Ehren seiner Mark.

Von Jülich Herzog Walram, der war da frisch zur Hand,
Daß bald des Bischofs Heerbann dem Feind den Rücken wandt'.
Mit Siegfried's schnödem Prahlen war's rein jetzt abgethan —
Wie klettert er so eilig den Godesberg hinan!

An Bonn vorbei im Sturme, flog jubelnd froher Sieg,
Gar schnell war er beendet der blut'ge Rachekrieg.
Drauf zogen Ruhmumstrahlte den Bensberg bald hinauf,
Sie brachten Ehr' und Beute daher im Siegeslauf.

Nun war's zu Bankettiren und sich zu freuen Zeit,
Der Jubel folgt der Arbeit, die Ruhe heißem Streit;
Es tönte Sang und Zitter im reichgeschmückten Saal,
Es kreis't mit goldnem Weine der silberne Pokal.

Da scholl so mancher Trinkspruch zu Ehr dem jungen Paar,
Da kos't man froh und heiter nach dräuender Gefahr.
Der Bischof über'm Rheine, der ward so kirr und zahm
Und kroch durch seine Schlösser gleich Kröten matt und lahm.

Wie trauert' er so kläglich um Fahnen, Mann und Roß!
Doch drüben scholl der Jubel zu Bensberg auf dem Schloß. —
Das war die Schlacht bei Weßling, wo Wilhelms Ruhm ersproß,
Das war die Hochzeitsfeier zu Bensberg auf dem Schloß!

Anmerk. Adolph VI., der auf dem Turnier zu Neuß (Siehe 1. Heft S. 89.) umkam, hatte mit seiner Gemalinn Margaretha von Hochsteden mehrere Söhne, von denen Wilhelm, weil der ältere Bruder Adolph als Siebenter seines Namens zur Regentschaft kam, den geistlichen Stand erwählte. Adolph VII. besiegte in der berühmten Schlacht bei Woringen den Erzbischof Siegfried von Cöln und nahm ihn gefangen in rechtlicher Fehde, bis ein Friede zu Stande kam (1289), den der Erzbischof beschwor. Doch seine Niederlage und Gefangenschaft zu rächen, bemächtigte sich Siegfried des arglosen Grafen mitten im Frieden durch teuflichen Verrath, und marterte ihn durch beispiellose Qualen zum Tode (1295). Adolph hinterließ keine Söhne und darum wurde der Probst Wilhelm, sein Bruder, zur Regentschaft berufen. Wilhelm trat aus dem geistlichen Stande, vermälte sich im Christmonat 1295 auf dem gräflichen Schlosse Bensberg mit der schönen Irmgard, einer Tochter des Grafen zu Cleve*). Die versammelten Hochzeitsgäste vereinten sich zu einem Bündnisse, und beschlossen den gewaltigen Erzbischof für die an dem Grafen Adolph verübte Unthat zu züchtigen. Berg, Cleve, Jülich und Mark rückten mit dem Beginne des Frühlings in das Erzstift und am 6. März 1296 kam es zwischen Bonn und Weßlingen zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher der Erzbischof an der Spitze seiner Reisigen gänzlich geschlagen und auf seinem festen Schlosse Godesberg belagert wurde. Doch des Erzbischofs Freund und Zögling, Kaiser Adolph von Nassau vermittelte

---

*) Irrig wird sie eine Gräfinn von Arensberg genannt, wie das mortuarium des Klosters Altenberg, wo sie mit ihrem Gemale begraben liegt, ausweiset. Siehe v. Zuccalmaglio Geschichte von Altenberg.

eine Sühne und der friedliebende Graf Wilhelm vom Berge gab die Belagerung auf. Er einer der besten Regenten von Berg, starb am 21. April 1308 und liegt in dem Fürstenchore der Altenberger Klosterkirche begraben.

XXXI.

Scenen aus dem Leben
Eberhards und Adolphs,*)
der Grafen von Berg und Altena.
(Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.)

1. Die Brüder.

Adolph II. von Berg und Altena hinterließ aus seiner Ehe mit Margaretha, Gräfinn von Käferberg aus Thüringen zwei Söhne, Adolph und Eberhard. Bei seinem Tode (1112) waren diese noch minderjährig, und die tugendsame Mutter stand der Verwaltung des Landes vor. Graf Dietrich von Cleve aber, ein naher Verwandter des bergischen Grafenhauses, übernahm die Erziehung der Jünglinge, die an dem damals weit berühmten Hofe zu Cleve gar bald Alles erlernten, was hohen Fürstensöhnen ziemet. Dies waren meistens nur Waffenübungen, und darin hätten die Zöglinge wohl keinen bessern Meister finden können, als den mannhaften Dietrich, dessen Ruhm in Deutschland groß war, und welcher sich auch unter dem Herzoge Gottfried von Bouillon in Palästina herrliche Lorbeeren erfochten hatte. Was aber für die Jünglinge ihren Aufenthalt in Cleve noch schätzbarer machte, waren die Altersge-

*) Zu den Quellen dieser Geschichte, welche man in den Notizen zu der Legende der selige Eberhard, im ersten Hefte dieses Werkleins findet, sind noch zu merken: des Mönchs Canisii Schriften, dann Theodor Ray, Animae illustres p. 152 und das Cistertium bis tertium S. 615, wo auch über Gezelin.

nossen Dietrich und Engelbert, die jungen Grafen von Cleve und Walram, der Sohn des Herzogs Heinrich von Limburg, die mit den Grafen von Berg erzogen wurden, sowie die clevischen Gräfinnen Mathilde und Adelheid, die in züchtiger Jungfräulichkeit mit eben solcher Zaubermacht zu den stillen Prunkhallen des Schlosses angezogen, als das Ungestüm der heitern Jugend in die Ferne rief. Diese clevischen Fürstenkinder waren aber nicht die Söhne und Töchter des Grafen Dietrich, sondern Sprossen von dessen Bruder Arnold, der, nicht ein so gewaltiger Kriegsheld wie jener, das wahre Glück der Unterthanen dem Glanze der Waffen vorzog, und den Geschäften und Künsten des Friedens mit rühmlichem Eifer oblag. Er zog die jungen Fürstensöhne auch zu der Liebe für die Wissenschaften, und besonders Eberhard von Berg wurde sein eifriger Schüler. Oft wenn Adolph sich mit den übrigen Genossen unter Dietrichs Führung bei Jagden und Turnieren umher trieb, blätterte der stillere Eberhard mit seinem Oheim Arnold in belehrende Schriften, oder besprach sich mit demselben über Sachen, die bildender sind, als Kampf und Waffengeräusch. —

Zwei Jahre nachdem die beiden Grafen nach Cleve gekommen waren, zog Graf Dietrich (1114) wiederum nach Palästina, das von den Sarazenen bedrohete heilige Grab schützen zu helfen, und die Jünglinge kamen bald darauf in ihre Heimat zurück. Hier sollten sie sich dem letzten Willen ihres Vaters gemäß in die Regierung des Landes theilen, so daß Adolph der Aeltere die Burg Berg an der Dhün mit der südlichen Hälfte des Landes, Eberhard der Jüngere aber das Schloß Altena mit dem Landsstrich erhalten sollte, der jetzo ohngefähr mit den Grenzen der Grafschaft Mark bezeichnet ist. Doch unter den Grafen herrschte eine so innige Bruderliebe, daß sie gar nichts Getrenntes besitzen mogten und die Regierung gemeinschaftlich zu verwalten beschlossen. Drum setzten sie einen wackern Ritter zum Burggrafen über das Schloß Altena und wohnten mit ihrer Mutter, die auch jetzt noch nicht allen Antheil an den Regierungsgeschäften verlor, auf der umfangreichen Burg Berg oberhalb

Odendahl auf einer steilen Felshöhe an der Dhünbache gelegen. Nachdem Adolph aber Adelheiden, die ältere Tochter des Grafen Arnold von Cleve als Gattinn heimgeführt hatte, erbaute er (1118) auf der Stelle eines verfallenen Edelhofes das Schloß Neuenburg an der Wupper, das sich durch anmuthige und zur Befestigung geeignete, Lage wie auch durch seine Größe und Pracht auszeichnete und bezog es mit seinem Hoflager. Eberhard blieb mit seiner Mutter auf dem Stammschlosse seiner Ahnen, das forthin der alte Berg oder die alte Burg genannt wurde. Doch waren die Brüder meistens beisammen, und nur alsdann, wenn der Eine in den Heerbann oder an das Hoflager des Kaisers berufen wurde, blieb der andere zum Schirme des Landes daheim. In den Fehden fochten sie immer zusammen und bezeigten sich als wackere Helden. Auf dem Turnier zu Gottingen (1119), wo sich beide Brüder bei dem Herzoge Lothar von Sachsen, dem späteren deutschen Kaiser Lothar II. befanden, wurde besonders Eberhard wegen seiner Ritterlichkeit und Kampffertigkeit belobet. — Es hat sich die Sage aufbehalten, daß beide Brüder, wenn sie in der Heimath ihre Schlösser bewohnt, sich in früher Morgenstille mit ihren fernschallenden Hüfthörnern von den Zinnen der höchsten Thürme aus den Morgengruß gesandt und durch verabredete Tonzeichen sich verständigt hätten, wo sie sich treffen, wie sie dem Tag zubringen wollten. Immer in dem Beginne der Morgendämmerung sah man die Grafen auf die Thürme steigen, und dann fanden sie sich bald darauf zur fröhlichen Jagd oder zu fernerem Ritte mit wackerem Gefolge zusammen. Wer aber zuerst gegrüßt hatte, dem mußte der Bruder auf den ganzen Tag über als Gast folgen. Aehnliche Sagen erzählen noch viel von brüderlicher Zuneigung, wie diese sich in Lust und Gefahr immer offenbaret habe. Doch solche Sagen sind fast immer mit Wunderbarem und Abendtheuerlichem, das jener fernen Zeit anklebt, getrübt; sie sprechen in der eigenthümlichen Legendensprache des an derartigen Bilder reichen Mittelalters und sind daher weder als Lügen zu schelten, noch so, wie sie sind, für geschichtliche Urkunden von Wort

zu Wort aufzunehmen. Die Summe der Wahrheit aber, die aus jenen im Volke noch fortlebenden Mährchen zu schöpfen ist, bleibt das schönste romantische Gemälde von brüderlicher Eintracht, lauterer Frömmigkeit und reiner Liebe, auf welchem der Blick nach dem Toben der Schlacht und der Oede einer an höherer Menschheitsbildung armen Zeit so gerne verweilet. Alle Scenen aus dem Leben dieser Brüder tragen solchen Charakter.

---

2. Emma.

Nach dem Wunsche des Vaters sollte Eberhard sich dem Regentenleben widmen und durch ihn ein zweiter Dynastenstamm in den Grafen von Altena hervorsprossen. Doch die Mutter Margaretha hätte den jüngern Sohn lieber mit den geistlichen Würden bekleidet gesehen. Der Ahnherr des bergischen Grafenhauses hatte durch eine schreckliche Blutthat, die er arg getäuschet in Jähzorn verübt, die Ehre seines Geschlechtes bemakelt, und die Schuld des Vaters zu büßen, hatte einer seiner Söhne sich dem Himmel geweiht, d. h. er war ein Mönch geworden. Dies hatte den Vater, den die Reue über den Mord der schuldlosen Gattinn zu Boden zu drücken geschienen, beruhiget und es war eine Sage entstanden, daß das Geschlecht der Grafen von Berg nicht untergehen werde, solang aus jeder Generation ein Fürstensohn sich dem geistlichen Stande weihe. Mag man hier nun dieser prophetischen Sage, oder höheren Absichten gefolgt sein, oder mag ein Alles lenkendes Geschick auch hier mit unsichtbarer Hand zur Erhaltung des Grafenstammes geleitet haben: es ist damit wenigstens eingetroffen. Eberhards Vaterbruder, der kölnische Domprobst und spätere Erzbischof Bruno, wie auch Margaratha hegten die Hoffnung, daß Eberhards stilles Gemüt ihn zu dem geistlichen Stande lenken würde. Des jungen Grafen frühe Liebe zu den Wissenhaften, die damals fast ausschließlich blos von der Geistlichkeit geübt wurden, und zu den damalichen Le-

genden- und Klosterschriften hatten sie in dieser Meinung bestärket, allein ihre derartige Wünsche schienen gänzlich vereitelt, als sie den ritterlichen Jüngling jetzo im Kampfgeschmeide an der Seite des Bruders erscheinen sahen und ein inniges Liebesverhältniß kund wurde, womit er seine schönsten Lebenshoffnungen verbunden hatte. Emma, die Tochter des Ritters Andreas von Odenthal war mit Eberhard aufgewachsen. Schon die Nähe der elterlichen Burgen hatte die Edelkinder zu Jugendspielen gemacht, und wenn Eberhard seinen Altersgenossen, den jungen Adelbert von Odenthal, den Bruder Emma's, besuchte, so nährte sich mit der Freundschaft für diesen auch die Liebe zur Schwester, die wie die zarte Hagerose auf dem Felsen in deutscher Züchtigkeit und seltner Schönheit empor blühte. Eine solche Liebe, die schon zwischen Kindern unverstanden gelächelt, flößt bei ihrer Zunahme und Offenbarung im reifern Jugendalter die himmelschöne Ueberzeugung ein, daß die Herzen schon ehe sie sich selber weder kannten noch verständigten, für einander bestimmt gewesen seien. Da ist nur Eine Seele und Eine Liebe, wie Eine Ewigkeit, und diese Liebe ist ewig und ewig beglückend. So träumte Eberhard, so Emma. Das Glück Adolphs, das diesem an der Seite der clevischen Grafentochter Adelheid geworden, gab den Farben, womit der ihm so vertraute Bruder auch das Ziel seines Herzensverhältnisses ausmalte, höheren Glanz. Adolph wünschte nichts sehnlicher als den Bruder auch von dieser Seite in gleichem Glücke zu sehen, und schon war es kein Geheimniß mehr, daß der Graf von Altena die tugendsame, wunderschöne Tochter des Ritters von Odenthal zur Hausfrau heimführen werde. Schon war der Tag der Verbindung bestimmt. Aber ein dunkles Geschick waltet über den Sterblichen und auch die noch so schön erträumte Zukunft bleibt zu oft nur ein Traum.

Wäre Emma auch ihrer lautern Tugend, ihrer Herzensgüte und hohen Schönheit halber wohl eines Königssohnes würdig gewesen, so schien doch Manchem ihre Herkunft von einem minder namhaften Dynasten für einen so mächtigen weitberühmten Grafen zu nie-

drig, und besonders die Mutter Margaretha nahm hier, wie denn Mütter bei solchen Dingen Alles aufs schärfste nehmen, nicht geringern Anstoß. Dies war auch wohl die Ursache, weshalb die angeführte Sage wegen der Erhaltung des Grafenstammes so angelegentlich wieder aufgefrischet und Eberhard von allen Seiten zugerannt wurde. Doch mogte er die Quelle solcher Anmutungen wohl erkannt haben. Er ließ sich wenigstens dadurch nicht irre machen, und statt in der festen Treue gegen seine Geliebte wankend zu werden, wurde ihm durch tägliche Intriguen der Stand, zu welchem ihn letztere bestimmen sollten, nur immer mehr verhaßt. Doch die Macht derjenigen, die den mächtigen Grafen in ihre Mitte zu ziehen hofften, gab sich ihm zu bald kund und verödeten jenen Erdenhimmel, den er sorglos vor schwarzer, schleichender Tücke erbauet hatte, für ewig.

Es begab sich, daß Eberhard nach Speier reiten mußte zu dem Kaiser Heinrich V., der ihn mehrere Monate in seinem Gefolge aufhielt. Als er nun über Mainz zurück kam, traf er dort am erzbischöflichen Hofe eines Abends mit vielen bekannten und fremden Fürsten und Edelleuten zusammen, worunter sich mehrere befanden, die das Kreuz genommen hatten, um die bereits schon wankende Macht des Königs von Jerusalem befestigen zu helfen, und eben auf dem Wege nach Venedig waren, wo sie sich einschiffen wollten, um zu dem heiligen Grabe zu gelangen. In dieser Gesellschaft, die ein fröhliches Gelage vereint und aufgeweckt hatte, wurde von gar vielen weltlichen Dingen gesprochen, und so kam man denn auch auf die Minne und den Werth der Weiber, den besonders ein junger Kreuzritter vom Rheine, Walter von Leuberg mit Namen, auf eine solche Weise herabzusetzen sich unterfing, daß es die meisten Anwesenden beleidigte. Nur die Geistlichen, welche sich in damaliger Zeit in den Schmähungen gegen das andere Geschlecht so wohl gefielen, zollten Waltern, der übrigens als ein roher Wüstling bekannt war, ihren Beifall. Als aber der Leuberger sich vermaß, die Treue eines jeden Weibes zu besiegen, so wurden die Stimmen der Ritter gar laut gegen ihn, und wäre er nicht zu der Kreuz-

fahrt als eine geheiligte Person bezeichnet gewesen, so würde mancher der Anwesenden ihn in die Kampfschranken gefordert und seine Lügenhaftigkeit mit dem Schwerte bewiesen haben. Die Rücksichten aber, die fromme christliche Ritter gegen die Kreuzfahrer hegten, und deren vom Papst mit Bannflüchen umkreiſete Unverletzbarkeit schienen den Vorlauten so kühn gemacht zu haben, der sich spöttelnd gegen Eberharden, der sich besonders der verläumdeten Jungfräulichkeit angenommen hatte, vermaß: er vermöge ihm Beweise zu Handen zu liefern, welche des Grafen Vertheidigung beschämen würden. Es war hohe Zeit, daß das Gelage beendiget wurde, denn Eberhard hatte die zweideutige Rede und der freche Hohn des Ritters so empört, daß es fast zu Händeln würde gekommen sein. Doch der Erzbischof von Mainz trat mit all seiner hohen Würde zwischen die erhitzten Herren, und so gingen sie noch friedlich auseinander. Eberhard aber höchst entrüstet gegen den unverschämten | Leuberger. Das währte bis am andern Morgen, als der Graf vom Berge nach den Kreuzrittern sich umsah. Er erhielt zur Antwort, daß diese schon in aller Frühe abgereiſet seien, der Leuberger aber einen Brief an Eberharden zurückgelassen habe, der nach des Kreuzritters Aussage von großer Wichtigkeit sei und den Grafen von seinem eiteln Liebeswahne befreien werde. Der Brief war einem Probste übergeben worden, der nicht sogleich zu finden war. Erst gegen Abend erschien dieser mit der ringsum versiegelten Pergamentrolle, die Eberhard von düstrer Ahnung ergriffen kaum geöffnet, als ihm Emma's Verlobungsrings, den er ihr vor wenigen Monaten noch zum Zeichen ihres ewigen Herzenbundes verehrt hatte, entgegeu rollte. Kaum mogte er seinen Augen vertrauen bei diesem Funde, und in dem Schrecken und Erstaunen darüber war er des Schreibens fast vergessen. »Sie ist todt!« war sein erster Gedanke; es überlief ihn mit Eiseskälte. »Der Inhalt des Schreibens, das ihr in Händen habt, mögte euch wohl Auskunft darüber geben« sagte der Probst, aber Eberhard schien ihn nicht zu hören, bis dieser es mehrmal wiederholte. Da sah er in die Rolle, aber

die Schriftzüge schienen ihn abzuschrecken gleich höllischen Gestalten. Das Pergament entfiel seiner; der Geistliche hob es auf und las laut; doch kaum hatte er einige Zeilen verkündet, da sprang Eberhard außer sich herzu, riß dem Lesenden die Schrift aus der Hand und eilte, sich wie ein Verzweifelnder gebärdend, hinaus nach seinen Rossen und Knappen rufend. »Gott steh' uns bei! der arme Graf ist besessen! er ist von Sinnen« sagte der Prost zu den Rittern, die voll Besorgniß für den Grafen diesem nacheilten. Der ließ sich weder halten noch in eine Erklärung seiner auffallenden Umwandlung ein. Mit seinen Dienstleuten schlug er unverzüglich die Straße ein, welche der Leuberger gegen Straßburg hinauf genommen hatte. Doch der Probst erzälte, daß in dem Briefe gestanden habe, wie der Leuberger dem Grafen den Wankelmuth der Weiber an der eignen Geliebten beweise, deren volle Gunst ihm nur wenige Stunden der Bewerbung gekostet habe, und wozu er den von Emma zum Geschenk erhaltenen Ring, in welchem sich Eberhard's Name und Wappen eingeschnitten befanden, als Wahrzeichen beilegte.

Das unbefangene Gemüt des Grafen war des Argwohns nie fähig gewesen und wie früher von der reinen Tugend Emma's überzeugt, so war ihm jetzt ihre Schuld gewiß. Der Brief hatte ihm noch außer dem Ringe auch solche Verhältnisse entwickelt, deren Entdeckung ihm die furchtbarste Gewißheit aufdrang. Doch nicht Verachtung und kalte Gleichgültigkeit gegen die Treulose, sondern die rasende Wut der Verzweiflung hatte in des Grafen Herzen die Liebe vertauscht, und das Gefühl der gekränkten Ehre spornte ihn den Verführer zu vernichten, ehe er in den Kreis der heimatlichen Freunde treten durfte. Doch weder in Weißenburg noch in Straßburg und Basel fand er den Kreuzritter; auch in Venedig nicht. Da sandte er seine Knechte zurück in die Heimat mit der Nachricht, daß er zu dem fremden Erdtheil hinüber schiffen werde, um dort unter den heiligen Palmen ein ehrenvolles Grab zu suchen. Und während sich daheim Liebe und Freundschaft um ihn bekümmerten; durch-

strich er in düsteren Sinnen das Meer. Es sollte ihn von Allem scheiden, was ihm früher so theuer gewesen.

Als er in Jerusalem ankam, fand er alles in der größten Verwirrung. Der König Balduin II. war von den Türken gefangen und das ganze Land in Kriegesflammen. Eberhards Schwert war den christlichen Fürsten willkommen, ihm das Gewirre der Feldschlacht; aber was er suchte, der Tod auf heiligem Boden, wurde ihm nicht, obwohl er sich nicht nur mit der größten Unerschrockenheit, sondern mit dem Trotze der Verzweiflung allen Gefahren blos stellte. So war es auch in der Schlacht bei Azotum, wo dreitausend Christen unter dem Reichsverweser Eustachius Regnier über die fast sechsfache Zahl der Aegyptier den glänzendsten Sieg davon trugen, und wobei Eberharden einen großen Theil dieses Ruhmes zukam. Von dem Leuberger, der er so lange gesucht, hatte er bisher noch nichts erfahren können; am Abende nach jener Schlacht aber, als die Sieger das feindliche Heerlager erstürmt hatten und auf die Wahlstatt zurück gekehrt waren, dort für die Verwundeten Sorge zu tragen, wurde er von einem verstümmelten auf den Tod verwundeten Ritter angerufen, der sich ihm als den Walter von Leuberg zu erkennen gab. Des Grafen Zorn gegen den Störer seines Glückes verwandelte sich in Mitleid, als er ihn in dem Zustand eines Sterbenden erblickte. Walter aber dankte dem Himmel, daß er ihm auf wunderbare Weise Gelegenheit geboten habe, durch das Geständniß des schwersten seiner Verbrechen, die Verläumdung einer engelreinen Jungfrau, seine Sündenschuld zu mindern. Und nun vernahm der Graf mit Entsetzen, welches teufliche Lügengewebe ihn von seiner Geliebten fortgerissen habe. In der Abwesenheit Eberhards waren die abscheulichsten Ränke gegen seine Verbindung geschmiedet worden. Als das Fräulein zur Beichte hatte gehen wollen, und der Mönch an ihren gefalteten Händen den unglücksamen Ring stralend gesehen, hatte er ein solches Kleinod als der schuldigen Demut zuwider erklärt und das Sakrament verweigert, sofern sie dies Zeichen der Eitelkeit nicht ablege. Die fromme Jungfrau hatte

gehorcht und so war ihr der Ring entwendet worden, welcher die schändlichste Erdichtung bewahrheiten sollte. Walter von Leuberg, dessen Vater in großer Freundschaft mit dem gefürsteten Abte zu Siegburg lebte, hatte sich von einem Mönchskomplotte zur Vollendung der Täuschung verführen lassen, indem man ihm vorgespiegelt, daß eine solche Lüge, welche zu den heiligsten Zwecken geschehe, nur verdienstvoll sein könne. Der Verwundete wollte noch den Grafen um Vergebung bitten, allein der fortwährende Blutverlust raubte ihm die Kraft, seine Lippen erstarrten, und bleich und starr wie die Leiche stand Eberhard in dem Kampfe mit sich selber. Sein Zweifel an der Tugend Emmas schien ihm ein schwarzes Verbrechen und ihm blieb nur Ein Weg, der zur Heimat, wo er sein Unrecht wieder gut zu machen und von der Verläumdeten Verzeihung erhoffte. Zehn Monate schon hatte ihn der unseligste Wahn umher getrieben, doch jetzt leuchtete über das peinliche Bewußtsein jener Kränkung die feurigste Sehnsucht und freudigste Hoffnung. Aber bei der schwierigen Jahreszeit erschien kein Schiff, das ihn zur Heimat bringe. Endlich kam er nach Genua und die seit seiner Abreise mit dem zweiten Frühlingsgrün geschmückte Heimat betrat er zwischen Ahnung und Freude zitternd. Er fand das Grab der Geliebten: der Schmerz um den Theuern hatte ihr junges Leben zerknickt.

---

3. Der Büßende.

In düstern Gram verloren, lebte Eberhard auf seiner väterlichen Burg zum Altenberge. Seine Mutter Margaretha, die an dem Unglücke des Sohnes, sowie an den gegen Emma geschmiedeten Ränken nicht geringen Antheil haben und welcher alle Besorgniß Anderer um den jüngsten und liebsten ihrer Söhne zum peinlichsten Vorwurfe gereichen mußte, war zu ihrem Bruder, dem Grafen Sieghard von Käferberg in Thüringen hinüber gezogen. Zu Adolphs fröhlicherem

Hoflager kam Eberhard selten. Er fand den Bruder meistens jagend in den finstern Waldungen, wo er seiner Schwermut ungestörter nachhängen konnte. Alle seine Lebenshoffnungen waren vereitelt, das Theuerste hatte er verloren. Nur die Bruderliebe hielt ihn noch in der Heimat, da sonst ihn nichts zu fesseln vermochte, und gewiß würde er seinen Gram hinter Klostermauern verborgen haben, wären ihm nicht die Mönche, denen er Emma's Verläumdungen zurechnete nur immer mehr verhaßt geworden. Doch die Vorsehung leitet auf dunkeln Wegen zu ihren großen Zwecken, und der Mensch, mag er ihr auch oft zu entfliehen scheinen, er gelangt zu seiner Bestimmung.

Vergebens hatte Adolph versucht, seinen Bruder aus der Einsamkeit in ein regeres Leben hervorzuziehn. Da wurde ihr Jugendfreund Herzog Walram I. von Limburg, der durch seine Ehe mit Mathilde von Cleve auch mit Adolph verschwägert war, in eine Fehde mit dem Herzoge von Brabant, Gottfried dem Bärtigen verwickelt und bat die Brüder um ihren Beistand. Eberhard zog mit seinem Bruder, dem Jugendfreunde zu Hülfe, und bald kam es jenseit der Maas bei Thaldorf, einem Weiler unfern dem Kloster Morimont zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Brabänter gänzlich geschlagen wurden. Doch die Freude des glorreichen Triumphes vergällte der Verlust des Grafen Eberhard. Weder unter den Todten noch unter den Verwundeten ward er gefunden, und Gefangene hatten die Brabänter nicht gemacht; man rief, man suchte nach ihm vergeblich. Man wartete Tage — Wochen — Jahrelang; Eberhard kam nicht zurück. Da sandte Adolph Boten durch das ganze Reich, durch Frankreich und Italien, diese fragten in jeder Stadt, in jedem Dorfe, in jedem Kloster; sie zogen Gnadenbilder, Eremiten und Wahrsager zu Rathe. Nach Jahresfrist kamen alle Traurig zurück, keiner hatte die Spur des Vermißten aufgefunden. Da beweinte man ihn als todt. — Doch Eberhard war von einer dunkeln Macht wiederum in die Ferne gerissen. In der Schlacht bei Morimont hatte man ihn zuletzt tapfer kämpfen sehen; dort bei der Verfolgung des

Feindes zu rasch, war er von einem Haufen umzingelt und durch den Schlag einer Streitaxt zu Boden geschmettert worden. Der fliehende Feind hatte ihn für todt gehalten und die entfernten Genossen hatten ihn im Gewirre der Schlacht verloren. Doch war der Graf nicht tödtlich verletzt, sondern er erwachte bald aus seiner dumpfen Betäubung. Er erhob sich und wankte über das Schlachtfeld. Dort lagen über 900 kräftige Männer, deren Tod von Tausenden bejammert wurde. Durch seine Hand und für ihn waren Viele gefallen, viele erschlagen und verstümmelt worden. Er sah hierin eine schwere Blutschuld, und der vernichtenden Kampflust fluchend, nahm er sich vor, mit Losreißung von allen Weltbanden ein strenges Bußleben zu führen. Die Gelegenheit sich von seinen Freunden unbemerkt zu trennen und den Nachforschungen eine unwirksame Richtung zu geben, war gerade günstig. Er ergriff ein lediges Roß und trabte durch Wald und Haide, bis er einen Eremiten fand, der ihn von seinen Wunden heilte und in dem vorgefaßten Entschlusse noch mehr bestärkte. Durch dessen Kunst unkennbar gemacht in schlechtem Pilgerkleide, zog er den Rhein hinauf über die Alpen nach Rom, wo er seine Gemütsruhe zu erlangen hoffte; allein auch in der heiligen Tiberstadt fand er keine Genesung von Schmerz und Reue. Auch nicht in San Jago di Compostella, wo er an des Apostels Jacob Grabe gebetet, und so trieb es ihn endlich wieder nach dem unglücksamen Schlachtfelde bei Marimont, wo er seinen Bruder zuletzt gesehen und der Welt entsagt hatte. Der Anblick des Schlachtfeldes erneuete seinen Vorsatz zu einem strengen Bußleben. Allem Range, allen Lebensgenüssen entsagend, wollte er dort in unbekannter Niedrigkeit seine Verirrungen büßen, für alle Lieben beten, und einem schönern Leben jenseits des Grabes, das alle Sehnsucht der Getrennten stillet in Aussöhnung mit sich selbst entgegen harren. Bei dem Meier des Klosterhofes zu Thaldorf verdingte er sich als Schweinehüter, und ertrug alle Beschwerniß und Erniedrigung dieses Knechtdienstes mit freudiger Geduld und himmlischer Demut. Sieben Jahre lang hütete

er die Klosterheerde und Niemanden fiel es ein, daß in dem schlechten Gewande ein hochgeborner Graf verborgen sei. Der Meier, welcher seine Treue und Bereitwilligkeit gewahrte und belohnen wollte, bot ihm höhern Lohn und die Aufsicht über das Gesinde an; der Hirt aber schlug solches Anerbieten aus und bat, daß man ihn bei dem einmal übernommenen Dienste lassen möge, bei welchem er Muße fände zu dem Gebete, das ihm, dem Sünder ein gottesfürchtiger Beichtvater anbefohlen habe, und zu Manchem, womit er seinen leidenden Brüdern nützlich werden könne. Er hatte nämlich in seiner Jugend manches Geräthe aus Holz schnitzen gelernt, und die Kunst aus allerlei Kräutern heilsame Tränke zu bereiten, erworben. Drum sah man ihn, wenn er die Heerde auf die Weide getrieben hatte, und andere Hirten im Schatten zu ruhen pflegten, beständig mit Fertigung von hölzernen Gefäßen, Handhaben oder Crucifixen beschäftigt, die er verkaufte, um den Erlös an die Nothleidenden zu verschenken, und seine Heiltränke wurden in der Umgegend so vortheilhaft bekannt, daß der fromme Hirt rings als ein trefflicher Arzt gerühmt wurde. Die aber seine brünstige Gebete und seine äußerst strenge Busübungen gewahrten, meinten, er müsse wohl schwere Sünden begangen haben, die ihn so zerknirscht, und dies scheuchte von der Vertraulichkeit mit ihm eben so zurück als sein tadelloses Leben und seine Dienstfertigkeit Achtung und Theilnahme erregten. Dem Himmel nur lag sein ganzes Herz mit all seinen Leiden und seiner Sehnsucht offen; doch vertrauete er sich auch mit der stummen wie mit der belebten Natur, die er verstand und die ihn zu verstehen schien. Seinem Herzen, das sich so ganz der Freundschaft und Liebe erschlossen, war die Morgenröthe ein Besuch, der nie eines freudigen Grußes entbehrte und die Vöglein des Waldes waren in mancher stillen Stunde seine Gespielen, vor denen er seine tiefe Seufzer aushauchte, in wehmüthigen Liedern. So sang er ihnen theilnehmend zu, wenn sie im Winterschnee verstummt dem lustigen Frühlinge sehnsüchtig entgegen sahen:

„Zwischen Dornenhecken kauert
Arme, traute Vöglein, ihr;
Von des Nordes Eis umschauert
Flattert ihr so bang und trauert
Uuu des holden Frühlings Zier?

Ach! ich theile eure Sorgen
Um die Flur so duftig bunt;
Aber meines Lebens Morgen
Hat viel tiefer noch verborgen
Unter Schnee der schwarze Grund.

Weißer Schnee wird bald verschwinden,
Sonne lockt euch grünes Rund;
Neue Lust wird Lenz begründen:
Auch ich seh' den Schnee verschwinden,
Aber wann den schwarzen Grund?" —

Und wenn dann der Frühling neue Lust über alle Wesen ausgoß, dann tauchten all die seligen Erinnerungen des verlornen Lebenslenzes lebhaft wieder in seiner Brust empor:

„Schwalben seh' ich freudig ziehen;
Wiese grünen, Bäume blühen,
Und die Quelle kosend rinnt;
Laue Lüfte Düfte tragen,
Vöglein singen, girren, schlagen,
Alles freut sich, jauchzt und nimmt;
Doch es ringt in einem Herzen
Alte Lust mit neuen Schmerzen.
Hätt' ich Flügel mich zu schwingen,
Mit euch Schwalben, wo Sie wohl!
Ach! so fern ist heit'rer Himmel,
Drum sind mir die Wolken lieber,
Denn da drüber strahlt der Mond
Heller zu des Himmels Ringe;
Scheint er auch der Welt nur Nacht:
Droben schaut man seine Pracht!" —

So hatte Eberhard seine Einsamkeit und Niedrigkeit lieb gewonnen, und in stiller Zurückgezogenheit und Betrachtung, die sein Herz beruhigte, hoffte er seine Tage ruhig beschließen zu können; allein das Geschick hatte seinem wechselvollen Leben ein höheres Ziel bestimmt. Unbewußt eilte er ihm entgegen.

4. Das Kloster.

Adolphs sonst heitere Tage umschloß der Verlust des Bruders und die Ungewißheit über dessen Schicksal mit trüben Wolken. Das ganze Land trauerte um den Verlornen, denn er war von den armen Leuten als Wohlthäter verehrt und von allen Edlen hochgeachtet und geliebt. Besonders Adelbert von Odenthal und Heinrich von Hurtenbach, seine Altersgenossen, Nachbaren und Jugendfreunde betrübten sich höchlich, da alle Nachforschungen vergeblich geblieben waren. — Oberhalb der Burg Altenberg, dicht an dem Dhünbache, wo jetzt die Altenberger Klosterpforte stand damals eine kleine Marienkapelle, die Eberhards Großvater Adolph I. von Berg hatte erbauen lassen, und die später (1240) Ritter Adolph von Stammheim aufs neu errichten, und dem Kloster einverleiben ließ. Hier wurde am Jahrestag der Schlacht von Morimont (14. Mai) im Jahre 1133 eine Gedächtnißmesse für den Todgeglaubten begangen, zu welcher sich Adolph, wie auch die meisten bergischen Edlen und viel Volk zusammen fanden. Der Hurtenbacher, da er mit Adelbert zusammen kam, erzählte demselben, daß ihm in der letzten Nacht in lebhaftem Traume der heilige Egedius erschienen sei, und ihn zu dem todtvermeinten Freunde geführt habe, der ihm mit großer Freude begegnet und mit zur Heimat gefolgt sei. Wunderbar genug hatte Adelberten das Nämliche geträumt, und beide fanden darin einen göttlichen Fingerzeig, wie der Verlorne aufzufinden sei. Sie beschlossen heimlich eine gemeinschaftliche Wallfahrt zum Grabe des heiligen Egedius und begaben sich noch in der folgenden Nacht voll zuversichtlicher Hoffnung auf die Reise. Nach wochenlanger Fahrt kamen sie über die Gränze der Champagne und nach St. Egidien, wo sie mehrere Tage in Gebeten verweilten; aber von dem Gesuchten fanden sie nicht die mindeste Spur. Da ritten sie traurig über die vermeinte Täuschung ihrer Heimat wieder zu, durch die dichten Waldungen, die damals noch die Gränze von Frankreich umgraueten. Unfern des Klosters Morimont

hatten sie sich im Walde verirrt; sie erkannten die Gegend der Schlacht wieder, darin sie den jungen Grafen verloren, aber nirgendwo gewahrten sie einen Weg, der sie zu Wohnungen führte. Der Abend war nahe und sie besorgten kein Obdach zu finden. Da geboten sie ihrem Reitknechte auf einen Baum zu steigen, und nach Wohnungen, oder nach gebahnten Wegen zu spähen. Der Reitknecht aber erblickte auf einer Haidestelle einen Hirten, der neben seiner Hürde im Gebete begriffen schien, und freudig, von demselben eine Auskunft über den Weg erhalten zu können, schlugeu sie die bezeichnete Richtung ein. Bald wurden sie des Hirten in einiger Entfernung ansichtig. Der Reitknecht, der sich die Gegend gemerkt hatte, war vorgeritten, um sich bei dem Hirten zu erkundigen; aber wie erstaunten die Edelleute, als derselbe vom Pferde sprang, und ihnen freudig entgegenrief: »Der Graf sei jetzt gefunden!« — Auch die Ritter erkannten Eberhard in dem schlichten Hirten wieder und grüßten ihn mit Danksagung gegen die Vorsehung, die ihre Schritte also gelenket. Aber der Hirt wandte sich ab, und wollte sich entfernen, indem er in welscher Sprache sein Befremden über die seltsame Gebärdung der Angekommenen zu erkennen gab. Er betheuerte der deutschen Sprache unkundig zu sein, und als ein niedriger Knecht, der nie aus jenen Wäldern gekommen, die fremden Ritter nicht zu kennen, die entweder irre redeten oder ihn verhöhnen wollten. Doch der Reitknecht, der ehedem Eberhards Diener gewesen, eilte auf den Hirten zu, umschlang die Kniee des Fliehenden, und beschwor ihn, sich nicht länger zu verstellen. Der Hirt aber, der die Anwesenden wohl erkannt hatte und in welchem bei ihrem Anblicke so viele Erinnerungen früherer Tage umdrängten, stand in Sinnen wie willenlos. Da entblößte der Knappe des Hirten Brust, er zeigte den Rittern wohlbekannte Narben. Beide sprangen von ihren Rossen und umarmten unter Freudethränen ihren wiedergefundenen Herrn, der sich jetzt von den süßesten Gefühlen besiegt zu erkennen gab und ihre Liebkosungen erwiederte. Die Nacht brach herein unter den Herzensergüssen des

Wiedersehens, dessen unbeschreibliche Wonne Eberhards Grameswolke für diesen hehren Augenblick zu verbannen vermochten. Doch wie erstaunte der Klosterpächter, als er seinen niedrigsten Knecht am Arme der Ritter und gar vertraulich redend mit ihnen daher kommen sah. Als er aber vernahm, daß sein Sauhirt ein hochgeborner Graf sei, der eine solche Niedrigkeit als Bußübung angetreten habe — Da eilte er noch zur Nachtzeit in das benachbarte Kloster, dort die wundersame Mähre zu verkünden.

Kaum dämmerte der Morgen, als die Ritter ihre Rosse satteln ließen, in der Meinung, Eberhard werde sie jetzt zur Heimat begleiten, auf daß in des Bruders Schlosse und im ganzen Lande eine große Freude sei über die unverhoffte willkommene Wiederkehr. Allein Eberhard hatte sein niedriges unbemerktes Leben lieb gewonnen. In dem Knechtsdienste hatte er die Herzensruhe gefunden, die ihm im Glanze der gräflichen Würde versagt war; er betheuerte, daß er sich zu einem solchen Leben auch durch feste Gelübde dem Herrn verbunden habe, und daß ihn nichts bewegen könne seinem Vorsatze untreu zu werden. Darum lehnte er alle Bitten, sein Knechtsgewand zu vertauschen ab, und als die Stunde gekommen war, da er seine Heerde auszutreiben pflegte, wollte er von seinen Freunden Abschied nehmen, um der Tagesverrichtungen Acht zu haben. Er wußte die Beschwerden seines hohen Grafenstandes und die Befriedigung seiner jetzigen anspruchlosen Beschäftigung so gegeneinander zu stellen, daß die Ritter mit all ihren Einwürfen beschämt wurden. Doch über diesem Freundesstreite trat der durch den Meier benachrichtigte Abt Otto von Morimont, ein sehr gelehrter Mann, der später als Bischof von Freisingen treffliche Geschichtswerke schrieb, zu den Versammelten; er fand mit Erstaunen die Sache also, wie sie ihm der Pächter mitgetheilt hatte, und als er sah, daß Eberhard sich zur Heimkehr nicht wollte bereden lassen, so schlug er ihm vor, in das Kloster zu treten und in dem Orden sich dem Himmel zu weihen, um so mehr, da er als ein schriftkundiger Mann zur Annahme des heiligen Priester-

standes befähiget sei. Eberhard ging auf den Vorschlag des Abtes ein, und dieser pries Gott, daß er den Orden auf so wunderbare Weise vermehret habe. Eberhard ging mit dem Abte in das Kloster und die Freunde zogen in die Heimat, dort eine allgemein freudige Nachricht zu verkünden. Adolph eilte ohne Säumen in des Bruders Arme und bot ihm Land und Leute, auf daß er nur mit ihm ziehe und sich seiner Lieb' erfreue. Doch Eberhard beharrte auf der Weltentsagung. Da fand Abt Otto auch hier wieder einen Mittelweg. Er sah wie Gott den Orden durch Eberhard zu verbreiten beschlossen habe, und schlug den Brüdern vor, in ihrer Heimat ein Kloster zu stiften, worin denn Eberhard in seines Bruders Nähe und bei seinem gottseligen Entschlusse verharren möge. Da schenkte Graf Adolph dem Orden, das Stammschloß Berg an der Dhün, mit vielen Gütern und Gerechtsamen dem Cisterzienserorden, zur Errichtung eines Gotteshauses, und Eberhard folgte ihm dorthin mit zwölf Mönchen aus dem Mutterkloster Morimont, die den neuen Convent bilden sollten. Noch im Sommer desselben Jahres traf man die Einrichtungen, und schon am 23. August 1133 wurde die ehemalige Residenz der bergischen Grafen zum Kloster eingeweihet durch den Erzbischof Bruno von Cöln, Eberhard's Oheim. Berno, der frühere Subprior von Morimont, ein sehr frommer und gelehrter Mann, des heil. Bernhards von Clairvaux Freund und Lehrer, wurde der heiligen Genossenschaft als erster Abt vorgesetzt und Eberhard wohnte fortan in dem väterlichen Schlosse in dem bescheidenen Gewande und nach der strengen Regel des Cisterzienserordens.

---

5. Der Abt.

Auch an Eberhards Mutter, die Gräfinn Margaretha, die die Tage ihres Alters auf ihren väterlichen Gütern in Thüringen zubrachte, war die Botschaft gelangt, daß ihr längst todtgeglaubter Sohn

auf so wunderbare Weise wiedergefunden und in die Heimat zurückgekehrt sei. Voll Sehnsucht ihren geliebten Eberhard wieder zu sehen, bat sie denselben zu sich, da sie selber durch die Gebrechlichkeit des Alters verhindert war, eine solche Reise zu unternehmen. Freudig erfüllte Eberhard diese Kindespflicht und sein Bruder Adolph begleitete ihn zu den entfernten Verwandten. Da wurden diese, Margaretha's Bruder Sieghard und dessen Gemalinn Gisela durch die Frömmigkeit und die wundersame Schicksale Eberhards so erbauet und gerühret, daß sie ein Kloster zu gründen versprachen, wenn Eberhard dessen Leitung übernehmen und in ihrer Nähe weilen wolle. Des Ordens Vortheil und die Bitten der Mutter bestimmten den Sohn zur Gewährung. Graf Sieghard schenkte das unfern Käferberg gelegene Schloß Gorisberg unter Bewilligung seiner Söhne Günther und Heinrich zur Stiftung des Klosters, in welchem Eberhard als erster Abt fungirte. Zum zweiten Male mußte sich Adolph nun von dem geliebten Bruder auf lange Zeit trennen, doch war diese Entbehrung eine Genugthuung für die Gräfinn Margarethe, der er in dem Unwillen über die gegen die Liebe Eberhards geschmiedeten Ränke übereilte Vorwürfe gemacht, wodurch sie aufs bitterste gekränkt und das Fehlschlagen ihrer unglücksamen Planen selber betraurend und bereuend die Grafschaft Berg verlassen hatte. Nie glitt ein Wort von derartiger Mißbilligung über die Lippen Eberhards, des edelmütigen Dulders. Es gelang ihm durch kindliche Ergebung und die schönsten Trostworte der Mutter letzte Gewissensängste zu verscheuchen, und ihr die wunbersame Fügungen Gottes, wozu sie zum höhern Heile des Sohnes ein Werkzeug gewesen, in seinem vielbewegten Leben schauen zu lassen. Da pries sie den Himmel, der ihre Hoffnungen nach so vielen Umwegen doch noch erfüllet hatte und war sich mit freudigem Selbstvertrauen nun bewußt, daß sie zu dem Erfordernisse, das nach der erwähnten Sage die Erhaltung des Grafengeschlechts bedingte, im Plane der gütigen Vorsehung mitgewirket habe. Nun flossen die letzten Le-

benstage der so lange mit Kummer belasteten Mutter ungetrübt dahin, und nach einigen Jahren betete der fromme Abt über ihrem Grabe in der Klosterkirche zu Gorisberg. — Eberhard war als ein Muster der Demut und Frömmigkeit ringsher bekannt, von allen Großen geachtet und geehrt. Seine wundersame Lebensgeschichte verbreitete sich rings in den Landen und erbauete Vieler Herzen. Er aber lebte anspruchslos, strenge nach den Vorschriften der Ordensregel und ging seinen Mönchen in Allem mit dem besten Beispiele voran. Mehr durch dieses leitend, als durch Befehl herrschend, hatte er die Genossenschaft zu einer ächten Tugendschule geschaffen und seine Jünger beschäftigten sich nicht nur, wie leider in so vielen Stiftern damaliger Zeit mit körperlichen Kasteiungen und leerem Formelwesen, sondern sie bildeten auch den Geist durch Wissenschaften, übten den Landbau und trieben gemeinnützige Künste zum Besten der leidenden Menschheit; sie übten nach ihrem gottseligen Vorbilde überall die Pflichten der Menschenliebe auf die humanste Weise. — Viele derartigen Scenen sind uns von dem Grafen Eberhard aufbehalten worden in den Annalen des Erzstiftes Mainz, in welchem Gorisberg gelegen, sowie durch mündliche Tradition in Berg.

6. Der Fröhner.

Es war an einem schwülen Julitage des heißen Sommers 1147, als ein Priester im weißen Gewande des Cisterzienserordens von dem Eifchenthal herab dem Kloster Altenberg zuritt. Er war eben dorthin gelangt, wo das Ufer der Dhün sich zu einem schönen weiten Bergkessel verflachet, und er wandte sein ehrwürdiges Antlitz freundlich nach allen Seiten der Hügel und Waldungen, als grüße er diese als alte Vertraute, und sein Antlitz trug den Ausdruck einer wehmütigen Freude, als tauchten Erinnerungen verschwundener Sonnentage in ihm auf. Sein hohes Roß ging von der Hitze ermattet den langsamsten Schritt; allein es schien ihm noch immer zu schnell zu treten, denn wenn

ein Hügel, an dem sein Auge gebannt war, vorbei glitt, so seufzte er, wandte schnell den Blick wie zum Scheidegruße noch einmal nach ihm um, und schien dann an den folgenden Gegenständen ebenso zu haften. Da ward er aus seinen Träumereien geschreckt durch einen tiefen Seufzer, welcher neben ihm klagte, und er sah dort einen Mann in halbzerrissenen Kleidern, der eben vom Rasenhacken an einen Baumstamm gelehnt ausruhte, auf die Karst sein bleiches, kummervolles Gesicht stützte und Thränen herab rollen ließ, die sich mit dem Schweiße, von dem Bart und Kleider trieften, mischten. Tief ergriffen von dem Schmerze, der aus des Bauern Zügen sprach, hielt der Priester sein Roß an und grüßte den Fröhner, der jetzt von dem Anblicke des Mönches erschreckt auffuhr und sogleich wieder anfing die Karst zu schwingen. Der Mönch aber stieg vom Pferde, setzte sich in den Schatten einer Buche und lud den ämsigen Mann freundlich ein sich ihm zu nähern: »Wer bist du und was betrübet dich so sehr?« frug der Mönch in zutraulichem Tone, nachdem der Bauer sich ehrerbietig genähert und das lange Scapulier des Gewandes geküßt hatte. — »Ach! Herr, ich bin ein gar armer Mann!« — antwortete der Gefragte ängstlich: »Ich bin ein Höriger des Edelhofs zu Bechheim; mein Leibherr hat seine Güter dem Kloster verpfändet und ist nach dem heil. Grabe gezogen. Drum fröhn' ich dem Kloster und muß eben den Waldrand den Weg entlang roden. Ihr zürnt mir vielleicht, daß Ihr mich müßig gesehen; aber verklagt mich darum nicht! Ich bin ein gar unglückseliger Mann, und wenn ich das so bedenke und es mir in die Augen steigt, dann kann ich weder Karst noch Rasen mehr sehen und der Arm erlahmt mir.« — Da quollen ihm wieder heiße Thränen hervor und Seufzer erstickten seine Worten. Der Mönch legte die Rechte auf die Schulter des Fröhners und sprach tröstend: »Nicht also Gesell! laß dich ein irdisch Leid nicht also drücken! Wende dich lieber zu Dem, nach welchem Alle hinaufschauen, wenn das Auge auf Erden keinen Trost mehr findet; Er, der Aller Wunden heilt, wird auch deinen Schmerz von dir nehmen, aber vertraue

mir ohne Furcht, was dich drücket, damit ich erfahre, ob ein menschlich Mitleid, das ich zu dir hege, hier mit meiner schwachen Kraft zu helfen vermag!« — »So wisset denn, ich bin ein blutarmer Mann, mein Weib daheim ist ehegestern ihres ersten Söhnleins genesen und liegt hart darnieder. Da ist Niemand, der sie pflege, da ist nichts, von dem sie lebe, nichts, was ihr Hülfe erwerben könnte. Da liegt sie auf dem harten Stroh, das arme Würmchen im Arm und — ach! ehrwürdiger Herr, ich mag es mir nicht ausdenken! Ihr schauet mich so gütig, so mitleidig an; Ihr wäret gewiß nicht so unbarmherzig gewesen, als des Klosters Frohnvogt, den die Herren hinauf schickten, der mich aus meiner Hütte hinweg riß und hier herunter jagte. Der Frohnvogt ist auch Vater. Ihr habt kein Weib und keine Kinder und könnt nicht wissen, wie mir jetzo Gewalt geschieht!«

»Unglückseliger Mann (erwiederte der Mönch) wohl fühl' ich deinen Schmerz, der so groß ist als das Glück Vater zu sein. Gott im Himmel ist ein allgütiger Vater und er hat mich gesandt deine Noth zu erleichtern. Ihn sollst du preisen und deine Klagen enden. Hier nimm dies Gold, setze dich auf mein Roß und bringe Trost und Labung den Deinigen, der himmlische Vater wird ihnen auch Gesundheit senden!« »Ach! Herr!» — versetzte der Fröhner erstaunt und verlegen: »Des Goldes ist zu viel und ich darf ja nicht aus der Frohne laufen. Ich würde gestäubt und eingesperrt und das wär meines armen Weibes gewisser Tod. Ihr meint es gut, aber« — »Werd' es verantworten,« fiel der Mönch ein: »bei Gottes Mutter, es soll dir kein Haar drum gekrümmt werden und du sollst frei werden, denn der Schmerz Kind und Gattinn elend zu wissen, sprengt alle Ketten. Aber jetzt auf's Roß. Her die Karst, ich will für dich arbeiten, und eile, wenn ich dich nicht für einen Lügner halten soll!« Der Mönch half jetzt dem vor Erstaunen fast erstarrten Bauer auf's Roß. »Gottes Lohn!« stammelte dieser und flog davon so schnell, als das gute Pferd zu laufen vermochte. Der Mönch sah ihm lange nach, dann faltete er seine Hände und hob sein seelenvolles

Auge empor, in welchem der Himmel stralte, zu welchem es auffah: »Vater im Himmel, sprach er, du wirst mir dieses Mühen segnen!« — und dann fing er an mit rüstigen Händen die Arbeit des Fröhners fortzusetzen.

Nicht lange mogte er also beschäftigt gewesen sein, als ein Haufen bewaffneter Reiter das Thal herauf zog, Graf Adolph von Berg an der Spitze. Als dieser des arbeitenden Mönches ansichtig wurde, der auf das Geräusch des reisigen Zuges aufschaute, sprang er vom Rosse, eilte auf den ihm gleichfalls entgegen kommenden Mönch zu, und mit dem freudigen Ansrufe: »Mein Bruder Eberhard!« schloß er ihn in seine Arme. Die Ritter waren nicht wenig erstaunt darüber, den Grafen mit der harten Arbeit eines Fröhners beschäftigt zu finden, sie eilten nun freudig herzu und bewillkommneten ihn wie biedere, deutsche Freunde. Adolph häufte nun die Fragen über des Bruders bisheriges Leben und um Nachrichten aus Thüringen, aber Eberhard war auf Alles dieses zu keiner Antwort erbötig, bis er erzält, was sich mit dem Fröhner begeben und die Zusage erhalten hatte, daß man demselben den Freibrief verleihen solle. Adolphs Herz erhob sich bei dieser Erzälung, und er getraute sich nicht seine hellpolirten Waffen auzuschauen, deren siegreicher Glanz so sehr von der Karst verdunkelt wurde, die am Boden lag.

Darauf gab Eberhard kund, daß er bald nach dem Tode der Mutter die abtliche Würde im Kloster Gorisberg niedergelegt habe und jetzo seine noch übrigen Lebenstage in der Heimat als Mönch zum Altenberge zubringen wolle. Dessen freute sich der gräfliche Bruder und am andern Tage beschied er seine beiden Söhne Adolph und Eberhard (seine Gemalinn Adelheid ruhte schon seit zwei Jahren im Grabe) und die ganze Ritterschaft des Landes zu sich. In der feierlichen Versammlung theilte er das Land, sowie sein Vater gethan', unter die Söhne, so daß der ältere Adolph, Berg, der jüngere Eberhard, Altena erhielt. Darauf trat er an den Altar der neugebauten Klosterkirche (jetzige Markuskapelle), legte Schwert, Schild

und Helm auf dessen Stufen nieder, ließ sich das Haupt scheeren und nahm die Ordensregel an. Er lebte fortan nur dem Himmel und der Bruderliebe *). Eberhard suchte er in allen Tugendübungen nachzueifern, und ging wie dieser, seine frühere Hoheit gänzlich vergessend, überall mit dem schönsten Beispiele der Demut und Frömmigkeit vor. Die milde Freigebigkeit der Brüder wurde nicht minder gepriesen. Das Kloster erhielt fortwährend bedeutende Gaben und der Armen und Nothleidenden nahmen sie sich mit der größten Menschenliebe an. — Als Eberhard einst einen Conversen, dem die landwirthschaftlichen Verhältnisse außerhalb des Stiftes zu besorgen oblagen, ein schönes Roß in den Klosterhof führen sah, und auf die Frage: »ob dies Thier für das Kloster angekauft oder ihm zum Geschenk gemacht sei« — zur Antwort erhielt, daß dasselbe von einer Bäuerinn komme, deren Mann sich auf dem Todesberte (wie damals als ein verdieustliches Werk gebräuchlich) dem Kloster zum Leibeigenen gelobet, und jenes Pferd, die werthvollste Hinterlassenschaft des Verstorbenen, nun dem Kloster als Besthaupt oder Churmut zufalle. — Da gebot Eberhard dem Conversen, das Roß jener Wittwe augenblicklich wieder zurück zu führen: »Denn (sagte er) weil der Mann ein Freund des Klosters war und dessen Wohlthäter wurde, darf dies die arme Wittwe drum nicht benachtheiligen und ihr ein Eigenthum entreißen, dessen Entbehrung ihr empfindlicher ist als der Genossenschaft, die größeren Schaden erleiden würde, wenn sie sich an dem Gute der Waisen und Wittwen zu bereichern trachtete!« Mögten nur alle Klöster solchen Grundsätzen beständig gefolget sein! —

Auch Eberhards Jugendfreunde, Edelbert von Odenthal und Hermann von Hurtenbach (welcher letztere nach Berno und dessen Nachfolger der dritte Abt zu

---

*) Nach der Klosterchronik war sein beständiges Gebet: „Domine, nihil habeo nisi sanguinem et me ipsum, quem tibi do; Tu te mihi, ego me tibi!“ Hoc saepius usque ad mortem exclamate solebat.

Altenberg wurde und die Geschichte der Grafenbrüder in lateinischeu, gereimten Herametern niederschrieb) traten am Abend ihres Lebens in den Orden und führten mit ihren gräflichen Jugendfreunden ein stilles gottergebenes Leben. Eberhard starb am 21. Mai des Jahres 1152, freudiger Wiedervereinigung im Lande der Seligen entgegen harrend. Er soll seinen Todestag mehrere Monate voraus angezeiget und auch dem Bruder verkündet haben, daß er ihm bald zum Grabe folgen werde. Vor seinem Heimgange ließ Adolph seine Söhne Adolph, Eberhard, Friedrich und Heinrich zu sich kommen und ermahnte sie, so tugendhaft zu sein, wie ihr Oheim Eberhard gewesen. Darauf ertheilte er ihnen seinen väterlichen Segen und verschied am 12. October desselben Jahres. In dem Chore der Altenberger Klosterkirche bedecket Ein Grabstein die Gebeine der Brüder. Sie wurden beatificirt und ihr Andenken am 15. März und 10. September von der Klostergenossenschaft noch lange gefeiert; doch diese überlebend dauert es fort und wird noch lange erhalten bleiben durch die Sagen der Heimat.

XXXII.

Der Ritter Arnold von Elberfeld.

(1190–1203)

Wo jetzt am schönen Wupperstrand
Der Stolz von unserm Heimatland,
Stadt Elberfeld sich hebet,
Wo Handel, Glück und Wohlstand blüht,
Wo Sinn für alles Schöne glüht
Und Fleiß und Glaube strebet,
Drückt vor sechshundert Jahren noch
Des blutigsten Dynasten Joch.

Nicht reiht sich friedlich Haus an Haus;
In Wildniß und in bangem Graus

Die schönen Auen lagen
Und einsam sah man überm Thal
Von einem Felsen schroff und kahl
Ein hohes Schloß getragen;
Der Thürm' und Mauern stolze Pracht
Mit Trotz der Feinde Sturm verlacht.

Dort hauf't der Herr von Elberfeld,
Arnold genannt, als tapf'rer Held
Bekannt im deutschen Reiche,
Doch auch an Wut und Grausamkeit
Fand er in jener rohen Zeit
Ringsum nicht der ihm gleiche.
Wir sagen es mit Schauder nach,
Was wilden Sinnes er verbrach.

Längst zitterte das Heimatland
Vor Ritter Arnold's blut'ger Hand,
Die keiner Unschuld schonte,
Raub, Mord und Brand, dies macht ihm Lust,
Und in des wilden Wolfes Brust
Kein Stral des Mitleids wohnte;
Um desto trotziger er's trieb
Je länger Rache ferne blieb.

Doch Arnolds Frevelzahl war voll,
Als eine böse Kund erscholl,
Daß im Westphalenlande
Er Adolphs edlen Kampfgenoß
Mit Weib und Kind im eig'nen Schloß
Und außer Fehd verbrannte.
Da rief der Edlen schuldlos Blut
Zur Rache an dem Frevelmut.

Adolph von Berg, ein mächt'ger Graf,
Deß Lanze manchen Frevler traf,
Der manche Kühnheit übte,
War dennoch bei Gerechtigkeit
Zur Mild' und Nachsicht stets bereit;
Darum sein Volk ihn liebte.
Des Friedens Glück am stillen Heerd
War mehr als Waffenruhm ihm werth.

Und mogt' er manches Lorbeerreis
In Waffenthaten hart und heiß
Mit Löwenmut ersiegen,
Däucht dieser Schmuck ihm minder schön
Als durch ein friedlich Müh'n zu sehn
Wie Glück und Segen stiegen.
Doch all des Friedens Glück zerschellt
Der wilde Herr von Elberfeld.

Drob ritt auf seinem hohen Roß
Des Grafen Herold vor das Schloß
Zur Sühne aufzufodern,
Und ging er die nicht willig ein
So sollt' des Krieges Fackelschein
Ihm zum Verderben lodern! —
Im Trotz auf seine Burg verlacht
Der Räuber kühn des Grafen Macht.

Da brauf't heran zum Felsenschloß
Der Graf mit kühnem Mannentroß
Und Arnold rasch entgegen;
Roth färbte sich der blanke Stahl,
Es zitterte das laute Thal,
Von schnellen Schwerterschlägen.
Jedoch der Frevler hält nicht Stand
Und flieht hinauf die Felsenwand.

Da blitzt empor das Feu'rgeschoß,
In lichten Flammen steht das Schloß,
Nicht kann es Schutz mehr geben
Und aus dem hohen Felsenthor
Tritt Arnold waffenlos hervor,
Er flehet um sein Leben;
Und Rächerstimmen werden wach:
Verwirkt hat er es tausendfach!

Doch als er fleht und Sühn' verspricht,
Da zürnt der Graf ihm länger nicht
Und trauet seinen Eiden. —
Die Unschuld rächen ziemt dem Mann,
Doch werden Mild' und Güte dann
Den Helden schöner kleiden.

Wohl mag der Mut zu preisen sein,
Doch edler ist es — zu verzeihn! —

Das Land der Berge seufzt und weint,
Denn über'n Rheinstrom kam der Feind,
Der seine Flur verödet;
Es ritt hinaus der wackre Graf
Bis er den Feind im Felde traf
Und mutig ihn befehdet.
Da brach Herr Arnold ihm die Treu
Und stand dem Feind des Landes bei.

Um auszulöschen alte Schmach
Er Sühn' und Eide tückisch brach
Und sann auf blut'ge Rache;
Doch der Verräther küßt den Sand
Vor Adolphs starker Siegerhand,
Daß nicht die Hölle lache.
Auf Bensberg hielt er im Verwahr
Des Grafen treue Knappenschaar.

Dort saß er lang zu Schimpf und Schaam,
Doch als dem Grafen Kunde kam,
Daß böse Räuberhorden
Des Ritters Schloß und Land bedroht
Und rings verbreitet große Noth
Mit Rauben, Brennen, Morden,
Da sprach er: Ziehe wohlgemut
Und schütze deiner Ahnen Gut.

Du weiltest zu der Räuber Heil,
Ich will an Freveln nimmer Theil
Und drum dich jetzt erlösen;
Doch halt hinfür dein Ritterwort,
Und wende, bist du glücklich dort
Dich nicht aufs neu zum Bösen!« —
Herr Arnold zog so früh es tagt,
Die Räuber er von dannen jagt.

Der war ein ächter deutscher Mann
Der edle Graf, wer singen kann,

Der sing zu seinem Lobe!
Doch auch der Herr von Elberfeld,
Da er der Räuber Macht zerschellt,
Auch er bestand die Probe.
Wie er auf Wort und Treu verhieß
Kehrt wieder er zum Burgverließ.

Da sprach der Graf: Du warst mein Feind,
Doch also ist es nicht gemeint,
Mir gnüget Sühn und Treue;
Zieh hin, und sei mein Freund hinfort,
Daß du gehalten Ritterwort,
Dies kündet deine Reue.
Gerührt der wilde Ritter schied
Und fortan er die Fehde mied.

Längst ist das Schloß zu Elberfeld
Bis auf den letzten Stein zerschellt,
Und duft'ge Lustgehege
Umfangen an der Felsenwand,
Wo Arnolds stolze Felsburg stand,
Die schönen Blumenwege.
Durch alle Lande ist bekannt
Die reiche Stadt am Wupperstrand.

Anmerk. Elberfeld war ursprünglich ein Rittersitz und eine von Berg unabhängige Herrschaft, mit welcher im Jahr 1176 Ritter Hermann von Elberfeld vom Erzbischofe von Cöln belehnt wurde. Hermann's Sohn und Nachfolger war der übelberüchtigte Arnold, an welchem Graf Adolph V. von Berg so seltene Nachsicht und deutsche Biederkeit bewies. Nicht lange nach seiner Aussöhnung mit dem Grafen kam Arnold in einer Fehde mit der Abtei Essen ums Leben. Sein unruhiger Geist vererbte sich auch seinem Sohne Conrad, der gleichfalls mit dem Grafen von Berg in Fehde kam, von demselben aber zum Vasalleneide gezwungen wurde, wie in einem späteren dieser Hefte näher mitgetheilt werden wird. — Erst Herzog Adolph I. von Berg vereinigte die Herrschaft Elberfeld im Jahre 1421 mit dem Herzogthum Berg. Damals war das dortige Schloß von großem Umfange und eine der bedeutendsten Festen des Landes. Bald siedelten sich fleißige Anbauer um den Schloßberg an, die Waldungen verschwanden aus dem Thale, die Wiesen, Aecker und Wohnungen vermehrten sich,

und im Jahr 1619 erhielt der Ort Stadtrechte. Schon unter pfälzischer Herrschaft erwachte recht der Gewerbfleiß, der Elberfeld in kurzer Zeit zu einer der bedeutendsten Fabrikstädte Deutschlands erhob.

XXXIII.

Friedrich, Graf von der Isenburg.

(Eine biographische Skizze aus dem 13. Jahrhundert. Zur märkischen Geschichte.)

Ungefähr eine Stunde oberhalb Werden, ein wenig weiter von Essen entfernt, liegt hart an der Ruhr eine einsame Burg, welche zwar aus alter Zeit herrührt, allein unlängst verfallen war und jüngst durch modernen Ausbau wieder wohnbar gemacht ist. Baldenau ist ihr Namen, und die Bewohner erfreuen sich einer sowohl romantischen als lieblichen Aussicht aus den altgothischen Fensterbogen auf die rasch dahin eilende von Kohlnachen belebte Ruhr, die lachenden Wiesen, die den Fluß umgeben und die nicht unbeträchtlich hohen manigfaltig gestalteten Hügel, die als riesige Zeugen alter Zeit den Wasserspiegel überschauen und tief auf ihr Bild herab blicken. Der Berg, an dessen Fuße das genannte Schloß liegt, ist einer der höchsten in der Nähe. Auf steilem Pfade gelangt man zu seinem Rücken, von sich eine herrliche Aussicht darbietet in das sich rings krümmende Ruhrthal. Zwischen bemooseten morschen Eichenstämmen und jugendlich schlanken Buchen, auf einem von Haidestrauch und Heidelbeerstengeln freien, etwas abgeflachten Waldhange, der Ruhr zu, gewahrt man hier noch die wenigen Ueberreste der einst stolz empor ragenden Isenburg, deren Namen durch ein im frühen Mittelalter dort blühendes Grafengeschlecht berühmt wurde. Das Schloß bestand aus zwei Gebäuden. Das erste oder die untere Burg hatte acht Thürme mit breiten Steinmauern. Dort waren Wohnungen für 400 Knechte, die Schloß und Land bewachten und dem Grafen zur

Fehde folgten; dort befanden sich auch die Ställe für die Pferde Rinder u. s. w. — Von dieser Unterburg stieg man 15 Treppen hinauf durch einen gewaltigen Thurm mit Zugbrücke und Fallgatter zur obern Burg wo der Schloßherr wohnte. Vier Thürme ragten auf den Ecken, und ein fünfter Thurm erhob sich vor der Mitte des Gebäudes nach der Landseite zu. Dort waren die Ringmauern von einem tiefen Graben umzogen und es war kein anderer Zugang, als über die Zugbrücke des mittlern Thurmes, der mit hohen Warten gen Norden schauete. Von der obern Burg konnte man die ganze Ruhrgegend überschauen und das Gebäude hatte so viele Hallen und Gemächer, daß auch dort über 400 Menschen wohnen konnten. Beide Gebäuden hatten in der Mitte einen Brunnen. Diese wie die Keller waren tief in den Felsen des Berges gehauen. Bei anhaltender Dürre wurden die Brunnen bisweilen trocken, und dann mußte man um Wasser zu schöpfen 274 Stiegen von der untern Burg zum Flusse hinab. Nach Norden hin war der Burggarten, den ein großes flaches Feld umgab, wo jetzt Wald und Wildniß grauet.

Also beschreibt uns ein Augenzeuge das Schloß und von dessen Größe mag man wohl auf die Macht der Schloßherren schließen. Glanz und Reichthum umgab die Grafen von Isenburg, weithin waren sie berichtet im Lande, denn sie hatten sich immer ausgezeichnet durch kühnen Muth und durch Gewandtheit in dem damaligen Kriegswesen; ihre nahe Verbindung mit den Landesherren, den Grafen von Berg und Altena, hatte ihnen den ersten Rang von deren Vasallen ertheilt, und erhebliche Dienste dankten ihnen diese Lehnsherren. Doch jetzt ist verdunkelt der Glanz des edlen Geschlechtes, sein Name ist gebrandmarkt in der Geschichte, seine Burgen liegen seit Jahrhunderten im Schutte und andern Edlen wurden ihre weitausgedehnten Besitzungen zugetheilt — Alles durch die Frevelthat eines Abkömmlings dieses Hauses, des Grafen Friedrich von Isenburg, der sich erfrechte, Hand zu legen an die geheiligte Person seines Oheims, des damaligen Erzbischofes Engelbert I. von Cöln.

Nie hatte das Erzbisthum Cöln sich eines solchen Glanzes und einer solchen Ruhe gefreuet, als in den

Tagen Engelberts des Heiligen. Es hatte aber bisher auch noch kein Mann den erzbischöflichen Stab geführt, welcher mit körperlichen und geistigen Vorzügen so wie er geschmückt war. Hohe kräftige Gestalt und männlich schönes Antlitz, allen Sprossen von Altena gemeinsam, hoben ihn besonders hervor. Eben so kräftig wie er seiner Kirche vorstand, wußte er auch im Kampfe das Schwert zu führen, bei Papst und Kaiser stand er in gleich hohem Ansehen und seine Klugheit wie sein Ernst übten über ganz Deutschland eine wohlthätige Macht. Er allein vermochte herzustellen und zu handhaben, was vielen mächtigen Kaisern nicht gelungen war — den Frieden des Landes. — Von zarter Kindheit auf unter Waffen erzogen, einst zu glänzen in den Heldenreihen des bergischen Grafenhauses, wandte er seine Kraft vielmehr auf die damals üblichen Wissenschaften, und noch als Jüngling erwählte er den geistlichen Stand. Damals, als Schaaren frommer Streiter nach Palästina zogen, dort den Matyrtod zu sterben auf dem Boden, der als die Heimat ihres Heilandes ihnen heilig war, belebte die blühendste Schwärmerei für ihre hohe Religion die kräftigen Gemüter des Adels sowie des Volkes, und Viele aus den edelsten Geschlechtern sogar verschmäheten es nicht, die klösterliche Abgeschiedenheit oder ein Einsiedlerleben zu erwählen zu einem stillen, prunklosen gottgeweiheten Leben. Dem damaligen Geiste gemäß segneten Engelberts fromme Eltern ihres Sohnes Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, denn Adolph, ihr ältester Sohn, berechtigte zu der Hoffnung, daß er seines Vaters Würde mit Ruhm und zur Beglückung seiner Untergebenen bekleiden werde.

Es lag auch in der Politik des bergischen Grafenhauses nach geistlicher Würde zu streben, denn Viele ihres Stammes hatten als kölnische Erzbischöfe, die meist aus dem hohen Adel der Nähe, selten ohne große Ambition gewählt wurden, mit Ruhm geglänzt, und einen Blutsfreund in dieser Würde zu haben, war den Herzen immer zum Heile, wie dasselbe denn auch oft traurige Ereignisse zu befahren hatte, wenn aus einer ihm befeindeten Familie seinen Grafen ein Erzbischof gegenüberstand: denn der Clerus überbot damals die

weltliche Macht in Vielem; sowohl die Gemüter des Volks als auch das Recht hatte er für sich, denn die mangelhaften germanischen Statute und Rechtsbräuche wurden durch das wachsende canonische Recht theils verdrängt, theils umgemodelt, und das der weltlichen Herrschaft günstigere Römische Recht, das damals im Bologna von tüchtigen Männern, den Glossatoren, gelehrt wurde, um welches zu hören die Kaiser den wißbegierigen jungen Adels (besonders jetzt Friedrich II. in seinen Streitigkeiten mit dem Papste) aufmunterten und ihm hierzu viele Vortheile verschafften, die sich noch in verschiedenen Universitätsfreiheiten und Studentenprivilegien bis zum heutigen Tage im Nachklange erhalten haben, — dies Römische Recht zum allgemein geltenden zu machen, wollte, was sie auch dafür vorzubringen sich bemüheten, den Kaisern nicht gelingen.

Die Aussicht auf den kölnischen Erzbischofstuhl, in Vergleichung gezogen mit den Talenten und dem Eifer seines Sohnes, berechtigte den Grafen Engelbert I. von Berg zu den kühnsten Hoffnungen. Dies höhere Ziel vor Augen haltend, schlug der damals schon mit vielen geistlichen Pfründen begabte Engelbert, als ihm, dem 18jährigen Jünglinge das Bisthum Münster angetragen wurde, dasselbe aus, indem er erklärte: einer so hohen Würde nicht gewachsen zu sein; und wenn man auch damals schon beobachtete, daß, wie er Keiner so weise und kräftig ein solches Ruder zu lenken verstände, so brachte diese Enthaltsamkeit des Sprossen eines so ehrgeizigen stolzen Grafenhauses, demselben den Ruf der Demut und der Gottseligkeit, welcher ihn heller umstralte und sich weiter verbreitete, als die Macht eines Münsterer Bischofs gethan haben würde.

In Cöln lebte Engelbert als Domprobst, widmete dem Studium, wie der Hülfleistung des damaligen Erzbischofs Theodorich, eines Anverwandten, seine Zeit und stand in dem Rufe der Gelehrsamkeit, des Frohsinns, der Gerechtigkeitsliebe und der Leutseligkeit. Im Jahre 1215 wurde Erzbischof Theodorich förmlich entsetzt, und Engelbert nach vielen Streitigkeiten, die bei solchen Wahlen gewöhnlich waren, durch die Mehrzahl der Stimmen zu seinem Nachfolger erkoren. Engelberts Regierung bezeichneten Tha-

ten der Weisheit, Menschenliebe und Kraft. Gegen den Knecht wie gegen den Ritter war er gleich freundlich, gleich gerecht; dem Unwesen der Raubritter steuerte er mit starker Hand in offenem Kampf wie durch die Fehme, die er über seinen ganzen Sprengel auszubreiten bemüht war; die gesunkene Klosterzucht stellte er her, half dem Ackerbau wie dem Städtewesen, dem Handel auf, und machten es auch, den Sitten der Zeit nicht widersprechend, oft dringende Umstände nothwendig, daß der Erzbischof die Haufen der geadelten Räuber mit gewaffneter Hand zu Paaren trieb, und ihre Burgen zerstörte, so versäumte er dennoch nie die heiligen Handlungen seines Amtes. Wohl war es eine gefahrvolle stürmische Zeit, als Engelbert die Regierung antrat; denn die Fehden, welche eine zweifache Kaiserkrönung unter seinen streitsüchtigen Vorgängern Adolph und Theodorich hervorgerufen hatte, dauerte zum Theile noch fort, und hatten das Reich so zerrüttet, daß Handel und Ackerbau stockten und die Straßen unsicher waren. Eifersucht und Zerwürfnisse zwischen Kaiser und Pabst schienen keinem festen Frieden Raum geben zu wollen und hielten alle Fürsten in Spannung. Engelbert hatte mächtige Neider und das Erzstift war in Schulden und Mißachtung versunken, jedoch wie die Frühlingssonne aufgeht nach den Aequinorial-Stürmen, so erheiterte Engelberts reges Wirken die stürmische Nacht der Fehden und Verwirrungen. In knrzer Zeit hatte er den Glanz der Bischofswürde erneut, über 20,000 Mark Silbers Schulden abgetragen, die Fehdegänger verscheucht, und die Straßen gesäubert. Des Erzbischofs Ruhm verbreitete sich in allen Landen, und als der Kaiser Friedrich II. nach Italien ging, vertraute er ihm das ganze Reichsverweser die Zügel der Regierung, und seinen Sohn und Nachfolger Heinrich*) zur Erziehung

---

*) Heinrich wurde auch von Engelbert in Aachen zum deutschen Könige gesalbet. Doch merkwürdig ist es, daß die Kaisersöhne, welche von heiligen Erzbischöfen von Cöln erzogen wurden, so lasterhaft waren. So Heinrich IV., der Zögling des heiligen Hanno, so dieser Heinrich Engelberts Schüler, der sich gegen seinen Vater empörte.

an. Solche Früchte aber trug des Erzbischofs Landesverwaltung, daß gleichzeitige Schriftsteller von ihm sagen: »Das Land habe damals einer Ruhe genossen, wie sie ihm lange entfremdet gewesen sei, und die glücklichen Tage eines Augustus haben wiederzukehren geschienen!« Der Pabst Honorius II. rief, Engelberten bewundernd aus: »Nur durch ihn ist der Pabst in Dentschland noch etwas geachtet!« Dankgebete der Waisen und Bedrängten wurden dem edlen Schützer, er half, bestrafte, schuf und zerstörte mit Milde und Kraft, wie er es gerecht und den Umständen gemäß fand. Geliebt war er von den Bürgern, gepriesen von den Kaufleuten. Die Landbauer verehrten ihn als ihren Schützer; der Adel aber war ihm abhold. Jedoch so gefürchtet war des Erzbischofs Strenge, Wachsamkeit und Gerechtigkeitsliebe, daß sie es nicht wagten, gegen seine Geleitsbriefe zu freveln, — ja ein Handschuh von ihm statt eines Geleitsbriefs in der Hand des fahrenden Kaufmanns schreckte den verwegensten Räuber in seinen Schlupfwinkel zurück.

Auch das der Diözese Cöln nachbarliche Berg wurde durch Engelbert zu höherem Wohlstande erhoben, denn als des Bischof's Bruder, Graf Adolph von Berg, der Sitte damaliger Zeit gemäß nach Palästina zog, wo auch sein Vater Engelbert I. von Berg (1193) den Tod gefunden hatte, übertrug er dem Bischofe bis zur Rückkunft die Landesverwaltung, und dieser handhabte dieselbe als Graf Engelbert II. von Berg mit Kraft und Weisheit, setzte den Ruhestörern Schranken, schleifte deren Burgen, und bauete viele starke Schlösser gegen fehdesüchtige Nachbaren. Graf Adolph von Berg starb (1219) auf dem Kreuzzuge vor Damiette. Er hatte eine Tochter mit Namen Irmengard hinterlassen, welche mit Heinrich dem Erbherzoge von Limburg verehelicht war, und dieser Heinrich hatte jetzt als Vormund seiner Söhne ein begründetes Recht auf die Regierung von Berg; allein dem Erzbischof gefiel es nicht, die so lange geführte Obmacht fahren zu lassen, und hielt sich mit starker Hand im Besitze des Landes, was auch Heinrich dagegen für Klagen

erheben mochte, und wie aufgebracht auch der bergische Adel hierüber auch war. Zum Theile wurden die Streitigkeiten durch einen Vergleich beseitigt, der durch die Vermittelung Walrams von Limburg, Heinrichs Vater zu Stande kam, gemäß welchem der Bischof zwar im Besitze blieb, Heinrichen aber ein Jahrgehalt aussetzen, ihm die Burg Neuenberg bei Lindlar zur Residenz einräumen, und ihm den Titel eines Grafen von Berg zugestehen mußte; allein auch nach dieser Uebereinkunft blieb des Bischofs Regierung dem bergischen Adel immer lästig.

Leider theilte Engelbert die Politik aller damaligen geistlichen Fürsten. Er suchte die Macht des Clerus ungeachtet des Nachtheiles für das Reich zu fördern; er begabte die Klöster, rief die damals sich verbreitenden Bettelmönche ins Land, und hegte die Vortheile der Geistlichkeit, besonders das Klosterwesen über Alles. Der Adel wurde durch ein solches Gegengewicht freilich mehr im Zaume gehalten, und im Einzelnen Ruhe und Frieden herbei geführt, wo sonst Mord und Verödung geherrscht hätte; allein im Allgemeinen waren die Folgen schädlich, denn des Kaisers Ansehen sank dadurch und seine Macht wurde immer geringer, je mehr sich der ihm feindliche Clerus empor hob. In der Zeit der Rohheit, wo alle Leidenschaften ohne Zügel sich entfalteten, und selbst das Gesetz erst dann Achtung gewann, wenn es in der Form der Gewaltthat gehandhabt wurde, gedachte Engelbert durch die Furcht, die stärkste der Leidenschaften, alle andere zu unterdrücken. Aber der, welchen Viele fürchten, hat auch viel zu fürchten. —

Dem das geistliche Regiment am wenigsten zusagen mochte, war Friedrich, Graf von Isenburg. Sein Vater war Arnold I., Graf von Isenburg und Limburg an der Lenne, der ein Sohn war von Eberhard von Altena, dem Bruder Engelbert I. von Berg, des Vaters des heil. Engelberts. Isenburg und Altena hatten mit Berg ein gemeinsames Wappen, die Rose, und der Graf von Berg hatte in den Schlössern des Isenburgers das Oeffnungsrecht. Friedrich von Isenburg als Besitzer der Isenburg, Nienbrück Limburg

war ein mächtiger Herr und seine Tapferkeit erwarb ihm Achtung. Er war ganz das Bild seiner Zeit. Kühn und Fehdelustig ward er leicht bewegt zur unbesonnenen That, und weil er die Folgen mit vorschauendem Geiste selten im Voraus bedachte, so führte er beharrlich durch, was er Freunden versprochen, oder was sein unruhiges Gemüt ihm eingegeben hatte. Er war wie sein Oheim Engelbert von schöner hoher Gestalt, gar heiteren Sinnes und zälte viele Freunde, denen er mit biederer Treue ergeben war. Sein Ehrgeiz, seine Verwegenheit und Rachsucht machten ihn dem Feinde gefährlich und nicht selten artete seine Streitlust zur Rohheit und zu Freveln aus. Seine Unversöhnlichkeit, wenn er einmal beleidigt war und sein Starrsinn, wenn es galt, ein vermeintliches Recht zu vertheidigen, ließen ihn gegen den stärkern Feind des geraden Weges vergessen. Dies verdunkelte den Glanz seiner guten Eigenschaften und stürzte ihn ins Verderben. Durch seine Verbindung mit Elisabet, der eben so reichen als tugendsamen Herzoginn von Limburg, der Schwester des Grafen Heinrich von Berg hatten sich seine Macht und sein Anhang noch vermehret, und so wuchs auch sein Uebermut. Die durch die Reichsfehden jüngst entzügelte Raubsucht des Adels wurde durch des Reichsverwesers Wachsamkeit blos niedergehalten, nicht aber getilgt und so glimmte der Zunder zu Fehden tückisch hinter Mauern verborgen. Beraubung auf öffentlicher Heerstraße galt dem Adeligen nicht für unedel; selbst Fürsten verschmäheten oft diese Erwerbquelle nicht, und einen strenggehaltenen Landfrieden sahen die Edlen daher als eine Beeinträchtigung ihrer erworbenen Rechte an. Der mächtige Isenburger theilte die Ansicht dieser Raubritter; darum ketteten sie sich an ihn und schmeichelten seinem Uebermute, aus Furcht vor des Reichsverwesers Strenge sich hinter ihn versteckend. Besonders am Rheine oberhalb des Siebengebirgs wurde der Name Isenburg oft bei Freveln genannt. Zu mancher Unordnung hatte Engelbert geschwiegen; aber es kam zu offenem Bruche, als

Friedrich ihm im tiefsten Herzen wehe that, als er gegen die Klöster feindlich auftrat.

Friedrich war nämlich Schirmvogt der Abteien Essen und Werden. So lange der Landfriede noch nicht vollkommen gesichert war, bedurften die geistlichen Stifter solcher Schützer, denen neben der Sicherung der Personen und Güter auch die weltlichen Angelegenheiten zu schlichten oblag. Dafür bekamen die Schirmvögte besondere Gefälle und Vortheile, und die Schutzherrschaft wurde unter die Einkünfte dieser Herren gerechnet. Als aber Bannflüche und Landfrieden die Geistlichkeit gesichert hatten, glaubte diese des weltlichen Schwerts nicht mehr zu bedürfen, sie hielten die Schirmvogtei für überflüssig und suchten sich auch den stipulirten Entrichtungen zu entziehen. So die Stifter Essen und Werden. Sie kündigten dem Isenburger die Gerechtsame auf und hielten ihm päpstliche Freibriefe vor, nach denen er sich der Erhebung von Gefällen zu enthalten hatte. Friedrich aber verlachte Freibrief und apostolische Drohung; er behauptete sein ererbtes bisher ausgeübtes Recht und nahm forthin mit Gewalt, was ihm freiwillig nicht mehr dargeboten wurde. Um der Geistlichkeit zu beweisen, daß die Schirmvogtei ihr noch nicht entbehrlich worden sei, reizte er die Raubritter zur Beinträchtigung derselben und ließ es geschehen, daß auf isenburgischem Gebiete die für das Stift Essen bestimmten Fuhren weggenommen wurden (1222). Er soll sogar die Beute mit dem Gesindel getheilt haben. Da suchten die Nonnen bei dem Erzbischofe Schutz und dieser stellte Friedrichen zur Rede, der aber antwortete: »Wenn das Kloster ihm die Schirmvogteigefälle nicht entrichte, so sei er wegen der Beraubung auch nicht verantwortlich: dies sei von altersher so gehalten worden und die Nonnen mußten nun entweder die Verpflichtungen anerkennen, oder zusehen, das ihnen daraus ein größeres Nachtheil erwachse.« Der Erzbischof zeigte bei dieser Angelegenheit eine ungewöhnliche Nachsicht und versprach Friedrichen sogar eine Jahresrente zur Abfindung. Allein der rheinische und westphälische Adel, der eifrig eine Gelegenheit suchte, dem

lästigen Reichsverweser zu schaffen zu machen, reizte Friedrichen zum Widerstande. Es hieß: der ganze Adel und das Reich leide durch des Erzbischofs Anmaßung; die Vogtei sei eine weltliche Sache und ehe ein Reichstag darüber entschieden hätte, müsse es beim Alten bleiben. Die Bessern sogar äußerten sich für Friedrichs Sache, denn sie waren der geistlichen Herrschaft müde geworden, und besonders Graf Heinrich von Limburg-Berg war Engelberten gram, weil dieser ihm sein rechtmäßiges Erbe, die Grafschaft Berg, noch immer vorenthielt. Da rief Friedrich aus: »Der stolze Erzbischof ist selber im Falle der Ungerechtigkeit, er ist nicht der Herr dieses Landes und hat mir nichts zu befehlen!« Viele Fürsten theilten die Ansicht und ihres versprochenen Schutzes gewiß, trieb es Friedrich ärger als zuvor. Da gelangte das Wehgeschrei der Nonnen endlich vor Kaiser und Papst, an welche sich Adelheit von Wildenburg, die Abtissinn gewandt hatte. Engelbert erhielt den Auftrag die Sache strenge zu untersuchen und die Störungen abzustellen.

Es begab sich aber zu dieser Zeit, daß Engelbert gen Soest in Westphalen reisete, die dortige Kirche zu weihen und eine Provinzial-Synode abzuhalten, die er auf den 3. Novbr. 1225 ausgeschrieben hatte. Als geistlicher Richter und Stuhlherr des westphälischen Freigerichts ließ er den Isenburger dorthin laden, verwarf dessen Ansprüche auf wohlerworbene Schirmvogtei, verwarf dessen Berufung an den nahen Fürstentag zu Nürnberg, machte ihn bekannt mit der über seinem Hause schwebende Strafe und befahl ihm mit dem Ernst und dem Stolze eines strengen Richters, alles dem Kloster Entzogene zu ersetzen und als Kirchenräuber selber Buße zu thun nach damaliger Sitte, mit geschorenem mit Asche bestreuetem Haupte in einen Sack gekleidet. Friedrich schien betroffen, er versprach die Sühne; allein er war schon zu weit gegangen, als daß er ohne Beschämung hätte umkehren können. Seinem Stolze war eine so tiefe Demütigung unmöglich und die Zuversicht auf die Macht seiner Anhänger machte ihn halsstarrig. Eilig berief er seine Freunde, die auf eine günstige Gelegenheit mit dem

Erzbischofe zu brechen in der Nähe lauerten um sich, und machte sie mit seiner Lage bekannt. Des Bischofs Tod wurde beschlossen. Weil Engelberts Tod dem Grafen Heinrich nur wünschenswerth sein konnte, er hierzu auch den aufgebrachten Isenburg angereizt haben mochte, so hoffte dieser von Heinrich reichen Dank zu verdienen und hielt sich so des Schutzes des Grafen von Berg versichert. — Die raschbeschlossene That erheischte Eile. Schon war Engelbert von unbekannter Hand ein Brieflein zugestellt worden, welches ihm die Verschwörung gegen sein Leben enthüllte. Die Macht des versammelten Adels befürchtend, hielt er es nicht für rathsam Gewaltschritte zu wagen. Er ließ die jüngere Brüder Friedrichs, Wilhelm und Gottfried von Isenburg, Bischöfe von Osnabrück und Münster zu sich rufen, theilte ihnen mit, was er von dem Vorhaben ihres Bruders gehört hatte und hielt ihnen vor, wie sehr er seine Vetter immer geliebt habe und wie besorgt er stets für deren Vortheil gewesen sei. Obwohl diese Grafen und Bischöfe bemühet waren, den schwarzen Verdacht von dem Bruder zu wälzen, und obgleich Engelbert scheinbar annahm, daß Alles nur Verläumdung sei, so kannte er doch die Gefahr, in welcher er schwebte nur zu klar und war deshalb für seine Sicherheit besorgt. Vor dem getreuen Bischofe von Minden äußerte er, als die Vetter sich entfernt hatten: »Er sei hier in einer schwierigen Lage, denn ziehe er Friedrichen des Frevels, so würde man ihn als einen Verläumder ausrufen, und schweige er, so bleibe der schreckliche Frevel einer solchen Verschwörung ungeahndet und ihm selbst Gefahr. Doch nachdem er bei dem Bischof gebeichtet und das Nachtmahl empfangen hatte, zog er vor, vorab zu schweigen und sich zu stellen als ob er nichts fürchte. So trat er mit seiner Leibwache, die noch durch den Grafen von Dortmund und dessen Reisigen verstärkt wurde, die Reise nach Schwelm an, wo er die neuerbauete Kirche am 8. November zu weihen gedachte. — Um allen Verdacht von sich zu entfernen und den Oheim durch den Wahn der Sicherheit zu verleiten, ihm Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens darzubieten,

ritt Friedrich in des Erzbischofs Gefolge und schien ganz freundlich und unbefangen, während er auf Gelegenheit lauerte, seinen Frevel zu vollbringen. Da sagte der Erzbischof zu dem Grafen Conrad: »Er halte das Gerede von Friedrichs Vorhaben für Verläumdung, denn der Verstellung sei dieser minder fähig als der unglücksamen That. Doch Conrad von Dortmund machte den Fürsten aufmerksam, daß Friedrich sich oft unter allerlei Vorwand von dem Gefolge entferne und dies genugsamer Grund zum Verdachte gebe. Diese Vorstellung vermochte den Erzbischof an der Ruhrbrücke bei Westhofen einen Theil seiner Leibwache zurück zu lassen, denn da Friedrich ihn am vorigen Tage noch jenseits der Ruhr verlassen hatte und dieser Fluß durch anhaltendes Regenwetter, das auch die Reise verzögerte, so hoch angeschwollen war, daß der Uebergang außer der Brücke unmöglich schien, so glaubte Engelbert durch diese Verkehrung hinlänglich gesichert zu sein. Aber der Isenburger, der sich unter dem Vorwande nach Nienbrück reiten zu müssen entfernt hatte, war schon mit 25 verwegenen Mordgesellen durch eine bekannte Fuhrt gelangt, und nachdem sich Graf Conrad im Dorfe Gevelsberg von dem Erzbischofe getrennt hatte, die erzbischöfliche Leibwache aber mit den Dortmundern in einer Schenke des Dorfes etwas zurück geblieben war, benutzten die Mörder durch Späher von Allem benachrichtigt, gerade den Augenblick, als der Erzbischof, der auf eigenem Gebiete angelangt, alle Gefahr entfernt wähnend, mit zwei Reisigen, zwei Edelknaben und einigen Prälaten eben den Holweg des Gevelsberges hinab ritt. Dort, wo der Fürst auf einem Kreuzweg gelangte, drangen zu beiden Seiten die Verfolger auf ihn ein. Die Prälaten flohen, die Reisigen und die Edelknaben wurden niedergeworfen. Dem Erzbischof hätte beinahe sein gutes Roß gerettet, das flüchtig geworden die Verfolger aus dem Wege drängte; aber Heribert von Rückerath, ein berüchtigter Raubritter, des Erzbischofs grimmigster Feind, riß ihn am Gewande zur Erde. Noch rang Engelbert sich wieder empor, stieß den Ritter zurück, und war schon auf einem Fußpfade

über den Hohlweg hinauf geeilt, als ihn Heribert wieder einholte und am Mantel fest hielt. Da sprengte auch Friedrich der Isenburger herzu und unter dem Rufe: »Schlagt ihn todt! schlagt den stolzen Hund todt!« schwang er zur Ermutigung der Mörder sein Schwert. Bisher hatte er absichtlich zurück gehalten, weil er dachte, der Erzbischof würde gleich von den mordkundigen Gesellen niedergestoßen werden. Selber Hand zu legen an den Oheim und Priester trug er heilige Scheu, und es heißt, er soll kurz vor dem Ueberfalle seinen Anschlag bereuet haben, allein durch den von Rückerath sei er durch das Vermahnen an Engelberts Rache wieder zum Schlimmsten gereizt worden. Er war schon zu weit gegangen, und nun mußte das Opfer fallen, sollte er nicht selber unterliegen. Die Mörder von dem Grafen aufgemuntert, drangen mit Heftigkeit auf den Erzbischof ein, der sich, mit dem Rücken an den Stamm einer Eiche gelehnt, tapfer vertheidigte. Doch weil er keine Rüstung trug wurde seine Rechte, die das Schwert schwang, abgehauen und Blut rann von Hüfte und Haupt. Noch wollte er entfliehen — da spaltete ihm Jordan, ein Reitknecht des Isenburgers sein Haupt und Rückerath, durchstieß ihn mit dem Jagdmesser. Als jetzt der Erzbischof röchelnd in seinem Blute lag, wollten die Unmenschen den Leichnam des Gemordeten verstümmeln; aber der Isenburger wehrte ihnen und in Erkenntniß der Unthat rief er: »Es ist genug! es ist schon zu viel geschehen!« — Nahende Hufschläge von der erzbischöflichen Leibwache scheuchten die Mordgesellen. Den Leichnam des theuren Herrn luden die Reisigen auf einen Bauerkarren, der eben vorbei fuhr und brachten ihn nach Schwelm, wo man den Erzbischof zur feierlichen Einweihung der neuerbauten Kirche erwartete. Da verbreitete sich allgemeine Klage und noch in der Nacht setzte man den Mördern nach. Nur einen derselben wurde man habhaft und dieser gab die Mitschuldigen an. Die Frevelthat aber geschah am 7. November gegen die Abenddämmerung, an der Stelle, die noch jetzt im Lindengraben genannt wird, und die ein Stein-

kreuz bezeichnete, das erst im vorigen Jahre (1836) weggenommen wurde. —

Engelberts Leichnam wurde zuerst nach seinem Geburtsorte, dem Stammschlosse Burg (novum castrum) gebracht, allein da der Graf Heinrich nicht daheim war, verweigerte dessen Burgwart dem Leichenzuge den Einlaß, und dieser setzte sich deßhalb noch spätabends nach dem Kloster Altenberg in Bewegung, wo die Leiche mehrere Tage zur Schau stand und dann nach Cöln gefördert wurde, wo alle Gemüter sich im Unwillen über die unselige Mordthat empörten und den geliebten Wohlthäter zu rächen beschlossen. Die Bürger rüsteten sich zum Heerzuge und fielen vereint mit großen Schaaren des westphälischen Erzstiftes und mehrere Edlen, worunter auch Adolph von Altena, ein Vetter Friedrichs, in die Isenburger Besitzungen ein. Graf Friedrich vertheidigte sich heldenmütig und hoffte, daß auf dem nahenden Fürstentage zu Nürnberg sich mächtige Reichsfürsten für ihn verwenden würden. Der neugewählte Erzbischof von Cöln aber, Heinrich von Müllenarken, brachte das Skelett und die blutigen zerfetzten Gewande seines Vorgängers auf den Nürnberger Reichstag und der Abt Gottfried von Altenberg hielt dort eine feurige Rede, worin er zur Rache aufforderte gegen Isenburg und die Mordhelfer. Da wurde der junge König Heinrich tief ergriffen über den Verlust seines theuern Lehrers und die Mehrzal der Fürsten sprach ihren Unwillen über die Blutthat aus. Zwar fand Friedrich auch eifrige Vertheidiger, deren Viele sich anboten, die Rechtmäßigkeit seiner Sache in einem Gotteskampfe darzuthun; besonders die rheinische und sächsische Ritterschaft nahm sich des Isenburgers an; allein die Geistlichkeit und das Volk war entschieden gegen ihn, und es kam zu einem Gedränge, bei welchem nach der kölnischen Chronik 32 Ritter und viel Andere ihr Leben verloren. Doch des Reiches Acht und der Bannstral des Papstes wurden über den Verschworenen und Mitwisser der Mordthat ausgesprochen. Engelbert wurde als Martyrer für die Klosterfreiheit für Heilig erklärt und während seine Reste als Reliquien in dem ältern

Kölner Dome zur Verehrung ausgestellt waren, las man den Bannfluch gegen den Isenburger und dessen Anhang ab. Erzbischof Heinrich zog mit gewaltiger Rüstung über den Rhein gegen Isenburg, Adolph von Altena, der sich jetzt, um mit dem Mörder auch nicht Wappen und Namen gemeinsam zu haben, von Mark nannte und sein Wappen änderte, fiel ins Limburgische Gebiet ein. Viele andere Fürsten, sogar manche die dem Erzbischofe gram gewesen waren und Friedrichen Vorschub versprochen hatten fanden jetzt einen Anlaß ihrer Fehdelust zu genügen und stritten ihres Wortes uneingedenk gegen Isenburg, um den Verdacht ihres Einverständnisses zu entfernen. Doch der verwegene Friedrich, der kein Geheimniß aus seiner That gemacht und sie als eine Handlung der gerechten Nothwehr ausgerufen hatte, trotzte auf die Unbezwinglichkeit seiner Burgen, fügte den Belagerern vielen Schaden und schlug sogar mehrere Haufen derselben. Doch als er Acht und Bann bestätiget sah, da gedachte er sich persönlich bei dem Fürsten zu verwenden und verließ mit Gattinn und Kindern heimlich sein väterliches Schloß. Den Vertheidigern brauchte er nicht Widerstand zu empfehlen, denn Verzweiflung gebot ihnen, sich gegen Feinde zu wehren, von denen nur schmachvoller Tod zu erwarten war. Endlich, nach dreimonatlicher Belagerung fiel die hochgethürmte Isenburg. Alle Bewohner wurden niedergehauen und mit dem ausgeplünderten Schlosse verbrannt, die Mauern der Erde gleich gemacht. Neuenbrück, Limburg Rückerath und viele andere Schlösser hatten gleiches Schicksal. Alle wirkliche und angebliche Freunde des Isenburgers, schuldige und unschuldigen wurden aufgehängt oder lebendig verbrannt. Nicht blos Mark, Berg und Westphalen, auch der Rhein wurde zum Schauplatze der grimmigsten Rache. Blutströme, und lichter Brand rächeten schrecklich, der Rohheit damaliger Zeit gemäß, den erschlagenen Erzbischof.

Friedrichs Gattinn fand mit ihren Kindern bei Heinrich von Berg, ihrem Bruder, Schutz. Friedrich suchte vergeblich die Fürsten, die ihn zum Widerstande gegen Engelberten gereizt hatten, zur thätigen

Hülfe zu vermögen. Einen Geächteten und Gebannten vertheidigen, zog damals Acht und Bann nach sich. Die geringste Pflicht der Menschenliebe an einem Geächteten üben, brachte Verderben. Die Lage Friedrichs war schrecklich und zu den Folgen des Bannes, die ihn trafen, ward er noch mehr gefährdet, als die Kölner Bürger für den, welcher den Isenburger todt oder lebendig brächte, einen Preis von 2000 Gulden ausgesetzt hatten. Von den Freunden Engelberts wurde auf den für vogelfrei erklärten Mann wie auf ein wildes Raubthier Jagd gemacht; allein kein Edler mogte das Blutgeld verdienen. Ein ganzes Jahr hindurch zog er von Burg zu Burg, von Land zu Lande, immer verfolgt von Fehme und Rachsucht, bis er sich endlich im Spätherbste des Jahres 1226 in einem Walde an der Ammer zwischen Hui und Lüttich verirrte, wo ihn der dort jagende Ritter Balduin von Gennep, Lehensmann der Grafen von Cleve erkannte, festhielt und den Cölnern für das ausgesetzte Fanggeld nach Viset an der Maas auslieferte. Am 8. Nowember wurde er mit Ketten belastet nach Cöln gebracht, und die Stadt empfing ihr Todesopfer mit Jubel. Alle Glocken wurden geläutet und die Vollstreckung des Urtheils war ein allgemeines Freudenfest. Vor dem Severinsthore, auf der Stelle, die noch das Raderthal heißt, wurden dem Grafen unter Absingung von Psalmen Arme und Beine zerschlagen und nachdem die Qual dieser Verstümmelung ihn schon getödtet hatte, wurde er am dritten Tage nachher, am 13. November 1226 noch auf's Rad geheftet. Mit beispielloser Standhaftigkeit ertrug er diese Qualen und soll nicht das geringste Zeichen von Schmerz gegeben haben. Dem Erzbischofe Engelbert fluchte er noch sterbend und betheuerte bis zu seinem letzten Athemzuge: das dem nur sein Recht geschehen sei. —

Dies unwürdige Ende fand ein Mann, der zwar bei seinem heftigen unversöhnlichen Gemüte durch Freunde und eigne Kränkung zu unmenschlichen Handlungen irre geleitet wurde, der aber auch Eigenschaften besaß, die ihm unter andern Umständen ein ehrwürdiges Andenken verschafft haben würden. Die

Schmähungen geistlicher Schriftsteller damaliger Zeit gegen Isenburg tragen offenbar das Gepräge der Partheilichkeit. Alle Zeitverhältnisse, welche den Lobrednern Engelberts, dessen in minder günstigem Lichte stehende Handlungen entschuldigen helfen, kommen auch seinem Mörder zu gut. Auch die Hand der Bischöfe blieb damals selten frei von Blutschuld; aber wehe dem Layen, der sich an ihnen vergriff! Sie hatten nicht nur die damaligen Gesetze für sich, sondern auch die Geschichtschreiber, welche sämmtlich Geistliche waren und deshalb ihre Sache aufs günstigste darstellten. Friedrichs That erscheint zwar immer schwarz, allein die Anhänglichkeit, die sich ihm auf dem Reichstage zu Nürnberg bewies, wie auch der Vorschub nach der Aechtung reden wieder für ihn. Verschiedene Schriftsteller bemühen sich, sein Gedächtniß ganz zu reinigen und Engelberten zu verdammen; doch ist jene Zeit zu fern und ihre Chronisten sind zu einseitig, als daß man darüber ganz ins Klare kommen könnte*). Die Beschuldigungen aber, mit welchen ein westphälischer Schriftsteller in einer sogenannten Legende Engelberten viel Böses nachsagt, entbehrt des historischen Grundes. Des Isenburgers trauernde Gattinn starb in Rom, wohin sie gepilgert war, für die Missethat ihres Gemals zu büßen und bei dem Papste Honorius III. um Aufhebung des Bannes anzuhalten, damit die Reste des Verbrechers auf geweihetem Boden ruhen dürften. Die Söhne Friedrichs zeichneten sich im Gefolge des Grafen Heinrich von Berg rühmlichst aus und tauschten den geächteten Namen Isenburg mit Limburg. Alle Verwendungen des Grafen von Berg, daß seinen Neffen die entzogenen Güter ihres Vaters wiedergegeben würden, blieben fruchtlos; angewendete Waffengewalt verschaffte ihnen dieselben blos zum Theil wieder. Als die Isenburg zerstört war, da prophezeihte man, daß aus

---

*) Die Schriftsteller, welche vom Erzbischof reden, sind im 1. Hefte S. 71 aufgeführt. Eine Geschichte Friedrichs von Isenburg von Manz, das 1836 bei Krüger in Dortmund erschien, enthält gehässige Beschuldigungen Engelberts, die nicht erwiesen sind.

deren Trümmern bald ein neues Schloß erbaut werden würde. Drum hieß man die aus den Steinen des zerstörten Schlosses am Fuße des Isenbergs erbauete Burg Baldenneu, woraus der heutige Name Baldenau entstand. Traurig erinnern den Geschichtskundigen die spärlichen Reste der Isenburg an dem Untergang des Grafenhauses, das einst mächtig war an den Ufern der Ruhr. Viele Sagen von der Belagerung des Schlosses leben noch im Volksmunde fort. Auch von vergrabenen Schätzen und von einem goldenen Spinnrade im Schloßbrunnen, wornach noch in jüngerer Zeit vergeblich Nachgrabungen Statt fanden.

Die schmähliche Hinrichtung Friedrichs entflammte Berg zu einem Hasse gegen Cöln und die Cölner grollten den Bergischen um den Vorschub, welchen sie den Kindern des Isenburgers angedeihen ließen. Viele Jahrhunderte hindurch hat sich deshalb eine unheilbringende Spannung zwischen diesen Nachbaren erhalten, welche immer neue Nahrung fand, und sich besonders darin äußerte, daß nach Engelbert kein bergischer Fürst mehr auf den kölnischen Erzbischof-Stuhl gelangte.

XXXIV.

Die Spinnerinn zu Scherven.

(Eine bergische Volkssage aus dem 13. Jahrhundert.)

Wo auf rascher Quellen Rauschen
Still die muntern Vöglein lauschen
In der Buchen trautem Saal,
Wo des Scherffbachs heller Spiegel
Flüchtig grüßt die grünen Hügel
Ueber saatenreichem Thal,
Thürmte sich in fernen Tagen
Stolz empor das Ritterschloß,
Wohl von Kampf und kühnem Wagen
Einst ein freudiger Genoß.

Doch des Thurmes morsche Mauern,
Die des Hauses Fall betrauern,
Künden uns von schöner Zeit,
Und des Baches Wellen tragen
Froh hinab die bunten Sagen
Von der Vorwelt Lust und Leid.
Aus den grün-ummoos'ten Eichen
Flüstert es wie Geisterwehn;
Aus den Gräbern steigen Leichen,
Und die alten Burgen stehn!

Nicht mehr trauern morsche Trümmer;
Seht des stolzen Schlosses Schimmer
Und der hellen Fenster Pracht!
Fackeln leuchten in den Hallen,
Humpen im Gelage schallen,
Und das Mahl verkürzt die Nacht.
Hold vereint sich Sang und Zitter,
Traut Gespräch und heit'rer Scherz,
Und Erinn'rung schwellt der Ritter,
Thatenlust der Knappen Herz.

Doch am Heerd sitzt Adelgunde,
Sehnlich harret sie auf Kunde
Aus dem fernen heil'gen Land;
Von dem blonden Rocken spinnend
Sitzet traurig sie und sinnend,
Schmerzhaft zuckt oft ihre Hand.
Ach! zwar dämmert auf im Herzen
Die Erinn'rung ferner Lust,
Aber langer Trennung Schmerzen
Lasten schwer auf treuer Brust.

Hildrich, hold im Glanz der Jugend,
Reich an jeder Männertugend,
War des Schlosses schönster Stral,
Mild daheim und stark im Streite
Ward er Adelgundens Weide,
Ihres Herzens stille Wahl.
Wehe, wenn der Liebe Soune
Heiter von dem Himmel lacht,

Aber all die süße Wonne
Ueberflort der Trennung Nacht!

Hildrichs Vater zog die waise
Jungfrau väterlich zum Preise
Ihrer selt'nen Tugend auf,
Denn des Todes ew'gen Schlummer
Schlief der Vater, drob der Kummer
Schloß der Mutter Erdenlauf.
Anmutfüll' umlacht die Holde,
Und ihr Herz schlug rein und warm,
Nur an Ahnen und an Golde
War die edle Jungfrau arm.

Hilderich und Adelgunde
Hatten hier im Wiesengrunde
Engelfroh den Lenz durchspielt,
Bis die süßesten der Triebe,
Jugendfreundschaft, zarte Liebe,
Ihre reine Seele fühlt.
Kund ward da in frohen Blicken,
Was in heit'rer Seele sprach,
Aber Kuß und Händedrücken
Zog ein mild Erröthen nach.

Kam als Jäger heimgezogen
Hilderich mit Pfeil und Bogen,
Und sein helles Horn erklang,
Grüßte schon von hoher Zinne
Adelgunde ihn voll Minne
Zu dem höchsten Freudendrang.
Und wenn von Turnier und Fehde
Er zur stillen Halle kehrt,
Däucht ihm freud'ger ihre Rede,
Als sein Ruhm ob Speer und Schwert.

Täglich wuchs die treue Liebe,
Aus dem reinsten Lustgetriebe
Schreckte nie der Trennung Traum.
Willig hängt der Glaub' am Glücke;
Doch so sinkt die Himmelsbrücke
Auf des Regenbogens Saum,

Wie der Treuen frohes Hoffen
All in Leidesnacht verschwand,
Als dem Vater Hildrich offen
Seines Herzens Wahl gestand.

»Fliehst du nicht zu dieser Stunde,
Sprach der Ritter: »Adelgunde,
Nenn ich dich nicht meinen Sohn!
Andre magst du dir gewinnen,
Eine arme Waise minnen,
Spräche deinen Ahnen Hohn!« —
Hildrich starrt; verzweiflend bat er
Kindlich um sein einzig Glück,
Doch es stieß der harte Vater
Ihn in düstern Schmerz zurück.

Adelgunde — seufzt' er — scheiden
Muß ich, muß dich Holde meiden;
Ach! in dir flieh ich mein Glück!
Doch bei meinen reinen Trieben
Schwör' ich ewig dich zu lieben,
Liebend kehr' ich einst zurück!
Dann mag Treu und Tugend stralen,
Ueber Stolz und Ahnenzier;
Doch mich drängt's aus diesen Thalen,
Und das Kreuz sei mein Pannier!

Such ich Ruhe fern in Kämpfen,
Magst du auch die Trauer dämpfen,
Denn es bleibt ein milder Trost,
Daß die reine, treue Minne
Stets ihr schönes Ziel gewinne,
Wie das Schicksal sie umtos't.
Lebe wohl! auf Wiedersehen« —
Rief er noch vom raschen Roß,
Und bald trennten Thal und Höhen
Ihn vom väterlichen Schloß.

Seufzend rang die Maid die Arme,
Und in ungemess'nem Harme
Trübt' ihr Aug' sich, sonst so klar;
Wohl mag sie der Gram verzehren:

Hinter Ländern, über Meeren
Weilt der Theure in Gefahr.
Doch es dämmert zwischen Klagen
Noch ein Stral des Hoffnungslichts;
Länder scheiden, Wogen schlagen,
Aber Lieb', die scheidet Nichts.

Er, der nie sein Wort gebrochen,
Hatte Wiederkehr versprochen;
»Liebend kehr' ich einst zurück«
Klang ihr stets im Herzen wieder,
Holder als die schönsten Lieder
Tönt es fort zu Lust und Glück.
Sehnsucht malte sein Erscheinen
Ihr in stillen Stunden vor,
Und ihr Seufzen und ihr Weinen
Sich in sanftern Schmerz verlor.

Ach! sie harrt schon viele Jahre,
Hildrichs Vater trug die Bahre
Schon in seiner Ahnen Grab,
Welcher Treu und Tugend wegen
Väterlich ihr seinen Segen,
Und sein Schloß zueigen gab;
Aber Hildrich blieb so ferne
In dem Sarazenenland,
Ihrer Liebe Hoffnungssterne
Zittern bleich am Himmelsrand.

Bei der Lampe trautem Strale
Sitzt sie spinnend einst im Saale
Zu der Zeit der Mitternacht;
Unter Seufzern, unter Thränen,
War ihr Herz zu heißem Sehnen
Um ihr fernes Lieb erwacht.
»Könntest du mich länger lassen,
Wenn du wüßtest meine Pein?
Laß mich einsam nicht erblassen,
Halte Wort und werde mein!« —

Horch! da schallts von Rosseshufen,
Rasch hinan des Berges Stufen,

Rasch durch das verschloss'ne Thor;
Lust und Angst ihr Herz erfassen,
Und sie schaut mit thränennassen
Blicken ahnungsvoll empor.
Und es nahet schon dem Saale,
Offen springt die Eisenthür:
Matt durchbebt vom Mondenstrale
Schwebet Hildrichs Geist vor ihr.

Auf den einst so heitern Wangen
Keine Lebensrosen prangen;
Doch das Aug stralt helle Glut,
Stirn und Brust sie klaffen offen,
Alle die Gewande troffen
Von des treuen Helden Blut.
»Sieh! hier bin ich, Adelgunde,
Wie ich liebend dir versprach;
Aber horch! es ruft die Stunde,
Folge Liebchen, folge nach!«

Und sie naht ihn zu umschließen,
Doch sie sieht das Bild zerfließen,
Und sie klagt in herber Noth:
»Hildrich! weh! er ist gestorben,
Hat im Heidenland erworben
Einen sel'gen Märtyrtod.
O! Maria, heil'ge, fromme
Magd, laß mich nicht länger hier!
Hildrich ich komme, komme,
Ewig weil' ich nun bei dir!«

Vor dem Muttergottesbilde
Sank sie hin, Maria milde
Hob sie ihren Geist hinan;
Adelgunde starrt als Leiche,
Aber in des Himmels Reiche
Sich die Liebenden umfahn.
Was der Erde Trug geschieden,
Eint mit milder Hand der Tod,
Ew'ge Liebe, ew'ger Frieden
Lacht nach neuem Morgenroth. —

Lange, bis zu unsern Tagen,
Sah man noch die Feste ragen,
Die umschloß so treue Lieb;
Zwar die Zeit zerbrach die Mauern,
Die in morschen Trümmern trauern,
Doch die alte Sage blieb.
Und sie geht von Mund zu Munde
In der Berge schönem Land,
Hilderich und Adelgunde
Werden dort noch oft genannt.

Nächtlich um die zwölfte Stunde
Oft die Jungfrau Adelgunde
In dem stillen Thal erschien;
Von dem blonden Rocken spinnend,
Luget sie, in Trauer sinnend,
Auf die morschen Trümmer hin.
Wie bewegt von Wehmut rauschen
Dann die Bächlein in dem Thal,
Und auf tiefe Seufzer lauschen
Stern' und Mond in sanftem Stral.

Süße Schauer uns umfahen,
Wenn wir dann dem Thale nahen,
Wo dort spinnt die holde Maid;
Ach! auch jetzt wie manches Mädchen
Zieht zum Brauthemd zarte Fädchen,
Und es wird ihr Todtenkleid!
Aber selig sind die Treuen,
Die getrennet nur der Tod,
Denn sie wird die Lieb' erfreuen
Ueber schönerm Morgenroth.

Anmerk. Das ehemalige sehr bedeutende Rittergut Scherff, auch Scherven oder Amtmannsscherven genannt, an welchem gegenwärtige im Volksmunde sich forterbende Sage haftet, liegt in der Gemeinde Odenthal über einem schmalen, von dem forellreichen Scherffbache durchströmten Wiesenthale auf einem grünen Vorhügel, rings von hohen Waldbergen umraget in romantischer Umgebung. Nur ein verfallender Thurm steht noch von der alten Feste, nach welcher sich die

Edlen von Scherffen nannten, die schon im 12. Jahrhunderte als wackere Ritter hauseten. Hilderichs Vater war Udo von Scherven, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts mehrmals genannt wird, und mit ihm erlosch das uralte Adelgeschlecht. Gerhard, ein Edler von Stein, Udo's Schwestersohn wurde darauf mit dem Rittersitze beliehen und er wie seine Nachkommen nannten sich abwechselnd von Stein, von Steinen oder von Scherff und von Stein zu Scherven. In der Mitte des 16. Jahrhunderts waren die Herren von Steinen zu Scherff Amtmänner des bergischen Amtes Miselohe. So auch Herr Reinhard von Wolfmetternich, der im J. 1609 in den Besitz des Hauses Scherff gelangte. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren die Edlen von Steinen wieder Herren zu Scherff, wozu damals auch Milleforst, Herkenrath und mehr andere bedeutende Güter gehörten. Gottfried von Steinen zu Scherfen war (1640) pfalzneuburgischer Kämmerer. Zu Altenberg hatten die mächtigen von Steinen eine eigene Begräbnisskapelle am Ende des Kirchenthores, welche noch ihren Namen trägt, und wo das Familienwappen nehrfach pranget. Später kam das Rittergut an die Herren von Forstmeister und von denselben an die Familie von Weichs, die noch im Besitze desselben ist. Weil die Burg früher der Sitz des Amtmannes von Miselohe war, so ist auch noch jetzo das Rittergut zum Unterschiede von andern Orten der Nachbarschaft, die auch Scherven heißen, Amtmannsscherven genannt.

XXXV.

Die Chronik des Klosters Altfeld, vulgo Kamp,

im Herzogthum Cleve.

(Vom J. 1122 bis 1802.)

Nicht allein als das älteste Cisterzienser-Kloster in Deutschland und als »die glückselige Mutter« von mehr als hundert Abteien seines Ordens war das Kloster Altfeld oder Kamp (Vetus Campus) Jahrhunderte hindurch hochberühmt, sondern auch wegen seines Reichthumes an irdischen Gütern wie an Heiligthümern. Seine vielen Schicksale und die endliche Ausartung der frommen ascetischen Stiftung aber machen die Klosterannalen auch noch für die jetzige Zeit höchstmerkwürdig.

Die ehemalige Abtei Camp liegt in dem Herzogthume Cleve zwischen Rheinburg und Mörs auf einem mäßig hohen anmutigen Hügel in der Nähe der unvollendeten fossa Eugeniana, die den Rhein mit der Mosel verbinden sollte. Erzbischof Friedrich von Cöln, (Xanten, Soest. Rheinberg und andere clevischen Städte gehörten damals dem Erzstifte) erbat sich von Arnulph, dem Vorsteher des Klosters Morimund*) in Frankreich dreizehn Brüder des damals so sehr in Aufnahme gekommenen Cisterzordens und schenkte ihnen zur Einrichtung eines Klosters, die zu der Gerichtsbarkeit von Rheinberg gehörige Ortschaft Altfeld mit Wäldern, Aeckern, Wässern, Wiesen, Moorgründen; mit den Zehnten und vielen andern Gerechtigkeiten gemäß Urkunde vom 31. Januar 1122. Nachdem der fromme Erzbischof die nothdürftigen Einrichtungen hatte treffen lassen, fingen die Ordensbrüder unter ihrem ersten Abte Heinrich, dem Bruder des Abtes Arnulph von Morimund, das Kloster zu bewohnen an, und erlangten bald einen solchen Ruf der Gottseligkeit, daß alle Lande davon erfüllet wurden und reiche Gaben, wie auch viele Ordensneulinge hinzuströmten, so daß in kurzer Zeit sich nicht blos die Genossenschaft der Cönobiten an Zahl vervielfältigte, sondern auch des Klosters Wohlgedeihen sichtbar wurde durch die Erweiterung der Gebäude und durch viele Güter, die den Mönchen ein sorgenfreies Leben verschafften. Von den durch des Stifters Schenkung erhaltenen und aus ferneren milden Gaben erworbenen Waldungen ließ schon Abt Heinrich durch seinen Convent viele zu Saatfeld und Wiesen umschaffen, legte Meiereien an, welche er durch Conversen oder Laibrüder bebauen ließ und sorgte überhaupt für das leibliche und geistliche Wohl seiner Mönchschaft, die durch ihre dem Orden gemäße Strenge**)

---

*) Morimund von mors und mundus Todtenreich — denn der Mönch sollte als leiblich todt, der Welt abgestorben betrachtet werden.

**) Einiges von der Strenge des Cisterzordens siehe im 2. dieser Hefte in der Geschichte der Abtei Heisterbach. Eine vollständige Schilderung jenes Mönchwesens siehe in v. Zuccalmaglio, Gesch. des Klosters Altenberg, S. 30 bis 70.

eine solche Bewunderung erregte, daß viele Großen der Früchte solcher Heiligkeit theilhaft zu werden wünschten und darum aus eignen Mitteln Klöster anlegen ließen von der Kamper Genossenschaft. Die fromme Gräfinn Adelheid von Klettenberg, als sie von einer Heiligenfahrt nach Neuß und Cöln zurück kehrte, erbat sich von dem Abte Heinrich einige Mönche zum Anbau in ihrer Heimat und gründete so das Kloster Wolkenrade in der Nähe ihres Schlosses Harthoven in Thüringen, das am 20. Januar 1128 von dem Erzbischofe von Mainz eingeweihet wurde. Eben so erbat sich Graf Siegfried von Bromberg eine Camper Colonie und gründete am 8. November 1135 das Kloster Amelungsborn in Sachsen. Durch die Schenkung der Gräfinn Hildeburg von Gleichen aber errichtete Abt Heinrich am 5. März 1136 die Abtei Volkolderade. — So waren schon unter dem ersten Abte drei stattliche Filialklöster von Camp ausgegangen, was dem Mutterkloster nicht allein Ruhm, sondern auch manchen Vortheil brachte. Ein anderer Gewinn wurde der Abtei im J. 1137, als die beiden edlen hochberühmten Ritter Reiner von Willich und Raimund von Humbertsheim den Kampf im weltlichen Geschmeide verließen und der Welt absagten um ein ordengemäßes Leben zu führen in Camp, dem sie ihre zeitlichen Güter zum ewigen Allmosen verliehen. Abt Heinrich hinterließ nach 16 jähriger Abtschaft das Kloster in reichster Blüte und ging zu dem bessern Lohn der Seligen hinüber am 28. März 1137.

Ihm folgte 2. Theodorich, ein Freund und Schüler des heiligen Bernhard, der 40 Jahre hindurch die Abtswürde mit Ruhm getragen und den Orden wie den Glanz des Klosters verbreitet. — Im Jahre 1138 schenkte der Ritter Dietrich von Ulsett dem Kloster den großen Hof zu Göterswik, welche Schenkung der Erzbischof Arnold von Cöln mit den frühern Besitzungen bestätigte. In derselben Zeit schenkten eine Edelfrau mit Namen Gotthilde und andere fromme Gläubigen dem Kloster mehrere Güter bei Hönnepel und Papst Innoceuz II. bestätigte im Jahr 1139 sämmtliche Besitzungen von Camp, welchen apostolischen Freibrief Eugen III. im Jahre 1151 mit vielen Privilegien erneuete und mehrte.

Durch Schenkung des Bischofs zu Paderborn, Bernhard von Dzede gründete Abt Theodor das Kloster Hardhausen in Westphalen im Jahre 1140 und durch die Milde des Grafen Poppo von Hessen die Abtei Aulesburg, dann Michelstein aus einer Schenkung der Aebtissinn Beatrix von Quedlinburg. Im Jahre 1162 starb Graf Heinrich I. von Geldern und Zütphen und wurde zu Camp vor dem Altare des heil. Stephan an der Seite seiner Gemalinn Eleonora beigesetzt. Zu einer ewigen Seelenmeßstiftung für das Heil dieses fürstlichen Paares erhielt der Convent bedeutende Renten, Gerechtsame und Güter zum Geschenke. Abt Theodorich starb am 23. August 1177 und ihm folgte

3. Eberhard, von welchem die Chronik nicht viel Erbauliches aufbehalten hat. Das Kloster hatte damals schon viele Einkünfte, dem Convent wurde es behaglich, die alte Strenge setzte zuweilen aus und die Sittlichkeit war nicht die Beste. Es ist der Zuchtverfall, von dem der heilige Bernhard schreibt, der ihn dem Reichthume der Klöster zur Last legt. Die Folge war, daß Eberhards Convent in Schulden sank und sich die Mönchenzahl von mehr denn Hundert bis auf zwanzig verminderte. Doch, berichtet die Klosterchronik ganz treuherzig, lebten damals sehr heilige Weiber im Kloster, die im Mönchsgewande unter Männernamen es selbst den Männern in der Ordensstrenge zuvor thaten. Eine gewisse Hildegundis wurde als Pater Josephus im Kloster Camp besonders belobt. — Doch gefiel dies Zusammenwohnen von Weibern und Männern den Päpsten für die Dauer nicht uud Innocenz III. verbot im Jahr 1208 die Aufnahme, weil die Einkünfte dadurch erschöpft und die Männer in Versuchung geführt würden. Doch gab er nach, daß je 12 Laischwestern, jede über 50 Jahre alt aufgenommen würden, wobei denn alle lebendige Beweise eines vielleicht anstößigen Wandels wegfielen. — Hundert Jahre später aber erscheint im eigner Convent geistlicher Schwestern auf dem Altfeld, ganz in der Nähe der Abtei und unter des Abtes Aufsicht. Erst im Jahre 1584 in den Truchsessischen Kriegsunruhen liefen diese Nonnen davon. Merkwürdig ist, daß alle reichere nur bekannte Mönchsabteien, Alten-

berg im Bergischen einzig ausgenommen, ein Nonnenkloster ganz in der Nähe hatten. So z. B. Die Benediktinerabteien Siegburg, Dissibodenberg und Limburg, von welcher letzteren ein unterirdischer Gang bis in das Nonnenkloster Seebach führte. In Städten aber findet man gewöhnlich die Klöster durch solche Maulwurfwege verbunden. Man sagte oft, diese Annäherung geschehe zur Abtödtung und zur gegenseitigen Entflammung in geistlichen Liebeswerken. Eberhard der dritte Abt des Klosters Camp starb am. 5 März 1184, und sein Nachfolger

4. Gerhard, ein kluger und frommer Mann stellte die gesunkene Zucht wieder her, und befreiete während einer 20 jährigen sehr weisen Verwaltung das Kloster von allen Schulden. Die auf zwanzig Genossen gesunkene Mönchzahl brachte er wieder auf fünfzig Köpfe. Im Jahre 1188 schenkte Graf Dietrich III. der Mannhafte von Cleve aus sonderlicher Gunst und Verehrung mit Bewilligung seiner Gemalinn und seines Bruders Arnold dem Kloster die große und schöne Rheininsel Hoen bei dem Flecken Rees, welche Schenkung der Erzbischof Philipp von Cöln bestätigte. Diese sehr fruchtbare Insel trug bedeutende Aecker und Wiesen und sie allein hätte eine Anzahl Menschen wie die Camper Genossenschaft anständig zu ernähren vermocht. Als Reinertrag zog das Kloster von diesem Werthe jährlich 1200 Malter Getreide, und hielt dort 12 bis 1300 Schafe, dazu eine Menge Kühe und Schweine. Leider wurde diese ersprießliche Besitzung in der großen Ueberschwemmung des Jahres 1312 gänzlich vom Rheine verschlungen. — Gräfinn Adelheid von Cleve eine besondere Gönnerinn des Klosters übertrug demselben ferner mehrere Güter und machte eine gar überaus fromme Stiftung, daß der Convent daraus jährlich eine gute Mahlzeit habe am Gründonnerstage, am Osterabend, und an den dreien Oster- und Weihnachtstagen. Diese Mahlzeit aber bestand aus Weizenbrod, Wein und Fischen. Den Fond hierzu bildeten einige Güter bei Auenheim und ein Weinberg zu Weise bei Coblenz. — Andere Gönner der Abtei waren die Grafen Otto II. von Geldern und Hein-

rich von Sayn, die unter Abt Gerhard vor dem Altare des heil. Stephan in der Klosterkirche beerdigt wurden, welche Grabstädte sie sich bei Lebzeiten erkiesen und zu sanfterer Ruhe mit bedeutenden Gaben und Stiftungen erworben hatten. Abt Gerhard starb mit dem Ruhme ein sonderlicher Förderer des Klosters gewesen zu sein, am 25. November 1204. Sein Nachfolger, der 5. Abt

5. Theodor, ein sehr frommer Mann und Freund des Erzbischofs Johann von Trier, der dem Kloster bedeutende Vortheile zuwandte, regierte nur zwei Jahre und starb am 19. März 1206. An seiner Statt wurde erwählt

6. Gerlach, der der Abtei dreizehn Jahre und 9 Monate sehr rühmlich vorstand. Seiner Beredsamkeit halber wurde er im Jahre 1212 von Pabst Innocenz III. als Prediger gegen die Albigenser Ketzerei berufen, wovon er große Ehre getragen haben soll. Im Jahre 1214 half er zwei Nonnenklöster errichten, die der Abtei Camp fürderhin unterworfen blieben, das eine Eppinghoven bei Neuß, und das andere Marienhof in Zaaren, in welchem Letzteren die berühmte Schreiberinn Agnes lebte, die an Zierlichkeit und Deutlichkeit der Handschrift die kunstvollsten Mönche beschämt haben soll. — Im Jahr 1217 schenkte Graf Heinrich von Gennep der Abtei mehrere Güter zu Auenheim. Gerlach starb am 15. October 1218. Sein Nachfolger

7. Johannes erwarb dem Kloster viele Reliquien, die aus Palästina gekommen waren, und verbesserte Manches hinsichtlich der Einkünfte, da der durch die Gunst des heil. Engelberts, Erzbischofes von Cöln sehr viel Vortheilhaftes erwirkte. Unter ihm wurden die Nonnenklöster Münster bei Ruremund uud Marienforst bei Kalkar gestiftet, die beide unter der Aufsicht des Abtes von Camp gestellt wurden. Ersteres fundirte Graf Gerhard von Geldern im Jahre 1218, dessen verwittwete Mutter Richardis dort den Schleier nahm, und der Genossenschaft als erste Aebtissinn im heiligen Wandel vorstand. Abt Johann starb am 18. März 1223. Ihm folgte

8. Arnold, ein sehr fähiger gelehrter Mann und besonderer Freund des Erzbischofs Engelbert von Cöln und des Grafen Gerhard von Geldern, welche beide des Klosters Wohlthäter wurden. Zu vier neuen Klosterstiftungen sandte Arnold Mönchskolonien, worunter besonders Neukamp auf der Insel Rügen gestiftet im Jahre 1234 merkwürdig. Nachdem er der Abtei 12 Jahre hindurch getreu vorgestanden, wurde er seiner ausgezeichneten Tugenden wegen, zu der hohen Abtswürde des Mutterklosters Morimont berufen, wo er aber schon nach 6 Monaten im Jahre 1236 starb. An seiner Statt wurde in Camp erwählt

9. Hartklef. Er erwarb dem Kloster durch die Gunst des kölnischen Erzbischofes Heinrich von Müllenarken mittelst Vertrag vom Jahre 1235 vom St. Kunibertstifte in Cöln die Zehenten zu Rheinberg; das Patronat des Städtchens aber blieb wie bisher beim Kanonikatstifte. Auch wurden aus dem Convente wieder vier neugestiftete Klöster bevölkert, welche der Aufsicht des Conventes unterworfen bleiben. Er starb am 6. September 1245. Auch

10. Heinrich sandte schon im ersten Jahre seiner Abtschaft eine Mönchkolonie zur Stiftung des Klosters Marienthal bei Utrecht. Er starb zwei Jahre nachher am 5. August 1247. Unter ihm war der Wohlstand des Klosters gar hoch gestiegen. Das Mönchswesen überhaupt und Camp insbesondere hatten ihre höchste Glanzepoche erreicht. Bei den ungeheuren Reichthümern mußte die Strenge der Klosterregel erlöschen. Von eigner Arbeit der Mönche war gar nicht die Rede mehr. Layenbrüder besorgten die Geschäfte innerhalb des Klosterzwingers und auf einigen Meierhöfen; andere Güter wurden von Pächtern zur Hälfte bebaut, oder in Jahrespacht oder Erbpacht gegeben. Die Ermunterung zur Ackerbauthätigkeit rief immer mehr Ansiedler herzu, die irgend ein Stück Wald in Erbpacht nahmen, sich dort eine Hütte baueten, und die Oede allmälig in Getreidefelder umschufen. So entstanden um diese Zeit die Dorfschaften Camperbroich Lindforst, Salhof, Brück, Altfeld und Kirchhof; fast eine Quadratmeile wurde auf diese Weise durch das

Kloster Camp und in dessen Nähe urbar gemacht. Der Convent, welcher mit Frankreich in genauer Verbindung stand, machte auch bisher ausländische Pflanzenarten einheimisch, und ließ sich ganz besonders den Weinbau und die Bienenzucht angelegen sein, letztere besonders weil Honig statt des späteren Zuckers noch in Speisen gebraucht wurde, und weil Wachs ein nothwendiges Bedürfniß der Kirche war. Der Wein, welcher die 7 Hügeln Roms umblühet, wurde mit den römischem Kircheneinrichtungen auch durch alle Zonen der Erde verbreitet. Er war ein Erforderniß der Religionsausübung und der Ordensregel. Doch wie so manches, was sich für südliche Glut eignete, im Norden nicht gedeihen wollte, trugen auch die Camper Reben keine besondere Frucht und es hieß: »Der Camper Moost trage nicht sonderlich zur Lust des Mahles bei.« *) Der Güter der Abtei waren um diese Zeit so viele, daß man fragen sollte: wie eine Genossenschaft von durchschrittlich 100 frommen Männern die Einkünfte alle hätten verzehren können, zumal da die Ordensregel eine so einfache Kleidung, ein so frugales Mahl vorschrieb und Prunk und Ueppigkeit verbot. Dagegen erwäge man die kostspieligen Bauten der Kirche und der übrigen Klostergebäude; die prachtvollen Kirchengewande und Meßgefäße von edlem Metall; denn die Erpressungen päpstlicher Legaten, die unter dem Vorwande Privilegien zu erwirken in die Klöster einschlichen, und sie mit vollständigen Steuern belegten, welche die Abgabenfreiheit der frommen Stiftungen vergessen machte. Aber auch der Convent, wenn er, was bisweilen geschah, von der strengen Regel abglitt, verthat zu Zeiten viel an köstlichen Mahlen und an theuren ausländischen Weinen. Dazu kamen Kriege, in welchen die Klostergüter häufig geplündert, gebrandschatzt und zerstört wurden. — Heinrichs Nachfolger,

11. Hermann wurde seiner guten Sitten wegen nicht gepriesen. Das Kloster litt damals durch das sich immer mehr verbreitende Faustrecht; die Einkünfte

*) „Vinum Campense non facit gaudia mensae“. —

verschwanden, der Convent verwilderte. Abt Hermann starb am 23. September 1252 und ihm folgte

12. Gerhard, der mehr als sein Vorgänger auf den ewigen und zeitlichen Gewinn des Klosters bedacht war. Im Jahre 1253 gab Erzbischof Conrad von Hochsteden der Genossenschaft die Befugniß auf dem Dachsberge bei Camp eine Windmühle zu errichten, da zu Neuß und Rees damals noch die nächsten Mühlen waren. Im Jahre 1256 verkaufte der Convent des Benediktinerklosters zu Deuz der Abtei Camp den bedeutenden Hof zu Strohmörs mit vielen Gerechtsamen, welchen Kauf Erzbischof Conrad bestättigte. Im Jahre 1260 schenkte Graf Dietrich V. von Cleve dem Kloster zum Heile seiner und seiner Ahnen Seelen 500 Mark Silbers und der Covent kaufte damit die Güter des Ritters Heinrich von Friemesheim, die in Asdruk bei Strohmörs lagen. Auch gingen wieder zwei neue Abteien von Camp aus. Gerhard starb am 12. Februar 1265.

13 Albert, füher Mönch im Filialkloster Wolkenrode starb nach zehnjähriger Abtschaft in fehr frommem Wandel am 20. August 1274.

14. Giselbert, gleichfalls ein frommer Abt, sah in Camp und den 6 nächsten von dort gegründeten und beaufsichtigten Filialbteien 901 Mönche und in 15 Nonnenklöstern 509 Nonnen. — Vom Jahre 1276 erzält die Klosterchronik ganz weitläufig die wundersame Geschichte, daß Margaretha, die Gemalinn des Grafen Hermann von Henneberg, eine Tochter des Grafen Florentin von Holland, die nicht glauben wollte, daß eine Frau, ohne Umgang mit mehreren Männern, Zwillinge gebären könne, am Charfreitage des obengenannten Jahres, Vormittags 9 Uhr in Beisein vieler namentlich angeführter Personeu 364 ganz kleine aber lebende Kindlein zur Welt gebracht habe, nämlich die Hälfte Knaben, die der anwesende Bischof Guido von Utrecht sämmtlich Johannes, und die Hälfte Töchter, die er Elisabet taufte. Der überreiche Segen, der aber der Mutter das Leben kostete kam daher, weil diese ein armes Weib, die Zwillinge gebar des Ehebruchs beschuldiget und dise der Verläumderinn angewünschet hatte, daß sie so viele

Kinder gebären solle, als Tage im Jahr sind. Doch (sagt die Chronik des Klosters Camp) damit das Bettelweib sich nicht rühmen könne, daß Gott ihr Gebet erhöret habe, so wurden nicht genau so viele Kindlein als Tage im Jahre sind, nämlich 165, sondern nur 364 geboren!

Im Jahre 1277 errichtete und fundirte Arnold von Wachtendonk, Kanonich des Stiftes zu Xanten ein Hospital zur Verpflegung zweier armer Greise vor der Pforte des Klosters Camp. Auch stiftete er eine jährlich am Gründonnerstage zu haltende Armenspende, die bis in die späteste Klosterzeit bestand und deren Brodzugabe mit einer Rente von 15 Malter Roggen, 7 Malter Gerste und 1 Malter Weizen fundirt war. Aus solchem Gemengsel pflegte damals das gewöhnliche Schwarzbrod in Form von runden spannhohen Kuchen gebacken zu werden. Es versammelten sich an diesem Tage alle Armen der Gegend und ihre Mahlzeit bestand in Erbsensuppe, Stockfisch, Häring, Bier und Brod. Jeder erhielt auf den Weg ein wenigstens achtpfündiges Brod und 1 Stüber. Oft sind über 1400 Brode so vertheilt worden. — Im Jahre 1285 nahm Erzbischof Siegfried den Camperhof in Cöln in seinen besondern Schutz und erlaubte, daß dort eine Kirche errichtet, öffentlicher Gottesdienst gehalten und zum Vortheil des Ordens gepredigt werde. Dasselbe gestattete er für die Klosterhäuser in Rheinberg und Neuß, welche der Convent als Zufluchtsorte in Kriegeszeiten sich errichtete. — Im Jahre 1296 erneuete Erzbischof Siegfried die Privilegien und Immunitäten des Gotteshauses, verlieh ein Holzungsrecht in den Rheinberger Gemarken und schenkte einen bedeutenden Moorgrund in der Nähe der Abtei. Alle weltliche Klosterleute befreiete er von der landesherrlichen Gerichtsbarkeit. Im Jahre 1298 wurde die Kapelle auf dem Klostergute zu Strohmörs erbauet und eingeweiht. — Als Abt Giselbert am 14. Februar 1298 starb waren im Kloster Camp 72 Mönche, 72 Converse und 15 Novizen. Erwählt wurde von ihnen

15. Arnold, aus Sittart. Um diese Zeit, zu Ende des 13. Jahrhunderts litt die Abtei so sehr durch Kriegsunruhen, daß ihr Wohlstand für lange Zeit sank und

Zucht und Regel vergessen wurden. Nach Rudolphs Tode (1291) erneueten sich die Greuel des Faustrechts wieder und besonders am Niederrheine sah es schlimm aus. Selbst in der Nähe des Klosters und auf dessen Gütern schlugen sich die Fürsten und Edelleute herum. Heinrich von Virneburg, der Erzbischof kämpfte mit der Stadt Cöln, die der Bundesgenossen nicht ermangelte; die Grafen von Cleve und von Holland lagen mit dem Bischofe von Utrecht und dem Grafen von Geldern in Hader. Da mußte das Kloster oft sehr große Summen an die Sieger bezahlen, damit seine Güter verschont würden und dennoch raubten Freund und Feind, plünderten, brandschatzten und verheerten viele Meierhöfe. Selbst Todtschläge an Klosterleuten wurden verübt. Im Jahre 1298 erlitt die Abtei blos an geraubtem Vieh einen Verlust von 15000 Gulden und dazu wurden 22 der einträglichsten Meierhöfe eingeäschert, die besten Waldungen niedergehauen und viele Meierknechte, die sich widersetzen wollten, getödtet. Da mußte der fromme Convent für hohe Zinsen von Juden Geld borgen und die Schulden stiegen auf 40000 Gulden, eine für damalige Zeit äußerst beträchtliche Summe. Zu diesem Glückswechsel aber gesellete sich das sittliche Verderbniß der Genossenschaft. Die allgemeine Entsittlichung der durch Kriege so sehr verwilderten Zeit riß auch im Kloster ein, und von den 150 Mönchen, Conversen und Novizen liefen über zwei Drittheile davon, theis in reichere Klöster, theils zu weltlichem Treiben. Die 36 in Camp noch übrigen Ordensgeistlichen litten Mangel am Nothwendigsten, und als sich die Kriegswetter im Anfange des 14. Jahrhunderts verzogen hatten, konnten die Spuren der Verödung erst langsam wieder ausgetilgt werden. —

Im Jahre 1301 erwarb das Kloster durch Vertrag von der Abtei Deuz das Patronatrecht der Kirche zu Rheinberg und von dem Ritter Wilhelm von Millen im Jahre 1311 das Patronat der Kirchen zu Loer, Haren und Niederkassel, welche Verträge der Erzbischof Heinrich bestätigte. — Kaum waren die Wunden des Kriegs am vernarben, als sich neue Unglücksfälle über Camp häuften. Die schöne Rheininsel Hoen, das einträglichste aller Klostergüter war nach der neulichen Krieges-

verheerung kaum wieder in Kultur gesetzt, als sie im Jahre 1312 von einer Rheinüberschwemmung sammt Vieh und Früchten und den neuerrichteten Oekonomie-Gebäuden gänzlich verschlungen und weggespült wurde. Ganz eigen ging es mit dem großen Hofe zu Götterswik. Derselbe war in Folge der neulichen Verschuldung dem Stifte zu Rees mit der Bedingung verpfändet worden, daß wenn die Zinsen nicht jährlich am bestimmten Tage vor dem Einläuten der Vesper abgetragen würden, das schöne Gut dem Stifte gegen das Darlehn eigenthümlich zufallen solle. Der Rheinüberschwemmung wegen verspätete sich der Kahn, der zur Einhaltung der Pfandbedingungen von Camper Convente abgesendet war, und als die Kanonichen zu Rees Nachmittags 2 Uhr den Nachen auf dem Rheine ankommen sahen, läuteten sie sogleich zur Vesper. Weil aber sonst die Vesper um eine Stunde später zu biginnen pflegte, so behauptete der Convent, daß er den Termin eingehalten. Die Sache kam zu Proceß, den das reiche Stift zu Rees vor dem Erzbischofe wie vor dem Papste gewann, dem damals waren (besonders zu Rom) die Urtheihe meistens käuflich und die geldarmen Camper mußten da wohl verlieren. Auch noch zu diesen Verlusten waren sie gezwungen, mehrere andere Höfe zu verkaufen. —

In demselben Jahre (1312) wurde ein Converse des Klosters von zwei Haussöhnen von Elberfeld, die das Raubrittergewerbe trieben, schändlich ermordet. Die Sache wurde kundbar, sie schrie um Rache und die beiden Elberfelder mußten sich zur Reue bequemen. Sie wandten sich nach Rom an Papst Clemens V. der sie unter der Bedingung lossprach, daß sie von Rom aus in ihre Heimat bis auf die Beinkleider entblößt und einen Strick um den Hals in allen Kirchen, denen sie vorbeikamen, beten sollten und daheim in allen Nachbarkirchen in demselben Aufzuge, Bußpsalmen singend sich geißeln lassen müßten. — Im Jahre 1314 mußte das Kirchweihfest der Gemeinde Camp wegen Todtschlägen und andern Unordnungen, die das Kloster störten und die am Fest oft theilnehmenden Mönche zweifach gefährdeten, vom Spätsommer auf den 9. Januar ver-

legt werden, wo denn, sagt die Klosterchronik, die Winterkälte die Hitze in den Köpfen nicht zum Ausbruch kommen ließ. — Damals lebte im Kloster der berühmte Schreiber Rüdiger von Berka, der viele Bücher verfertigte und im Frauenkloster Levenhorst in Holland starb. — Abt Arnold aus Sittart verschied am 29. December 1320. Ihm folgte

16. Hermann, aus Wachtendonk, der das Kloster zu seiner frühern Blüte nicht wieder empor zu heben vermochte. Schon nach 6 Jahren legte er das wegen Alterschwäche ihm beschwerliche Amt nieder.

17. Gottfried, aus Neuß, war ein sehr thätiger Mann und ließ sich die Verbesserung aller klösterlichen Verhältnisse angelegen sein. Alles fand er im desolatesten Zustande. Außer Stande die verheerten Meierhöfe wieder herstellen zu können, mußten die Mönche von milden Beiträgen leben, und unvermögend den Glückszustand zu ihrem Vortheile zu wenden, verschlimmerte sich dieser immer mehr durch steigende Schulden. Nach den Verheerungen erfolgte Mißwachs und es war im Jahr 1327 eine so große Hungersnoth in Deutschland, daß die Menschen mit solchen Nahrungsmitteln ihr Leben fristen mußten, die sonst nur dem Viehe zum Futter dienten. Bei der allgemeinen Viehseuche aßen Viele von dem Fleisch der gefallenen Thiere, eine pestartige Krankheit raffte immer mehr Menschen dahin und die Kirchhöfe waren zu klein, die Menge der Leichen aufzunehmen. Da mag man sich vorstellen in welcher Lage auch das Kloster gewesen. Abt Gottfried erließ (1327) ein Bittschreiben an alle Christenheit, in welchem er die Noth des Convents mit den grellsten Farben schilderte und die Gläubigen aufrief, den Bedrängten beizusteheu. Da flossen von allen Seiten milde Gaben herzu, der kölnische Erzbischof, Walram von Jülich gestattete der Abtei viele Vortheile und der Graf Dietrich von Cleve begabte den Convent mit Gütern, Geld und Gerechtsamen. Durch ordentlichen Haushalt und durch Sparsamkeit erholte sich das Kloster in reichen Fruchtjahren bald wieder und sein Wohlstand war in den letzten Abtjahren Gottfrieds so hoch als er je geblühet. Beson-

ders gedeihlich war die Erlaubniß des Erzbischofes (1337) eine neue Klostermühle auf dem Niesenberge zu bauen und die Aufhebung des Mühlenzwanges zum Vortheil der Abtei. Abt Gottfried starb am 30. Jan. 1341 und hinterließ alle Angelegenheiten im günstigsten Verhältnisse seinem Nachfolger

18. Arnold Beiert, aus Rheinberg. Wieder im Vollgenusse ihres Reichthums ließen die Mönche von der kaum eingeführten Strenge. Die vom vorigen Abte gebotenen Arbeiten hörten auf, man wollte einsehen, daß die übergroße Ordensstrenge für Menschen der Zeit nicht mehr passe. Schwelgerei trat ein statt der Fasten, und Verschwendung statt der Armut. Das Stillschweigen hörte auf und die Mönche fingen an gesellig zu werden. Doch führte der vertrautere Umgang nicht selten zu Zank und Prügelei. Mit dem Pest- nnd Hungerjahre 1348 sank die Zucht vollkommen und von der Regel war gar keine Rede mehr, die Mönche schweiften im Lande umher und das Kloster sank aufs neue in Schulden. Abt Arnold starb am 30. Sept. 1349.

19. Wilhelm, aus Zwalm, ein frommer Mann suchte in ruhigeren Zeiten die Zucht wieder herzustellen. Ihm erlaubte der kölnische Erzbischof, Wilhelm von Gennep im J. 1350 die Pfarreien, worüber Camp das Patronatrecht hatte, mit Klostergeistlichen zu besetzen Wegen Alterschwäche legte er im J. 1360 mit Bewilligung des Convents sein beschwerliches Amt nieder.

20. Velling, aus Rees, sah die Klosterbesitzungen mehrmals durch Raubritter verheert. Es drangen sogar einmal bei Nacht Räuber, welche der Gelegenheiten kundig waren, in das Kloster. Einige stiegen durch die Fenster der Kirche, während Andere die Thüren zu den Schlafgemächern mit Schwert, Spieß und Bogen bewachten. Außer dem Raube im Kloster nahmen sie aus der Kirche 16 Kelche mit, darunter einer aus reinem Golde war. Von den Thätern hat man nie eine Spur entdeckt, doch mutmaßte man auf Theilnahme unter dem Convente. Abt Velling starb am 27. Januar 1379.

21. Adam, aus Löwenich, ein frommer, strenger Mann hatte viel zu kämpfen mit der ausgearteten Genossenschaft. Er starb auf dem Abteigute zu Strohmörs am 10. October 1382.

22. Wilhelm, aus Cöln, sandte wieder zu drei Klosterstiftungen Mönchskolonien. Das Patronatrecht von Rheinberg, das der Erzischof von Cöln im Jahre 1397 an sich gerissen hatte, erhielt Camp im folgenden Jahre wieder durch einen Richterspruch des Pabstes Bonifaz IX. Wilhelm starb am 3. September 1402. Sein Nachfolger

23. Johann, aus Bottenbroich, stiftete in einer 21jährigen Abschaft mehrere Klöster.

24. Johann, aus Goch, führte die baufällig gewordenen Klostergebäude größtentheils neu auf. Im Jahre 1429 um Pfingsten herrschte in der Gegend eine pestartige Krankheit und die Abtei verlor zwei Priore nacheinander, 12 Priester, 1 Noviz und 2 Conversen nebst mehreren Hausgenossen und Klosterbauern. Im Jahr 1432 in der Nacht vom 6. auf den 7. Oct. etlitt das Kloster durch einen Sturmwind großen Schaden an Obstbäumen und an Dächern und Fenstern der Häuser. Johann starb am 21. Decbr. 1438.

25. Johann Niphausen, aus Repelen, errichtete 6 Filialklöster. Den von seinem Vorgänger begonnenen Neuban des Klosters setzte er mit Eifer fort und verzierte die Kirche mit mehreren prachtvollen Altären. Im Jahr 1440 verließen die geistlichen Schwestern, die über 100 Jahre auf dem Altfeld unter dem Schutze und der Pflege des Abtes gewohnt hatten, wegen unruhiger Nachbarschaft und wegen der Ausschweifungen in benachbarten Herbergen ihren bisherigen Wohnort und verlegten denselben mit Bewilligung des Abtes und Convents in das Haus Lohmühlen zwischen der Abtei und der Dachsberger Windmühle gelegen. Im Jahr 1442 in Petri-Stuhlfeiernacht wurde der Klosterhof zu Strohmörs, der damals noch durch einen Conversen dirigirt war, von einem Uebelwollenden in Brand gesteckt, wodurch dem Kloster großer Schaden erwuchs an Früchten und Vieh. Erst im folgenden

Jahre konnte er neu erichtet werden. Abt Johann starb in Cöln am 30. Juli 1452.

26. Heinrich de Ray war ein sehr frommer, dabei aber auch ein hoch gelahrter und leutseliger Mann, ein Freund der schönen Künste. Er galt viel bei den Fürsten, und an dem Hofe des wackern Herzogs Johann von Cleve war er wie bei vielen Fürsten gar wohl gelitten. Dies brachte dem Kloster viele Vortheile; aber auch manches Unangenehme ereignete sich unter diesem Abte. So flüchteten am 11. Juli des Jahres 1453 zwei Leute, die in Alpen einen Todtschlag begangen hatten, in das Kloster, um der dortigen Freistätte theilhaft zu werden. Zwei Tage darauf drang Eberhard von Quadt, der Schultheiß von Alpen mit bewaffneter Hand in das Kloster, tödtete den einen Mörder, der sich widersetzte, mit seinem Speere und führte den anderen gefangen davon. Dies gab ein gewaltig Geschrei wegen der Verletzung der Immunität. Ueber das Kloster wurde das Interdikt ausgesprochen und alle heilige Handlungen unterblieben. Graf Theodor von Neuenar, der Erzbischof von Cöln hieß den ergriffenen Mörder frei und wohlbehalten wieder in die Abtei zurück führen und hob dann das Interdikt auf. Der in Bann verfallene Schultheiß wurde, nachdem er sich gegen das Kloster mild erzeigt von dem erzbischöflichen Pönitenziar der Excommunikation wieder entledigt. Im Jahre 1458 ließ Herzog Johann I. von Cleve seinen erstgeborenen Sohn von dem Abte von Camp in der Marienkirche zu Cleve unter vielen Feierlichkeiten taufen. Dem Abt schenkte er hierfür einen schweren silbernen Becher, dem Kloster aber verschiedene Gerechtsame. — Die berühmten Bücherschreiber Wilhelm vom Rhein und Heinrich von Altenkirchen, von denen man jetzt noch viele Kopien schätzbarer Werke besitzt, lebten damals zu Camp. Im Jahr 1461 ließ Abt Heinrich eine schöne neue Thurmuhr verfertigen mit doppeltem Schlagwerk und einem Glockenspiel von 14 Glocken und anderen Kunstwerken. Die von den nächsten Vorgängern errichteten Gebäude schmückte er auf's zierlichste aus und die Abtei ward damals als die stattlichste im

ganzen Lande bewundert. Im Jahr 1463 war ein so großer Ueberfluß von Lebensmitteln, daß man um Ostern 1 Mltr. Roggen, 1 Mltr. Hafer, 1 Mltr. Weizen, 1 Mltr. Gerste, 1 Tonne Häringe, 1 Quart guten Wein, 1 fettes Huhn, 16 Pfd. frisches Fleisch, 1 Reihe Wecke — Alles zusammen für 3 Gulden kaufte. Das Mltr. Roggen kostete 14, Hafer 8, Weizen 18, Gerste 13 Albus, eine Tonne Häringe 5 Mark, eine Quart guten Wein 1 Albus, 1 Pfd. Roggenbrod 1 Heller, ½ Pfd. Weizenbrod 1 Heller, 16 Pfd. Butter 7 Heller. In demselben Jahr zu Martini kaufte man das Malter Weizen zu 15 Albus, Roggen zu 12, Gerste zu 11 und Hafer zu 7 Albus; 1 Quart guten Wein aber zu 10 Heller. Im folgenden Jahre 1464 aber erhielt man sogar die Quart für 2 Heller; trotz den Verheerungen, die ein Sturmwind am 21. Sept. in den Weinbergen angerichtet hatte, gab es doch eine reichliche Lese zu Camp. —

Im Jahre 1468 litten die Klostergüter durch die Fehde zwischen dem Herzoge Johann von Cleve und Adolph von Geldern. Am 23. Juni dieses Jahres fielen in einem Treffen bei Stralen die Ritter Mathias von Eyll und Scheifffahrt von Bornen, die im Kloster eine Grabstätte und ewige Seelenmesse erhielten durch fromme Stiftung ihrer Verwandten. — Im Jahre 1471 war ein sehr heißer Sommer, der besonders für den Wein gedeihlich. Schon zu Mitte Mai blüheten die Camper Reben und am 6. Aug. wurden die Messen schon in neuem Weine celebrirt, am 20. August aber dem ganzen Convente neuer Wein zugetheilt. Zwei Jahre darauf (1473) war wieder ein so gesegnetes Weinjahr und wiederum wurden schon am 6. August die Messen mit neuem Weine gelesen. Schon in Mitte März hatten die Obstbäume geblüht; die Feldfrüchte gediehen aber wegen der Dürre nicht reichlich. — Vom Jahre 1473 an litten die Klostergüter zehn Jahre hindurch sehr viel durch die Kriege des Herzogs Carl von Burgund mit Geldern. Im Jahre 1481 war nach Weihnachten die Kälte so groß, daß alle Weinstöcke und Nußbäume der Abtei erfroren. Viel Elends war da unter den Leuten und nach dem Mangeljahre kam 1483 eine Pest, woran auch im Kloster viele starben,

unter denen auch der Abt Heinrich de Ray. An dessen Stelle man

27. Heinrich, aus Kalkar, einen sehr gelehrten Mann, früher Prior in Altenberg erwählte, aus dessen Verwaltungszeit nichts aufgezeichnet ist, als die merkwürdigen Witterungsfälle. So kamen im Anfang des Jahres 1486 häufige Regengüsse und Stürme, die fast alle Klostergüter beschädigten und die Windmühlen zerstörten. Der Rhein durchbrach überall die Dämme und die Ueberschwemmung brachte viele Unglücke und großes Elend. Im Jahre 1491 war der Winter so heftig, daß wieder die Nußbäume und Reben erfroren. Darauf entstand ein schlimmer Eisgang und Ueberschwemmung; den ganzen Sommer über regnete es und Mangel und Theurung waren die Folge. In dem Jahre darauf (1492) aber konnte wegen der Dürre nicht viel gedeihen. — Im Jahre 1494 am 13. Mai brach in Rheinberg eine Feuersbrunst aus, die einen großen Theil der Stadt und auch den dortigen Camperhof einäscherte. Im Jahr 1496 am 18. Juni verdarb ein Sturm die meisten Obstbäume und beschädigte die Dächer der Gebäude. Im Jahre 1498 im Spätherbste nahm der Kaiser Maximilian Geldern mit großer Heeresmacht in Besitz. Seine rohen Schaaren übten großen Schaden, Raub und Verheerung, so daß viele in Geldern gelegene Klostergüter übel weg kamen. Abt Heinrich starb am 19. Jan. 1499.

28. Theodor Vernekens, aus Wesel, sah das Kloster in dem Kriege zwischen den Herzogen Carl von Geldern und Johann von Cleve viel Ungemach erleiden. Vom leiblichen und sittlichen Wohle der Mönche war in der Zeit nicht viel Gutes zu sagen; die alte Strenge war hin und man wußte nichts dagegen einzuführen, was die Mönche vor Ausartung schützte. Theoder starb im 4. Jahre seiner Würde am 2. October 1503.

29. Engelbert Bischop, aus Cöln, starb am 8. April 1505. Er sah im Herbste 1503 den köstlichsten Wein gedeihen, der je gewachsen.

30. Anton von Bemmel, aus Nimwegen, sah am 26. Juni das Klostergebäude durch ein bedeutendes

Erdbeben verletzt. Der Sommer von 1504 war trocken, Raupen verdarben die Obstbäume und Gemüse, der Feldfrüchte und des Obstes gedieh wenig, aber es gab vielen und guten Wein; schon wiederum am 6. August feierte man in Camp die Messen mit neuem Weine. Bemmel war ein rechtschaffener Mann, dem die Ausartung der Mönche sehr nahe ging und er faßte den Plan einer Reform. Doch schon am 30. Januar 1505 entriß ihn der Tod und ihn ersetzte

31. Johann Riddels aus Hüls, ein sehr gelehrter Mann, der sich an der Hochschule zu Paris ausgebildet. Dieser vermehrte die Klosterbibliothek und suchte die Mönche zur wissenschaftlichen Bildung anzuspornen. Nach 19jähriger rühmlichst geführter Abtschaft starb er im Jahre 1524.

32. Heinrich aus Orsoi, früher Nonnenbeichtvater in Ruhrmund, ein sehr kluger und gewandter Mann trug die Würde nur fünf Jahre.

33. Johann Ingenray aus Hüls, der unter dem vorigen Abte Kellner gewesen, war ein Freund der Wissenschaften, wie auch der Baukunst. Er führte viele neue Bauten auf und verschönerte die errichteten Gebäude. Den Gottesdienst ließ er aufs Feierlichste halten und wandte große Summen an Paramente. Ihm widmete Johann Ditmar, derzeit ein Glied der Genossenschaft im Jahr 1557 seine Geschichte von Camp, aus welcher gegenwärtige Notizen meistens entlehnt sind. Abt Johann starb am 30. März 1563. Sein Nachfolger

34. Richard aus Xanten, war mit den nachbarlichen Fürsten sehr befreundet, empfing oft deren Besuche und erhielt von ihnen manche Vortheile für das Kloster. Den durch Feuersbrunst zerstörten Camperhof in Rheinberg baute er größer und schöner wieder auf. Er starb nach neunjähriger Verwaltung und ihn ersetzte der neugewählte

35. Johann Langenradt aus Wachtendonk, ein Doktor der Theologie. Unter ihm begann die Reformation, das Kloster mußte Hartes erdulden. Besonders als der Erzbischof von Cöln, Gebhard Truchseß zur protestantischen Kirche übergetreten war und durch

die Wahl eines neuen Erzbischofes ein langwieriger blutiger Krieg (der Truchsessische) am Niederrhein wütete, litt die Abtei unsäglich. Adolph von Neuenar, Graf von Mörs, der auf protestantischer Seite stand und des abtrünnigen Erzbischofs rechte Hand war, zog die in Geldern gelegenen Güter der Abtei ein und setzte den Convent durch seine Streifereien und Drohungen so sehr in Schrecken, daß im Jahr 1580 der Abt Johann mit mehren Mönchen das Kloster verließ und in das Camper Zufluchthaus nach Neuß flüchtete. Der Prior aber und die meisten Geistlichen wollten nicht billigen, daß man das schöne Gotteshaus preisgebe und davon laufe; sie achteten der Befehle des Abtes nicht, blieben trotzig im Kloster und lebten von den benachbarten Gütern, während der Abt mit seinen Getreuen die Einkünfte aus der Gegend von Neuß bezog. Beide Theilen beschwerten die Klosterbesitzungen mit vielen Schulden. Als aber im Jahre 1583 die von Camp $1\frac{1}{2}$ Stunde entlegene Stadt Rheinberg durch den Grafen von Neuenar erobert war, und dessen Truppen sich gegen die Abtei und deren Güter immer gröbere Gewaltthätigkeiten erlaubten, so hielten sich die dortigen Mönche auch nicht mehr für sicher und zerstreueten sich in die Zufluchtsstätten zu Cöln und zu Rheinberg, sowie in andere vom Kriege noch unbelästigte Klöster ihres Ordens. Da war denn die jetzt seit fast 500 Jahren friedlich bewohnte Abtei mit ihren prachtvollen meist noch ganz neuen Gebäuden der Plünderung und Verheerung Preis gegeben. Alles was die Mönche nicht mitgenommen hatten, wurde geraubt oder vernichtet. Im Jahre 1585 ließ Graf Adolph von Neuenar sogar die Dächer der Kirche und das Klostergebäude abbrechen und das Material nach Rheinberg schaffen. Aus den Glocken, den großen Leuchtern und Gefäßen von Messing wurden Kanonen gegossen; das Blei der Dächer wurde zu Musketenkugeln eingeschmolzen und Holz und Steine wurden zum Festungsbaue gewandt. Da lag an der Stelle der herrlichen Abtei jetzt eine traurige Ruine. Blos das Kirchlein an der Pforte und ein altes Gebäude, dessen Material den Abbruch nicht

werth, waren stehen geblieben. Die Aecker und Gärten lagen öde, alle die schönen Anlagen waren verwüstet.

36. Gottfried Draek aus Löbberich. Im Jahre 1584 starb der Abt Johann Langenradt in seinem Zufluchthause zu Neuß und mit seinem Tode erlosch die Spaltung zwischen dem Convente. Man hatte gesehen, wie Streitigkeit die Mißlichkeit solcher Lage nur vermehrten, und deshalb luden die in Cöln anwesenden Mönche ihre Genossen zu Neuß und zu Rheinberg zur neuen Abtswahl ein. Obwohl letztere nicht erschienen waren, so wählte doch die versammelte Mehrzahl den Gottfried Draek. Weil ihn die zu Rheinberg nicht anerkennen wollten, unternahm er eine Reise dorthin, wurde aber bei Düsseldorf von den Leuten des Grafen von Neuenar gefangen genommen und nach Rheinberg geführt, wo er sich nach vier Monaten mit einem Lösgeld von 4800 holl. Gulden loskaufte. Darauf zog er, jetzt allgemein als Abt anerkannt, wieder nach Cöln und setzte über die Asyle in Neuß und Rheinberg eigene Vorsteher, nach welche die Einkünfte nach Maßgabe der Kopfzahl vertheilt wurden. Doch weil die Pächter verarmt waren und bei fortwährendem Kriege die Güter nicht beackert werden konnten, so war Mangel an Allem, und es mußte zu dem augenblicklichen Unterhalte fortwährend manche schöne Besitzung verkauft oder verpfändet werden. — Im Jahre 1606 hatte sich das Kriegswetter verzogen und bei der Friedensaussicht theilten alle Genossen den lebhaften Wunsch, das verlassene Kloster wieder zu bewohnen. Der Abt ließ daher einen Theil der zerstörten Gebäude nothdürftig in Stand setzen; allein schon im folgenden Jahre mußte der Convent aufs neu in seine Asyle flüchten, die fanatischen Geusen zündeten die kaum errichteten Gebäude an und verheerten Alles, was zum Kloster gehörte. Als im Jahre 1609 zwischen Spanien und Holland ein Waffenstillstand zu Stande gekommen war, erfreueten sich die Klosterbesitzungen einstweiliger Ruhe; doch wagte es die Genossenschaft noch nicht nach Camp zurück zu kehren. Abt Gottfried in Mühsalen ergraut, legte im J. 1612 die ihm lästige Abtschaft nieder und zog nach Cöln, wo er im J. 1622

in klösterlicher Zurückgezogenheit starb. An seine Stelle erwählte der Convent in Cöln am 29. Mai 1612

37. Carl Reineri aus Cöln, ein schon damals bejahrter Mann. Dieser nahm 4 Novizen, seit der Auswanderung die ersten, auf und zog die Genossenschaft in dem Camperhofe zu Rheinberg zusammen, wo öffentlich Chor gehalten und der Ordensregel gemäß gelebt wurde. Doch nach Ablauf des Waffenstillstandes begannen im J. 1622 die Unruhen wieder und der alterschwache Abt legte am 23. Septbr. desselben Jahres die ihm lästige Verwalung nieder. Er starb im J. 1633.

38. Heinrich Laurenz von Bever, aus Cleve, wurde an des Vorigen Stelle ewählt und wohnte mit dem sehr verringerten Convente in Rheinberg. Mit Genehmigung des Papstes Urban VIII. verkaufte er die zwischen Maas und Waal gelegenen Güter der Abtei für 91,000 holl. Gulden und tilgte mit dieser Summe alle während der Auswanderung gemachte Schulden. Auch stellte er die verfallenen Höfe zu Cöln und zu Rheinberg wieder her und fing an, die Ruinen von Camp wieder wohnbar zu machen. Doch als die Statthalterinn der spanischen Niederlande, Maria Isabella Eugenia Clara den Bau des sogenannten alten Kanals oder Eugenienkanals begann, wurde die Gegend so beunruhigt, daß er sein Vorhaben, das ehemalige Kloster zu beziehen, wieder aufgeben mußte. Blos durch diesen Kanal erlitt das Kloster an Nutzholz und Aecker einen Verlust von mehr als 100,000 Rthlr. Als im J. 1629 die Holländer vordrangen, verließ der Abt Rheinberg und zog mit dem Convente nach Neuß. Im J. 1633 nahmen die Holländer Rheinberg ein, die Pfarre wurde protestantisch und die Abtei mußte dem Prediger bis zum J. 1672 jährlich 200 Thlr. und 60 Karren Holz liefern. Wegen Alterschwäche resignirte der Abt im J. 1636 und starb in Cöln im Jahre 1644. Seinem Nachfolger, dem Abte

39. Peter Polemius, der erst Nonnenpater in Ruremund, dann Kellner des Camper Convents, war es vorbehalten die alte Klosterstätte dauernd wieder zu

bewohnen. Der Abt von Bever hatte durch den erwähnten Güterverkauf nicht nur alle Schulden des Klosters getilgt, sondern bei weiser Sparsamkeit und vortheilhafter Verwaltung auch eine beträchtliche Summe zurück gelegt, die zum Wiederaufbau des Klosters bestimmt war. Abt Polemius begann das langersehnte Werk mit Eifer, und im Jahre 1640 führte er, ein anderer Josua, den Convent aus dem Asyl der Verbannung nach Camp zurück. Von den einst ausgewanderten Mönchen war Keiner mehr übrig, wie das aus Aegypten ziehende Israel hatte sich der Convent bis zum Einzuge in die verheißene Wohnstätte der Väter erneuet. Polemius hatte die Wohnungen nur zum einstweiligen Bedarfe hergestellt und die Kapelle an der Pforte diente zum Gottesdienste. An den Wiederaufbau der einst herrlichen Klosterkirche war nicht zu denken, weil die bisherigen Einrichtungen schon alle Mittel erschöpft und neue Schulden erzeugt hatten. Doch wurden die Gärten und Aecker größtentheils wieder angebaut und die verarmten Mönche unterzogen sich solcher Feldarbeit, die ihr Reichthum seit 400 außer Uebung gebracht hatte, wieder wie die Regel befahl und die frühen Vorfahren geübt hatten. Noch einmal sah man die durch Armut wieder eingeführte Strenge der ersten Cisterzienser in Camp. — Im Jahre 1664 legte Polemius mit Bewilligung des Convents die lästige Abtswürde nieder. Er starb drei Jahre nachher in hohem Alter. Sein Nachfolger

40. Johann Hoen aus Neuß, ein kenntnißreicher sehr rechtschaffener Mann, brachte alle Verwaltungsangelegenheiten in den besten Zustand, tilgte die von seinen Vorfahren gemachten Schulden und setzte den Wiederaufbau des Klosters fort. Doch die Hauptgebäude und die Kirche blieben immer noch im Schutte. Allgemein betrauert starb der Abt im J. 1672 in Cöln. Der Convent wählte

44. Andreas Holtmann aus Geldern als den würdigsten und fähigsten. Leider traten wieder Kriegsaussichten ein. Der König Ludwig XIV. führte ein mächtiges Heer gegen Holland und drohte Rheinberg zu belagern. Da waren die Klostergüter durch Freund

und Feind wieder gefährdet, denn auch die katholischen Heere betrachteten das Eigenthum der Klöster als Gemeingut und erlaubten sich dort Raub und Bedrückung. Den Brandschatzungen und Erpressungen vorzubeugen, verließ der Abt die Abtei aufs neu und zog nach Rheinberg in den Kamperhof. Rheinberg ergab sich dem Könige und die dortige Kirche kam wieder an die Katholiken, deren Patronat aber an Camp, das forthin auch der Last, den protestantischen Prediger zu besolden, enthoben war. Nach dem Frieden von Nimwegen (1678) erholten sich die Lande von den Drangsalen wieder und die musterhafte Verwaltung des Abtes Holtmann brachte die Einkünfte des Klosters zu einem erfreulichen Betrage. Nachdem er entsprechende Summen zurück gelegt, durfte er den Plan zu einem neuen würdigen Klosterbaue entwerfen. Im J. 1683 ließ er die Fundamente zum Kloster und der Kirche legen; nur langsam konnten die bedeutenden Bauwerke zur Vollendung gedeihen und nachdem Holtmann 12 Jahre hindurch dem Werke mit großer Sorgfalt vorgestanden, starb er im 83. Jahre seines Alters am 17. Juni 1695 Rheinberg, wo der Convent bisher gewohnt. Ihm folgte

42. Edmund von Richterich, der den Bau mit dem größten Eifer fortsetzte und ihn im fünften Jahre seiner Abtschaft bewohnbar sah. Am 19. November 1700 zogen Abt und Convent aus Rheinberg in feierlicher Procession Psalmen singend, von vielen Bürgern der Stadt und einer unzählbaren Menge von Landleuten begleitet, in das neue Kloster, das sich aus den Ruinen der ältesten Cisterzienserabtei in Deutschland erhoben hatte. Ueber ein Jahrhundert war die Genossenschaft aus dem Gotteshause vertrieben ohne bleibende Wohnstätte gewesen. Sie feierte jetzt mit dem Eintritte eines neuen Jahrhunderts ihren letzten Einzug; der Anfang des folgenden Jahrhunderts sollte sie für immer aus den heiligen Mauern fliehen sehen. —

Ungeachtet der vielen Verluste war Camp durch seine viele Meiergüter immer noch eine der reichsten Abteien am Rhein, und da jetzt in allen Verhältnissen wieder Ordnung eingetreten war, so sah man bald die alte

Herrlichkeit erneuert. Edmund von Richterich legte im Jahr 1705 die Abtswürde nieder und ihm folgte

43. Wihelm Norf aus Rheinberg. Obwohl die Kirche und die Klostergebäude unter Richterich vollendet waren, so blieben dem Nachfolger Norf noch manches Bauwerk, noch viele Verschönerungen und Anschaffungen vorbehalten. Auch die Herstellung der verwahrlos'ten Meiereien nahm große Summen hin. Das erste was sich Norf angelegen sein ließ, war die Anschaffung einer neuen Kirchenorgel. Dann erbauete er die prachtvolle geräumige Sakristei und legte den schönen Abteigarten an, den er mit einer hohen Mauer umzog. Auf verschiedenen Gütern errichtete er neue Wohngebäude und stellte die verfallenen wieder her. Er starb am 18. Juni 1726. Sein Nachfolger

44. Stephan Broichhausen aus Erkerath im Bergischen verschönerte die Gartenanlagen und führte das Pfarrhaus und den Kamperhof zu Rheinberg neu auf. Er starb nach einer siebenjährigen Verwaltung am 8. März 1733. Der folgende Abt

45. Franz Daniels aus Grevenbroich, ein Freund von Bauten und Gartenanlagen, errichtete die neue Prälatur, ein herrliches Bauwerk in italienischem Geschmacke, das jetzt leider durch Verwahrlosung untergangen ist. Dies Prachtgebäude war mit der Kirche, an der westlichen Fronte derselben fortlaufend, von gleicher Höhe und Breite und vermag sich einer Vorstellung von seiner Bedeutenheit zu machen, wenn man vernimmt, daß dies Haus drei Säle hatte, deren einer 60 Fuß lang, 40 Fuß breit und 36 Fuß hoch war. Diese fürstliche Wohnung diente zum Speisesaale, zur Aufnahme von Fremden und zur Wohnung des Abtes. — Die von der Natur schon herrlich ausgestattete Lage der Abtei verschönerte Daniels noch durch prachtvolle Gärten, Boskete und Obstgehöfte, die sie in weitem Ringe umgaben. Da waren schattenreiche Alleen, Obstwälder, Parken, Springbrunnen, Gartenhäuser, nachgebildete Ruinen, Eremitagen, Bildsäulen, Vasen, Orangerien, Treibhäuser, Fasanerien, u. s. w., Alles wie man es jetzt um die Palläste der Fürsten sieht. Den Glanz eines Prälaten von Camp

zu erheben, kaufte der Abt von dem Churfürsten Clemens August die Gerichtsbarkeit von Camp und die Abtei kam daher zu dem Range einer Unterherrschaft, mit dem Rechte des weltlichen Schwertes und mit Sitz und Stimme auf den Landtagen. Die Folgen dieses Erwerbs waren Kosten und Verdrießlichkeiten; doch mogte der Convent minder reichen Abteien, die solche Gerechtsame besaßen, auch hierin nicht nachstehen. Ein gewaltiger Uebergang von früherer Weltabgestorbenheit und Demut des Cisterzienserordens. Abt Daniels starb am 17. November 1749 und an seine Stelle erwählte der Convent

46. Friedrichs Brands aus Bonn. Dieser führte verschiedene Nebengebäude der Abtei auf und erwarb neue Güter durch Kauf. Er starb im Jahre 1756 und ihm folgte der Abt

47. Martin Fabricius aus Uerdingen, unter welchem das Kloster in dem siebenjährigen Kriege mitgenommen wurde, durch Einquartierungen und durch Ausschweifungen der Truppen. Im Jahr 1760 am 15. October bezog der französische General Castries ein Lager in der Nähe des Klosters und schon in der folgenden Nacht beabsichtigte der Erbprinz Carl Ferdinand von Braunschweig die feindlichen Vorposten zu umschleichen und mit 25,000 Mann den ungleich stärkern Feind im eigenen Lager zu überrumpeln. In der Abtei war der Oberst Fischer mit seinem berüchtigten Freicorps einquartiert. Schon hatte der Erbprinz die Fischer'schen Vorposten ohne Aufsehen gefangen und die Vorhut seines Heerhaufens stand schon Schußweite und unbemerkt vor dem franz. Regiment Anvergne. Schon ordnete er seine Streitkräfte, die nur langsam durch den Eugenienkanal gelangen konnten, als die heldenmüthige Selbstopferung eines französischen Offiziers das ganze beinahe schon gelungene Unternehmen vereitelte. Dieser Franzose war Lieutenant d'Assas mit Namen, der gerade die Lagerwache des Regiments Anvergne befehligte, wurde, als er auf ein verdächtiges Geräusch aufmerksam dasselbe untersuchen wollte, plötzlich von feindlichen Bajonetten umringt und bei Lebensverlust bedrohet, sich still zu verhalten. Doch laut rief er

seinen Leuten zu, der Feind sei dort und von Bajonettenstichen durchbohrt sank er nieder. Die Wache allarmirte das Lager und die Preußen und Hanoveraner wurden, trotz ihrer Uebermacht auf schwierigem Terrain angegriffen, zurück geschlagen. — Abt Fabricius von welchem sonst nichts Merkwürdiges zu berichten, starb im Jahre 1773 und hatte zum Nachfolger

48. Dionysius Genger aus Königswinter. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, hatte früher in Ordenssachen eine Reise nach Rom gemacht und war ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Künste. Diese wie er sie in Italien gesehen im Kloster zu hegen, sie selber zu genießen und die Genossenschaft mit ihnen zu beglücken, war sein eifrigstes Streben. Er schmückte die Säle mit Gemälde und sorgte für Unterricht in der Musik. Bald wählte sich ein jechlicher Mönch ein Instrument zur Erlernung dieser eine Geige, jener ein Fagott, ein Karinett oder ein Waldhorn, Baß oder Flöte, jenachdem es dem Geschmacke des Einzelnen entsprach oder die Zusammenstellung des Ganzen erforderte; dazu versammelten sich die Musikfreunde der Umgegend und in dem der ascetischen Strenge gewidmeten Hause wurden Concerte gegeben, in der Klosterkirche aber vierstimmige Messen mit Orchesterbegleitung aufgeführt. Händel, Hayde und Mozart fanden forthin in Camp die devotesten Anbeter. Alle Kunstfreunde und Virtuosen fanden ohne Unterschied der Confession die freundlichste Aufnahme; Gastfreundschaft und Geselligkeit, der zur vierstimmigen Meßaufführung nothwendige Umgang mit Damen, brachten ins stille Kloster den lebhaftesten Verkehr. Die einst so zurückstoßenden verschlossenen widerharigen Mönche waren zu gebildeten Männern von Welt und feinem Ton umgeschaffen. Bis zu der Aufhebung wurde von dem Convente gegeigt, geflötet und getrompetet. Es war ein großer Jubel, eine Lust für die Nachbarschaft, und wenn auch andere Klöster, die noch in der Nacht der Rohheit und starren Unwissenheit befangen lagen, darüber spöttelten und, Verläumdungsgift ausgährend von Aergernissen flüsterten, so wußte der gute Camper Convent zu wohl, daß die

edle Kunst heiliger sei als die Thorheit ungemessener Selbstpeinigung, die doch nur in den letzten Jahrhunderten bei wohlgenährter Leibesconstitution geheuchelt wurde. Dem Kloster brachte die neue Lebensweise zwar Schulden; allein wozu sollte man auch immer zusammen scharren und die Schätze mehren, die so schon das angenehmste Leben von der Welt zu verschaffen vermochten? — Daß Abt Genger ein recht klarer Geist gewesen, bewies er durch seine Uebersetzung des Buches: „die Nachfolge Christi" von Thomas von Kempen, das er mit einem Anhange von Gebeten heraus gab. Mit jechlicher Art von Kenntnissen suchte der vortreffliche Mann die jungen Mönche zu bereichern. Er starb allgemein betrauert am 17. Mai 1788. Unter Gengers Nachfolge, dem Abte

49. Eugen Reinarz aus Herdt, bildete sich der im Kloster entkeimte Sinn für Künste und Wissenschaften noch mehr aus. Doch starb der gute Abt schon im Jahr 1784 und der letzte Abte

50. Bernhard Wiegels aus Uerdingen, wurde an seine Stelle von dem Convente erwählt. Dieser war ein recht frommer gutmütiger Mann, von einem gesunden Verstande, dem das bisherige heitere Treiben der Genossenschaft bisweilen als eine Ausartung und Verirrung vorkam. Es mußte auch wohl ein wunderlicher, gar auffallender Anblick sein. einen Camper Cisterzienser vor dem Bilde eines halbverschmachteten sich geißelnden Asceten des zwölften Jahrhunderts in selbigem Ordenskleide, in demselben Ordenshause eine Bach'sche Fuge oder einem Hayden'schen Ochsenmenuett geigend oder flötend zu schauen, und da mogte denn der gute Abt gewaltigen Anstoß nehmen. Doch er hatte in seiner Beschränktheit wohlgesinnte Gewissensräthe, die ihm das Fortbestehen des bisherigen Treibens als nützlich und nothwendig darlegten, und so blieb es denn auch. Er hielt einen Professor der Pysik und Mathematik, sandte junge Geistlichen auf die vom Churfürsten Max Franz neuerrichtete Universität Bonn, bereicherte die bisher nicht sehr beträchtliche Klosterbibliothek mit vielen älteren und neueren Werken aus verschiedenen Fächern und kaufte

ein Kabinet von physikalischen, optischen und mechanischen Instrumenten. Um den Wißbegierigen Muße zum Studieren zu verschaffen, stellte der gute Abt den zeitraubenden Chorgesang an den Wochentagen ein und ließ jeden über den andern Tag frei von dem Kirchendienste. Auch Jurisprudenz und die englische Sprache wurden im Kloster gelehrt, das forthin ein Asyl für alle Geistes- und Herzensbildung wurde. Dies Alles hatte seinen schönsten Fortgang, als die französische Revolution, die so viel Gutes und Böses vernichtete, ausbrach und sämmtliche fromme Genossenschaften vernichtete. Am 18. December 1792 kam ein französisches Streifcorps nach Camp und forderte eine Kriegssteuer von 100,000 holländ'schen Gulden. Weil den Drängern aber nicht mehr als 2000 Gulden gereicht werden konnten, so nahmen sie den Prior und Küchenmeister als Geißeln mit, die beim Rückzuge der Franzosen im Jahr 1793 mit vieler Verschlagenheit Reißaus nahmen und glücklich wieder nach Camp kamen. Doch die Freude dauerte nicht lange, denn im Sommer 1794 naheten die siegreichen Franzosen dem Rheine wieder und der Genossenschaft wurde es in Camp gar bange, besonders um der Geißelgeschichte willen. Deshalb ließ der Abt alle Pretiosen, die Bibliothek, das physikalische Kabinet und die Gemäldesammlung auf das rechte Rheinufer bringen, und als die französischen Truppen in Neuß einrückten, flüchtete er mit dem größten Theil des Convents in das Schloß Ghemen bei Borkum. Doch als die Ausgewanderten vernahmen, daß die Franzosen sich ganz freundlich gegen die Abtei erzeigten und daß die Geißelgeschichte gar nicht einmal zur Sprache gekommen sei, so kamen fast Alle wieder zurück nach Camp. — Zwar wurde die Abtei von dem Herbste des Jahres 1794 an bis das Jahr 1798 hindurch von Einquartirungen sehr belästigt, und nicht selten mußte sie einen ganzen Generalstab aufnehmen, sogar mehrmal zum Lazarethe dienen; doch weil der Convent im Genusse aller Güter und Einkünfte geblieben war, fand man die Lasten noch erträglicher als die vielen Kriegssteuern an Geld und Lebensmitteln, sowie die fortwährenden Holz-

lieferungen, welche im Jahr 1798 damit schlossen, daß die französische Forstverwaltung die Waldungen der Abtei gänzlich in Beschlag nahm. Noch würde sich das reiche Kloster bald wieder von diesem Drucke erhoben haben — da erschienen am 6. August 1802 die Commissare mit dem Decrete der Klosteraufhebung. Die Geistlichen verabschiedeten ihre zahlreiche Dienerschaft und übergaben den Bevollmächtigten in Folge höherer Instruction das Vermögen der Abtei. Alle Mobilarschulden fielen den Geistlichen zu Last, die der Abtei rückständige Forderungen aber kamen dem Staate zu. Das Kirchenmobilar blieb für den Pfarrgottesdienst, (die besten Sachen waren von den Mönchen weggeschafft), das Vieh, die Haus- und Ackergeräthe wurden abgetreten; blos Kleidung, Leinwand, Betten und dergl. behielt der Convent, der alle Gebäude räumen mußte und dann auseinander ging. Wie hart dies für die geistlichen Herren war, die mit Einbringung des Vermögens im Kloster bis an ihr selig Ende ein behagliches sorgenfreies Leben zu führen gehofft hatte, vermag man besonders daraus zu schließen, daß sie nach dem Zeugnisse eines ihrer Mitglieder *) stets in brüderlicher Eintracht, die sonst in Klöstern doch so selten heimisch war, gelebt hatten. —

Dies war das Ende der Stiftung, die fast 700 Jahre hindurch so herrlich geblühet hatte und aus der so manches Gute hinsichtlich des Anbaues der Gegend hervorgegangen war. Der Zweck der Stiftung war das Höchste, die Verherrlichung Gottes und das eigene Heil. Freilich erkannte man bei der Ausübung des Ersteren die Irreleitung, bei dem Letzteren aber den Egoismus, und so mußte das Institut ausarten, dessen Zwecke auf geeignetere Weise erreicht werden konnten; allein durch die Einziehung sämmtlicher Einkünfte, die zu milden Zwecken hingegeben worden, war der Menschheit Gewalt geschehen und Treu und Glauben verhöhnt. In jener wilden Kriegeszeit dachte man nur für das Bedürfniß des Augenblickes und

---

*) Michels Geschichte und Beschreibung der Astei Camp. Crefeld bei Funke 1833.

übersah alle billige Rücksichten, nach welchen man wenigstens einen Theil der eingezogenen Güter für milde Stiftungen, deren Mangel später so sehr fühlbar wurde, hätte zurücklegen sollen.

Mit Ausnahme der Kirche und des Bibliothekgebäudes, das zur Pfarrwohnung eingerichtet wurde, blieb das Kloster viele Jahre hindurch unbenutzt, bis sämmtliche Gebäulichkeiten im Jahre 1806 mit den Gärten, Baumhöfen und Teichen, soweit sie in den Ring-Mauern eingeschlossen waren, veräußert wurden. Doch weil das Blei der Dächer, Schiefer, Holz und Eisenwerk gestohlen worden war, so hatten die Gebäude während vier Jahre unter dem Einflusse der Witterung so sehr gelitten, daß sie meistens und namentlich auch die herrliche Prälatur, um allzukostspielige Herstellung zu umgehen, abgebrochen werden mußten. Nur die Nebengebäude, die Schmiede, das Gerichts- Brau- und Backhaus, die Kellnerei, die Kuh- und Pferdestallung und ein kleiner Theil der Prälatur sind an Einzelne verkauft und zu Wohnungen eingerichtet worden. Die schönen Gartenanlagen sind den Wohnungen parzellenweise vertheilt und zum Nutzen der Besitzer, unsymetrisch für das Ganze, umgeschaffen. Die ganze Herrlichkeit ist verschwunden, und blos die schöne geräumige Kirche und das Pfarrhaus zeugen noch von der Würde des ehemaligen Klosterbaues.

XXXVI.

Die Fürstengräber zu Niedeggen im Jülich'schen.

(Vom Jahre 1470.)

Schnell wohl schießet hin der Adler
In dem heitern Aethermeere,
Aber schneller warf Graf Adolph
Seine schwere Eisenspeere.

Lieblich lacht die Sonn' im Frühling
Durch des Morgens Nebellauge,
Aber schöner Margarethas
Himmelvolles blaues Auge.

Nimmer war Graf Adolph schneller
Als an jenen schönen Morgen,
Die ihn zu der Theuren riefen,
Dort zu lassen Müh und Sorgen.
Nimmer grüßet also lieblich
Ihrer Augen Stralenquelle
Als wenn sich des Grafen Bildniß
Drin gespiegelt freudenhelle.

Aber war auch hell das Auge,
Das den Helden aufgetrunken,
War viel klarer noch die Seele
Drin sein ganzes Sein versunken.
Nimmer mischten Nachtgedanken
Sich in ihrer Minne Kosen;
Ihr Lieb wie Sonn' im Maien
Weckt nur unbedornte Rosen.

Rosen auf des Helden Wangen
Blühend unter mut'gen Braunen
Nährten in der Jungfrau Augen
Lust und Milde und Vertrauen,
Weckte auf den Seidenlippen
Ein so zartes leises Beben,
Als ob sie im Schamroth zagen,
Daß sie selbst sich Küsse geben.

Aber wie der Jungfrau Lippen
Stets sich küßten, glutdurchdrungen,
Also fühlten Beider Seelen
Wonnehauchend sich umschlungen.
Was ein Gott ins Herz geschrieben,
Eingehaucht den beiden Wesen,
Konnte man in ihren Augen,
Waren sie sich nahe, lesen.

Aber als sie sich gestanden
Was in ihrem Herzen glühte,

O! da ward zum Paradiese
Rings die Welt, die sie umblühte.
Da sich ihre keusche Lippen
Zu dem Erstlingkuß verbanden,
Floh vor ihnen Luft und Erde,
Bis sie sich im Himmel fanden.

Doch des Krieges rauhe Töne
Scheuchten sie aus sel'gen Träumen:
»Auf Graf Adolph! zu den Waffen!
Auf gen Thomberg ohne Säumen!
Deines alten Vaters Leumund
Hat Graf Neuenahr getrübet,
Nur mit Blut wird abgewaschen
Diese Schmach, auch Dir verübet!«

Also kündeten die Boten
Von den Bergen, die den Grafen
Bei dem wunderschönen Bräutlein
Auf der Burg zu Cleve trafen.
Bitter wurde da getrübet
Blauer Augen Stralenquelle;
Wie die Sonn' in Regenperlen
Dämmerts drinnen thränenhelle.

»Sey getrost, o Margarethe,
Freudig ist das Wiederfinden,
Wenn die Segenshand des Priesters
Uns auf ewig wird verbinden!
Friedensfeste, Ruh' und Heimat
Sind erst freudig nach dem Streiten
Und aus unsrer Liebe keimen
Dann des Himmels Seligkeiten;

Treuer noch als Schild und Panzer
Wird mich diese Schärpe schirmen
Und vergeblich werden Lanzen
Gegen solches Kleinod stürmen.
Nur für dich, die sie gewoben
Ist mein treues Herz empfänglich,
Darum fest vor Todeswaffen
Pocht es für dich unvergänglich!«

Noch im Abschied wechseln beide
Süße Pfänder heilger Treue;
Aber helle Silberperlen
Strömt Margretha's Augenbläue.
Zu dem wilden Sturm der Speere
Sah sie ihren Theuren eilen —
Neuenahr schlägt tiefe Wunden
Welche nimmer wieder heilen.

Ach! auch Adolph sank zum Grunde
Von des Feindes Speer getroffen,
Mitten in dem treuen Herzen
Klafft die Todeswunde offen!
Und Sie träuft aufs Blut der Schärpe
Ihre helle heiße Thränen
Und Sie eilet hin zum Treuen,
Der auch todt noch all ihr Sehnen.

Auf dem Schlachtfeld bei Niedeggen
Sah sie ihn im Blute liegen,
Aber kalt die bleichen Wangen
Und die Lippen, welche schwiegen.
Zu Nideggen in der Kirche
Oeffnet man die Grabeshöle,
Daß sich Gräfinn Margarethe
Mit dem theuren Graf vermäle.

Hochzeitfeier löscht die Thränen,
Herzensangst hört auf zu pochen —
In dem Schmerz um den Geliebten
War das treue Herz gebrochen.
Auch Sophia, Adolphs Mutter
War zur Hochzeit mit gegangen,
Als sie bei den theuern Leichen
Todesschauer kühl durchdrangen.

Nach der hohen Schloßkapelle
Zu Niedeggen wandern heute
Noch gar viele treue Mütter,
Viele trauervolle Bräute,
Schauen dort die Leichensteine,

Lesen drinnen die Geschichte,
Trösten sich: daß treue Liebe
All' uns eint im Himmelslichte.

Anmerk. Adolph war der jüngere Sohn des Herzogs Gerhard von Jülich und Berg und der Sophia, einer sächsischen Fürstinn. Schon frühe, noch als Kind, war er verlobt mit Maria Margaretha, einer Tochter des Herzogs Johann des Schönen von Cleve, und beide Liebenden waren sich mit solcher romantischen Minne zugethau, daß selbst die starren Chronisten jener Zeit mit Lust und Bewunderung von diesem schönen Herzensverhältnisse reden. Prinz Adolph fiel in der Blüte seiner Jahre bei der Belagerung des festen Thombergs. Seine Braut bewahrte ihm die Treue und der Kummer über den Verlust ihres Geliebten riß sie mit ihm ins Grab. Auch die Mutter folgte ihrem geliebtesten Sohne bald nach und liegt an seiner Seite begraben.

Die Veranlassung der Bestürmung des Thombergs war folgende:

Ein gewisser Friedrich von Sommeref, Ritter, hatte sich vermessen, höher in der Gunst der Herzoginn Sophia zu stehen als selbst deren Gemahl, der Herzog Gerhard II. von Jülich und Berg, der seit längerer Zeit an Geistes- und Leibesschwachheit litt*). Den Verläumder zu züchtigen, kündigten ihm Gerhards Söhne Wilhelm und Adolph Fehde an und drängten ihn mit seinem Verbündeten, den Grafen von Reuenahr auf die Feste Thomberg an der Eifel, wo Adolph im J. 1470 durch den Speerwurf des Letzteren sein Leben verlor.

XXXVII.

Der Königsraub

zu Kaiserswerth am 20. Mai 1062.

Die Wittwe des im Jahr 1056 verschiedenen glorreichen Kaisers Heinrich III. Agnes, eine geborne Herzoginn von Aquitanien hatte im Frühjahre 1062 den

---

*) Der Chronist Honseler sagt: Sophiam Gerhardi conjugem, cum loco mariti, animi debilitate laborantis rebus praeesset, illam callumniam fuisse perpessam.

Hof mit ihrem Zwölfjährigen Sohne, dem Deutschen Könige Heinrich IV. nach Kaiserswerth *) verlegt. Seit sechs Jahren hatte sie die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn und des Reiches Ruder geführt mit so viel Kraft und Weisheit als je ein Weib, aber die eherne Zeit forderte sie sichere Hand eines tüchtigen Mannes, und nur die unglückſame Verhältnisse, in denen die Hohe sich bewegen mußten, haben ihr den Dank der Nation, Ruhm und Glück, das sie in reichem Maße verdiente, entwendet. Sie selber vermochte als Ausländerinn das Zutrauen der Nation nicht zu erwerben, ihr Freund und Rathgeber, der höfische Bischof Heinrich von Würzburg war seiner Stellung wegen den herrschsüchtigen Großen, besonders den geistlichen Fürsten, die sich nur selber alle Macht gegämet, verhaßt, und in Rom, das stets des Reiches Glanz mit Neid gesehen, wurde der Verfall dasselben vorbereitet. Leider boten deutsche Fürsten zur Schande ihres Namens dazu die Hand, und hatte schon Heinrich III. gegen die schlauen Planen eines herrschsüchtigen Hildebrand, nachmaligen Papstes Gregor VII. harten Stand gehabt, so mußte unter der Regierung eines Kindes viel des ausgesäeten Bösen wuchern. Die herrschsüchtigsten deutschen Fürsten verbanden sich zu einer Verschwörung, welche zum Ziel hatte, sich selber an die Spitze der Regierung zu stellen und worin jeder den Andern wieder zu überlisten suchte. Otto von Nordheim, Herzog von Baiern, Graf Eckbert von Braunschweig und Hanno von Dassel, Erzbischof von Cöln, die, welche dem Königshause am meisten zur Dankbarkeit verpflichtet, waren die Häupter des unglückseligen Complottes. Die Kaiserinn hatte Kunde erhalten von der Verschwörung und war um so bekümmerter, als das Getriebe zu listig und fein gesponnen war, um demselben gänzlich auf den Grund schauen und kräftig einschreiten zu können.

Vom Jahre 1062 war viel Arges profezeit; am 8. Februar tobte durch Deutschland ein furchtbares Ge-

---

*) Damals noch Swibertswerth, insula oder Werda Sancti Wiberti genannt. Siehe 1. Heft Nro I.

witter, Sturm und Erdbeben schreckten die Menschen, die durch Pest und Hungersnoth damals schon viel Elend erlitten. Aber viel Schlimmeres ward vor Aller Augen verborgen bereitet. Die Kaiserinn wurde verläumdet, getadelt und der Vormundschaft unwürdig ausgeschrieen, man wollte ihr dieselbe entreißen, und bis zur Mündigkeit des Königs eine neue Regentschaft anordnen. Unter dem Scheine der Nothwendigkeit und des Rechts wurde Böses auf dem Wege der List und Gewalt ausgeführt. An dem Hofe der Kaiserinn erschienen um das Pfingstfest 1062 Otto von Baiern, Eckbert von Braunschweig und Hanno, der Erzbischof, die Häupter der Verschwörung, Alle auf verschiedenen Wegen und dem Scheine nach ohne Verabredung, aber Alle mit wohlgerüstetem glänzenden Gefolge, und der Erzbischof mit vielen schönen schnellrudernden Schiffen. Nach ihrer Aussage kamen sie um der Gebieterinn und ihrem jungen Herrn ihre Ergebenheit zu bezeugen, ihre Rede war süß und voll Treue; die Regentinn, die sich vorab schon von den Herren nichts Gutes versehen, mochte von den Schmeicheleien getäuscht werden, oder sich nicht stark genug fühlen, den Aufrührern gebührend entgegen zu kommen, sie nahm die Huldigungen freundlich auf und gab den Fürsten ein glanzvolles Mahl. Alle waren heiter und guter Dinge, des Weines Glut und die schöne Maienzeit erhob jedes Herz zur Freude. Der Erzbischof Hanno hatte das zwölfjährige Königskind an sich zu ziehen gewußt, das in dem Prunkfeste besonders fröhlich gestimmt war. Er führte den Knaben an ein Fenster der kaiserlichen Pfalz und zeigte in das Frühlingsblühen und auf den stralenden Rheinspiegel hinab, wo die reichgezierten Schiffe mit bunten Wimpeln und Segeln zur Unterhaltung unzählbarer Zuschauer von kundigen Schiffleuten geführt auf der schaukelnden Flut umher kreuzten. Den Knaben ergötzte dies ihm fremde Schauspiel, und so wurde in ihm der Wunsch rege, sich drunten im Lustgetriebe von den Wellen wiegen zu lassen. Auf Hannos Wink ruderte alsbald die schönste Barke herzu, und der Erzbischof von dem Herzoge von Baiern und dem Grafen

von Braunschweig begleitet, führte den freudeverlangenden König in das Fahrzeug. Da bläheten sich die Segel, und die Ruderer brachten in schnellen Schlägen das Schiff mitten auf den Strom. Doch plötzlich verstummte der Jubel der Wasserfahrt, des Erzbischofs lächelnde Miene vertauschte ein strenger Ernst. Er befahl das Spiel einzustellen, und die schnellste Fahrt gegen Cöln zu beginnen. Da gewahrte Agnes, die am Ufer, anfangs fröhlich zugeschaut hatte, die böse Tücke. Händeringend rief die unglückliche Mutter den Namen ihres Sohnes und der königliche Knabe, durch den unerwarteten Auftritt erschreckt, oder sein Geschick ahnend, sprang in Verzweiflung von dem Verdecke in den Strom hinein, der liebenden Mutter entgegen. Doch deren Armen vermochten ihn nicht zu retten. Er sank unter in der Flut. Da stürzt' ihm Eckbert der kühne mannhafte Graf von Braunschweig nach, er hascht' ihn glücklich und bracht' ihn mit eigener Lebensgefahr ins Schiff zurück. Während man den weinenden König dort durch Lügen und Schmeicheleien zu beruhigen suchte, rang die trostlose Mutter in Verzweiflung und das durch die schmähliche Gewaltthat empörte Volk, das Gefolge der Kaiserinn, lief Strom aufwärts dem Gestade entlang fluchend und schimpfend über die Räuber. Doch die Drohungen waren unmächtig, und die Verwünschungen verhallten. Der räuberische Aar, froh seiner Beute, die er in den Krallen trägt, verlacht die Zorngebährden, die ihm folgen in unzugänglicher Höhe. Die verschworenen Fürsten brachten ihren König, an dessen Freiheit sie sich vergriffen, dessen Leben sie aus schnöder Herrschsucht in Gefahr gesetzt hatten, ungehindert nach Cöln, an den Hof des Erzbischofs Hanno, der jetzt mit ihnen die Frucht des Frevels theilen sollte. Der schlaue Priester machte gewissenhaft drei Theile, er behielt den Kern der Nuß, und gab jedem der Helfer eine Schale.

So geschah der Königsraub zu Kaiserswerth, das in seinen Folgen unheilvollste aller für Deutschland nachtheiligen Ereignisse. Hanno, die Seele der Unternehmung, nach dessen Plan sie ausgeführt wurde, hielt den König gefangen und stellte sich mit Otto dem

Baier an die Spitze der Regierung. Da blieben Beider Hände nicht rein von ungerechtem Gute und um die, welche über den ungeheuren Frevel und Rache schrieen, zu beschwichtigen, mußten die Reichsgüter vergeudet werden. Recht und Treue waren mit Füßen getreten, und Alles wurde käuflich. Hanno ging in der angemaßten Königswürde unter dem Namen eines Reichsverwesers nach Rom, und gab in den Unterhandlungen mit dem Kardinal Hildebrand nach einiger Spiegelfechterei die kostbarsten Rechte der deutschen Kaiserkrone hin. Daraus entstanden die spätern Investitur-Irrungen, die Jahrhunderte hindurch das Reich zerrütteten, und Deutschlands Blüte raubten. Der junge König selber aber, der zu den schönsten Hoffnungen berechtiget hatte, wurde durch eine schlechte Erziehung und mißtrauisch durch alle die Frevel, die vor seinen Augen geschahen, gänzlich verdorben. Man schien planmäßig darauf zu wirken, daß nichts Gutes aus ihm werden sollte. Sein eigenes Glück war dahin, und die Unterthanen sollten durch ihn nicht glücklich sein. Erzbischof Hanno aber, dem Deutschland alles dies größtentheils zu verdanken hat, wurde von einem andern herrschsüchtigen Priester, dem Erzbischofe Adalbert von Bremen überlistet, der ihm den König und somit auch die erste Stelle im Reiche raubte. Der stolze Mann, der Deutschland zu seinen Füßen gesehen, starb von dem erwachsenen Monarchen und der Stadt, nach der sich sein Sprengel nannte, gehaßt in klösterlicher Zurückgezogenheit zerknickt von der Reue über die Grausamkeiten, zu denen ihn Herrschsucht bewogen. Bemerkenswerth ists, daß die drei Haupttheilnehmer am Königsraube sonst wohl als strenge und tugendhafte Männer geschildert werden, daß sie größtentheils die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen vermochten und Hanno sogar wegen der Vortheile, die er für den römischen Stuhl erwirkte, heilig gesprochen wurde. Da zeigt sich aber, wie Herrschsucht und Habgier sonst würdige Männer umzugestalten, und wie die Frevelbeispiele sonst hochbelobter Helden auf die Menschheit zu wirken vermögen. —

XXXVIII.

Das Walpurgisfeuer.

(Eine wahrhafte Begebenheit aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.)

Vor noch nicht vielen Jahren schritten zwei rüstige Bauernburschen zwischen Dühn und Wupper in der ersten Stunde des Maimonats durch eine einsame Wiese. Sie hatten eben auf einem entlegenen Weiler ihren Auserwählten nach alter ehrwürdiger Sitte einen Maibaum gesetzt und waren jetzt um Mitternacht auf der Rückkehr zu ihrem Dorfe. Stockfinster war die Nacht, schwarze Wolken, immer im Regen drohend, aber vom Winde vorbeigetrieben, die Nachzügler eines am Abend vertobten Gewitters, hielten die Sterne verhüllt, die dünne Mondsichel war schon längst hinab. Im Walde, der eben mit dem jungen Laube, das im Nachtwinde rauschte, geschmückt war, vermochte man keine Hand vor Augen zu sehen, auf der Wiese schimmerte der vom Regen nasse Weg und die Umrisse der Bäume und Gebüsche. Die beiden des Weges kundigen Burschen schritten wacker dahin.

»Im Busch ists doch so finster wie in einem Sack« — hub der eine an: »es ist drin recht schaurig, wenn man des Spukes gedenkt, der in der Mainacht umgehen soll, man rennt drum, ohne es zu wissen. Nicht wahr, Bertram, es ist dir auch unheimlich zu Mute?« — »Ich wäre recht begierig auf einen solchen Spuk wie er dem Meister Caspar einmal begegnet ist« — erwiederte der Angeredete. — »Dem Lammsfuß, dem lustigen Schneider, der so viel zu erzählen weiß? der hat mir noch nie von einem Spuk erzählt, dem ich begegnen möcht.« — »Ei! das pflegt er auch nur so recht im Vertrauen zu erzälen, seinen besten Freunden, denn da ist er recht dumm gewesen, wessen er sich schämt, daß er bei all seiner Verschlagenheit so daneben gegriffen. Es könnte jetzt ein gemachter Mann sein und brauchte keine Nadel mehr anzurühren, wenn er nicht auf den Kopf gefallen gewesen. Du weißt

ja wie es mit den Mainachtsfeuern ist (fuhr Bertram langsamergehend fort, während Michel ihm immer näher rückte) — da kommt der Lammsfuß in der Mainacht spät von der Arbeit heim und sieht ein solch blaß Feuer, in der Meinung, daß es irgend von Holzhauern aus Spänen und Sägmehl angezündet sei; er stopft sein Pfeifchen, ganz ohne Arg bückt er sich heran und scharrt eine Kohle darauf, aber wie er zieht, so ist die Glut verloschen. Er nimmt eine neue Kohle. Auch diese zündet nicht. Da schüttet er die zweie heraus, und legt eine dritte auf; aber da steigt auf einmal eine große schwarze Gestalt aus dem Feuer auf, der Meister Caspar, wie er zusammengekauert nieder hockt, stürzt vor Angst auf den Rücken, und als er endlich die Augen wieder aufschlägt, ist Feuer und Drohgestalt verschwunden. Kaum aber ist er heim gelangt und besieht die Pfeife, da liegt statt der ausgebrannten Kohle ein glänzendes Goldstück darin von alter Präge, und so schwer, wie jetzt keine mehr geschlagen werden. Sieh! das ärgert ihn nun, daß er nicht besser zugegriffen hat, und weil er so dumm dabei gewesen ist, mag er den Vorfall nicht gern erzählen. Solche Mainachtfeuer sind verborgene Schätze, die leuchten alle sieben Jahre in der Walpurgis-Mitternacht gleich brennenden Kohlen; aber wer sich herzhaft dran gibt und drei tüchtige Griffe hinein thut der mag so viel Goldstücke heimbringen, daß er weder Hacke noch Spaten mehr anzufassen braucht. Doch muß man sich nach dem dritten Griffe nicht zu lange besinnen, denn dann kommt der böse Geist, der den Schatz bewacht, und stößt und schreckt den Ungenügsamen zurück. Das hatte der Lammsfuß vorher oft sagen gehört, aber bei all seiner Schlauheit war's ihm im rechten Augenblicke nicht beigefallen. Man pflegt so zu sagen und es ist ein wahres Wort: wenn's Reisbrei regnet, so hat Niemand den Topf unter der Traufe!« — »Ja solch einen Spuk mögt' ich auch wohl bestehen« — versetzte Michel, während er auf der Wiese umschaute: »es wundert mich, daß der kluge Meister Caspar, der alle Schrift auszulegen versteht, da nicht besser bei der Hand war. Hab ich doch

hundertmal von solchen Dingen gehört und weiß ich doch, daß Mancher dadurch reich geworden! Aber sieh! da ist ja ein Feuer hart am Wege, wo wir eben vorbei kamen. Sieh! wie die Funken sprühen im Winde und eben sahen wir doch gar nichts davon. Das ist wahrhaftig kein rechtes Feuer!« — »Mir kommts auch so vor,« sagte der Begleiter: »es kommt blasser als sonst ein rechtes Feuer, als so ein Feuer mit Flamm und Glut; und wo sollte das auch herkommen? Wir sind gemachte Leute, wenn wir hier herzhaft zu Werke gehen, denn ein Mainachtsfeuer ist es, das da im Grunde leuchtet. Weißt du was? du bleibst hier, und ich nehme unsere Hüte, die scharr' ich voll, und dann theilen wir auf Halbpart!«

»Nein! das geht nicht!« eiferte Michel: »ich habe den Schatz entdeckt und mir kommt auch das Vorrecht zu: ich will den ersten Griff thun und dann magst du dir nehmen so viel du willst!«

»Du bist mir ein schöner Geselle! (keifte Bertram) du wirst auch den zweiten Griff nicht lassen, und lässest mich dann den dritten thun, wenn du deine Schäfchen auf dem Trocknen hast. Da bin ich mit bei, und ich will dir sogleich beweisen, wer das meiste Recht hat auf das, was er zwischen seinen Fingern hält!« — Somit lief er, so schnell er nur zu laufen vermochte den tieferen Wiesengrund hinab, auf die funkenstöbernde Glut zu. Der Michel wollte nicht hinten bleiben, und setzte ihm nach; Keiner konnte dem Andern etwas abgewinnen. Der lange Bertram mochte wohl größere Sprünge machen, aber der kleine kräftige Michel bewegte drum seine Beinchen desto schneller. Sie liefen dicht nebeneinander, die Ellbogen fest in die Seite gestemmt, den Kopf vorgebogen. Schon sahen sie das Feuer kaum vier Schritte vor sich — da plumps! erhielten sie einen Schlag von unsichtbarer Hand; sie waren in der Betäubung ihrer Sinne nicht mehr mächtig, und kollerten rücklings in das feuchte Gras. Eine starke Regenschauer weckte sie; noch glühete das Feuer, aber die Glut zischte unter dem herabstürzenden Regen gar unheimlich, und statt des Dampfes schienen schreckliche Drohgestalten sich

ihnen entgegen zu recken. Sie rafften sich auf, und liefen verzagt eben so eilig, als sie gekommen waren davon. Eigne Angst hielt sie nahe beisammen. Sich außer Athem rennend, waren sie nicht mächtig auch nur ein Wort hervorzubringen, und erst als sie Wald und Wiese fern hinter sich hatten, und als sie, in Angst und Dunkelheit den Weg verfehlend, durch Gesträuch und Moor, zerfetzt und beschmutzt, ohne Hut und Stock zwischen den ersteu Häusern des Dorfes angekommen waren, schöpften sie Muth und Athem zu schnöden Vorwürfen. Jeder gab sein Unglück dem Andern Schuld, und trotz ihres beklagenswerthen Zustandes wären sie fast handgemein geworden, wenn nicht, von den nächtlichen Ruhestörern aufgeschreckt, schon Neugierige an den Fenstern gehustet und jene abgehalten hätten sich eine größere und aufmerksamere Zuhörerzahl zu schaffen. Ganz entmuthigt, und an Leib und Seele zerschlagen, zogen sie sich in ihre Wohnungen zurück, um die Wunden zu heilen, die ihnen das nächtliche Abendtheuer geschlagen. Michel hatte eine bedeutende Wunde an der Stirne, Bertrams Nase war zerschmettert, beiden waren Gesicht, Hände und Kleider in den Gesträuchen und Hecken zerkratzt und zerfetzt; am ganzen Leibe waren beide von Dornstichen gleich Forellen roth punktirt, und all der erträumte Reichthum, den sie schon in den Händen zu haben vermeint, er war mit tiefgefühlter Schmach vertauscht.

Längst war die Morgenglocke geläutet, die Frühlingssonne erhob sich schon über die duftige noch regenfeuchte Waldung, alle Leute gingen ihren Geschäften nach, als der arme Michel sich erhob und mit verbundener Stirn die Wiese hinab ging, um den verlornen Hut zu suchen. Den Bertram gewahrte er mit verhülltem Gesichte vor sich schreiten. Bald hatte er den unglücksamen Wiesengrund vor sich. und sah dort zwei Holzschneider beschäftigt, einen über die Sägeblöcke gelegten Pappelbaumstamm zu Brettern zu schneiden. Dort kam er zu Bertram und hörte die Leute erzählen, daß sie zwei blutige durchnäßte Hüte und zwei Stöcke unter dem Gestelle gefunden, welche die Ankömmlinge für die ihrigen erkannten, und an sich

nahmen. Dort gewahrten diese auch die Spuren von dem Mainachtfeuer, das die Holzschneider vorigen Tages aus Sägmehl und Spänen geschürt hatten, um ihre Tabackpfeifen daran anzuzünden, aber neben den traurigen Resten des vermeintlichen Schatzes fanden sie auch die Ursache des betäubenden Schlages, der ihnen das Abentheuer verleidet, denn die Gegenstände ruhig und bei Lichte betrachtend, wurden sie nunmehr inne, daß sie in ihrem Ungestüm mit dem Kopfe quer gegen den aufgelegten Holzblock gerannt waren, der dem kleinern Michel die Stirne, dem langen Bertram die Nase getroffen hatte. Beschämt und verlegen stotterten sie den bekannten Holzschneidern einige erdichtete unzusammenhängende Ursachen ihres Hutverlierens wie ihres kläglichen Zustandes vor, und schlichen untereinander versöhnt, aber jeder gegen sich selber ärgerlich davon. Sie hatten nicht allein den Goldschatz verloren, sondern das Abentheuer der Nacht hatte sie auch um den Maitagsreigen gebracht, zu dem sie am Abend ihre Liebchen durch große mit Bändern geschmückte Zweige nach alter Sitte eingeladen hatten, und noch lange zagten sie, sich öffentlich sehen zu lassen, so waren sie zugerichtet.

Was sie auch den Holzschneidern und andern Nachbarsleuten mögen erzählt haben von nächtlichem Straucheln, Gleiten und Fallen, so lief doch bald von Mund zu Mund durchs Dorf und von Weiler zu Weiler ein Gerede: Der lange Bertram und der dicke Michel seien um ein Mainachtsfeuer vom Teufel geprellt worden und sie hatten deshalb noch lange Zeit hindurch viel Näckerei zu erdulden. Da mochte der große Bertram dem alten hinkenden Schneidermeister Caspar Lammsfuß auch nicht ferner mehr seine Dummheit bei dem Schatzfeuer vorwerfen, denn Meister Caspar hatte nach eigener Aussage immer noch ein Goldstück von vielen Thalern, er aber nur einen derben Nasen-Stüber davon getragen. Auf jeden Fall jedoch war die Lehre, die beide Abentheuer erhalten hatten, goldeswerth, denn sie lernten die Teufel, von welchen sie genarret wurden, deutlich kennen, und diese Unholden sinds, die auch in heutiger

Zeit noch Manchem bei Nacht und Tag Unfall bereiten. Sie heißen Dummheit, Aberglauben, Habgier und Neid.

XXXIX.

Ritter Clas vom Drachenfels.

Vom Jahr 1493.

Der Burgweg ist gar steil und schroff,
Der greise Pater vom Regen troff,
Es ist ein Gemische von Regnen und Schnei'n
Auf wühlt der Sturm den tiefen Rhein.

Der Mönch er brummt in den greisen Bart:
»Wohl ist es heuer gar schlimme Fahrt,
»Doch wird's mir auch noch so sauer und schwer,
»Gott gebe mir droben nur gute Mähr!«

Oft stehet er still und athmet tief,
Das Wasser aus allen Falten ihm lief;
Er keucht und seufzet und wanket empor,
Da sinket die Brücke, auf schließt sich das Thor.

»»Was willst du Alter, verkünd' es sogleich!««
»Gott grüß' Euch Rittet, der Herr sei mit Euch!
»Ihr sitzet am Heerde so wohlig, so warm —
»Erbarmt Euch, daß Gott sich Eurer erbarm!

»Mich sendet zu Euch des Conventes Noth,
»Auf daß Ihr bedenket das zehnte Gebot;
»O seid für's Recht doch länger nicht taub,
»Rückgebet und sühnet der Armut Raub!

»Gedenket: der Tag der Vergeltung naht,
»Gerochen wird jegliche Missethat;
»Bedenket Euer Heil, bald wird es zu spät,
»Bestellt bei Zeiten Euer Seelengeräth!«

»»Ich hab' es bestellet, ich hab' es bedacht,
»»Ich hab' es zu Eurem Besten gemacht:
»»Die Sitten versinkeu im Feuer des Weins,
»»Drum nahm ich ihn weg zum Heil des Vereins.

»»Dem Mönch' ist verboten des Fleisches Genuß,
»»Drum nahm ich die Heerde—das schafft Euch Verdruß?
»»Der Reichthum, er führet zum Uebermut,
»»Drum däuchte der Raub mir heilsam und gut.

»»Ihr habt es erbettelt ohn Müh' und Schweiß,
»»Ich hab' es erstritten mit rühmlichen Fleiß;
»»Da habt Ihr die Titel, da habt Ihr den Grund,
»»Nun gehet und macht es dem Orden kund!««

»Weh! wehe dem Räuber! am Klostergut
»Da haftet der Wittwen, der Waisen Blut,
»Was alle die Armen des Gaues ernährt,
»Das habt Ihr in Schwelgen und Prassen verzehrt.

»Bedenket der Zorn des Himmels nicht ruht,
»Ihr schwelget von ungerechtem Gut;
»Nun sorget, so lange das Heil Euch grünt,
»Daß Ihr es beichtet, bereuet und sühnt!«

»»So höre: ich habe des Klosters Wein
»»Genommen, und trieb die Heerden ein,
»»Dies that ich und werd' es forthin thun —
»»Du kennst die Sünden, sprich los mich nun!««

»O häufet zum Frevel nicht Hohn und Spott!
»Bedenkt, es waltet ein strafender Gott!« —
»»Es ist dir Pflicht, daß du es erfüllst,
»»Dort drohet der Thurm, so du nicht willst!«« —

»Viel lieber erwähl ich der Folter Pein,
»Als daß ich sollte so gottlos sein:
»Dem Reuigen, nur ihm werde zu Theil
»Des Himmels Gnade, der Buße Heil!« —

»»So werfet ihn tief in des Kerkers Nacht,
»»Bis Hunger und Frost ihn willig gemacht!«« —

Die Knechte vollführten des Ritters Geheiß,
Im Kerker schmachtet der zitternde Greis. —

Um Mitternacht der Sturmwind tobt,
Vergeblich er seine Kraft erprobt
Am Drachenfelsen, dem stolzen Haus,
Er zischet zurück von der Stärke des Bau's.

Der Ritter und seine Knappen drin,
Sie haben geschwelgt mit fröhlichem Sinn,
Geschwelget bis tief in die schaurige Nacht,
Sie ruhn im Vertrau'n auf des Hauses Macht.

Doch aus dem tiefen, dem kalten Verließ
Scholl eine Stimme, laut rief sie dies:
»»Wohl raget das Schloß in trotzender Pracht;
»»Hoch drüber doch waltet des Ewigen Macht!«« —

Und horch! wie Gespenster huscht es heran
Die steile, die düstere Felsenbahn,
Und durch des Sturmes Gebrüll und Gewirr
Vernimmt man Gemurmel und Waffengeklirr.

Sinds Rachegeister, die richtend nahn?
Sinds Feinde, die schleichen auf heimlicher Bahn?
Hoch streben die Leitern, es klettert empor;
Die Wächter, wo haben sie Aug' und Ohr?

Die Wächter berauschte des Klosters Wein,
Gewappnete steigen den Zwinger hinein,
Das Thor erschließt sich, die Brücke sich senkt,
Der Feinde Schaar zum Schloßhof drängt.

Da donnert der Fehdruf zum Schmettern des Horns,
Als weck' die Posaune am Tage des Zorns,
Und Fackeln und Brände, die stralen umher,
Es blitzen die Hallen von Rüstung und Wehr.

Das Schloß ist gewonnen ohn Blut und Gefahr,
In Fesseln knirschet des Burgherrn Schaar;

Es höret der Ritter aus tiefem Thurm
Des Erzstifts Fahne hoch rauschen im Sturm.

Der Churfürst von Cöln dem Gefangnen entbot:
»Zu lang schon seufzten die Nachbarn in Noth;
Du hast geraubet der Armen Gut,
Auf dir der Fluch der Kirche ruht.

Der Fluch der Kirche vertreibt dich von hier,
Noch schenke ich gnädig das Leben dir;
Doch wandre in fremdes Land hinaus,
Dem Neffen verleih' ich dein Gut und Haus!

Doch holst du Verzeihung vom Vater zu Rom,
So weiche der Neffe aufs neue dem Ohm,
Und bessert dein Leben drei Jahre Zeit,
So sei dir die Herrschaft aufs neue verleiht!«

Sein Neffe zieht ein mit fröhlichem Troß,
Herr Clas wankt traurig herab vom Schloß,
Ohn Panzer und Schwert, an friedlichem Stab
So schleicht er voll Grames zum Kloster herab.

Da droben behagt ihm kein Bissen, kein Trank,
Er sinket zusammen so weh und krank:
»»O wehe! wer nimmt sich des Aermsten jetzt an,
Ich habe den Menschen nur Leides gethan!««

Doch denen am meisten er Leides gethan,
Die Mönche, sie nehmen des Ritters sich an,
Sie pflegen den Feind mit christlichem Mut,
Und theilen mit ihm Obdach und Gut.

Und als er genesen aus Siechthums Noth,
Vollführet der Ritter des Bischofs Gebot,
Am Pilgerstab' auswandert er weit,
Und büßet den Frevel drei Jahre Zeit.

Und drauf vor dem Bischof der Reuige trat:
»»Der heilige Vater befreit mich hat

Vom Fluche dee Kirche, gebüßt und gesühnt
Ist jeglicher Frevel, drum Heil mir grünt.«« —

Der Bischof des Pabstes Schreiben durchlas,
Und spricht: »Jetzt ziehet zu Schloß, Herr Clas;
Des Pabstes Brief löscht jegliche Schuld,
Ihr steht in der Menschen und Gottes Huld!« —

Und freudig hinauf den stralenden Rhein
Herr Clas, schon schlägt er den Burgweg ein,
Da nahet sein Neffe herab vom Schloß,
Dort zieht er zur Fehde mit klirrendem Troß.

»»Dich grüßet, mein Neffe, dein Herr und dein Ohm,
Der ziehet zu Schloß am heimischen Strom.«« —
»Nicht bin ich dein Neffe, nicht bist du mein Ohm,
Der wohnet als Büßer beim Vater zu Rom!«

»»Der Pabst und der Bischof, sie sprachen mich los,
Ich kehre zur Heimat, zu Gut und Schloß.«« —
»Du bist ein Lästerer, ein bübischer Wicht,
Wohl kenn' ich den Oheim, du bist es nicht!«

So sprach er und schwang den gierigen Stahl,
Und schlug dem Oheim das Haupt zu Thal;
Zur Fehde zog er mit fröhlichem Sinn,
Und dachte die That, sie brächt' ihm Gewinn.

Doch nahten die Rächer, der Mörder fiel;
So findet der Frevel sein böses Ziel,
Nicht sühnt ihn der Menschen Wort und Geheiß,
Vergeltung von Siegel und Brief nichts weiß.

Deß ist Zeuge das nackte Gestein
Des Drachenfelsen am stralenden Rhein;
Hin stürzten die Mauern, einst steil und fest,
Von voriger Pracht ein trauernder Rest.

Die Schwinge des Sperbers die Lüfte durchsaust,
Wo üppig die wilden Räuber gehaus't,

Und Eulengekreisch zeigt nächtlich den Ort,
Den Blut getränket von frevlem Mord.

Anmerk. Die Burgen Drachenfels, Löwenburg und Wolkenburg waren auf den Trümmern von römischen Kastellen errichtet. Kaiser Otto III. zerstörte die dortigen Raubschlösser; Arnold, Erzbischof von Cöln aber bauete vor der Mitte des 12. Jahrhunderts das Schloß Drachenfelsen größer und stärker als je, und verkaufte es im J. 1149 dem Kasiusstifte in Bonn für 100 Mark, behielt sich aber das Oeffnungsrecht vor. Die Lehnsmänner des Kanonikatstiftes, die von dem Berge ihren Geschlechtsnamen und ihr Wappen, nämlich einen silbernen, goldene Flammen hauchenden Drachen auf rothem Felde führten (der Fabeldrachen 1. Heft S. 12), hieß man die Burggrafen von Drachenfels und sie erwarben zu dem Schlosse noch durch Pfandschaft das Amt Wolkenburg, das Amt Königswinter und das Dörfchen Ittenbach; auf dem linken Rheinufer aber die Dörfer Gimmersdorf, Berkum, Ließem, Pissenheim, die beiden Bachheim, Kürrighoven und Züllichhoven. So waren die Vögte auf Drachenfels gar mächtige Herren und viele derselben zeichneten sich durch wackere Ritterschaft aus. Adalbert war schon im J. 1145 des Steigreifs bezüchtiget; Heinrich (1300) und Gotthard (1420) thaten sich im erzbischoflichen Heerhaufen rühmlichst hervor.

Ritter Claes von Drachenfels und Wolkenburg, ein wilder unbändiger Raubritter kam zu Ende des 15. Jahrhunderts mit Erzbischof Hermann von Cöln in Händel und wurde des Landes verwiesen, sein Neffe aber mit der Burgvogtei beliehen. Später mit dem Bischofe wieder ausgesöhnt, gedachte Ritter Claes in seine Burg wieder einzuziehen; aber einer seiner Neffen, der ihm vor dem Thore begegnete und den er gütlich anredete, gab vor, ihn nicht zu kennen, es kam zu Händel und der Ohm wurde von dem Neffen erschlagen am 3. Nov. des J. 1493. Da wurde der Erzbischof von allen Seiten aufgefordert diesen Verwandtenmord zu rächen. Er zog mit großer Macht vor die Schlösser, der Neffe fiel, Drachenfels und Wolkenburg wurden erobert und die Fahne des Erzstiftes flatterte lange über den Festen. Bald darauf aber, als der letzte männliche Sprosse der Burggrafen, Gerhard vom Drachenfels ohne männliche Nachkommen im J. 1516 gestorben war, theilten sich nicht ohne Streitigkeiten die mit Haustöchtern von Drachenfels vermälten von Walpot-Bassenheim und von Milendonk in das Lehen, welches allmälig in ihren Allodialbesitz überging. — In der Sickinger Fehde litt das Schloß Drachenfels durch Brand. Gänzlich zerstört wurde es mit Wolkenburg im 30 jährigen Kriege.

Die wenigen Ruinen der ehemals herrlichen Burg, die besonders durch Steinbrüche hinabgerissen worden sind, schauen noch jetzt hoch über den Rhein ragend fern in das bergische Land, ein ehrwürdiges Denkmal alter Zeit.

XXXX.

Trinchens-Gericht.

(Bergische Volkssage aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.)

Zwischen Immenkeppel (übersetzt Bienenberg) und Herrscheid liegt eine öde Berghaide, auf der sich verschiedene Wege kreuzen, welche zu den Holzungen benachbarter Weiler führen. Diese Wege sind wenig betreten und zur Nachtzeit zagt der Landmann sie zu wandern, denn es geht ein Gerede um, daß es droben nicht geheuer sei, und dies zu belegen erzält man manchen spukhaften Vorfall, der den nächtlichen Wanderer dort in Noth und Angst gebracht haben soll. Dies währte lange Zeit, bis endlich ein Ackerknecht, der jüngst in Kriegsdiensten gewesen war und im Rufe solcher Verwegenheit stand, daß er den Teufel selber nicht fürchte, eine Wette einging: daß er um Mitternacht über die Haide lustwandeln wolle, und wenn es dort noch so ungeheuer sei, denn (sagte er) die Spukgeschichten seien sämmtlich nicht als eitel Fabelei, die Kraft zu schaden und zu schrecken sei mit den Todten begraben und der Teufel, wenn auch einer sei, habe keine Macht über die Lebenden. Dies klang wohl Alles sehr vernünftig, wie man es heutzutage allewege hört aber für seine tollkühne Wette mußte der Verwegene hart büßen, denn kaum hatte er die Berghaide nach dem letzten Glockenschlage der Nachtsstunde betreten, als er hier und dort in der Ferne ein bleiches Licht flimmern sah, welches er anfangs für Laternen oder für Flämmchen hielt, die seine Kameraden, um seine Unerschrockenheit zu erproben, hin und her bewegten. Allein als er sich dem Lichte näherte, hob sich dieses so hoch, als es wohl keine

Menschenhand, auch an einer Stange, nicht zu tragen vermochte, und den Schrecken hierüber zu vermehren gewahrte der Held, daß er von dem Wege gänzlich abgekommen sei. Während er nun den Pfad, den er wegen der Dunkelheit nur mit den Füßen zu suchen vermochte, wieder zu gewinnen umher tappte, sah er eine dunkle Gestalt um sich herschweben und vernahm in der Luft ein Sausen als wie von dem nahen Fluge eines großen Vogels. Aber Grausen ergriff ihn, als jetzt eine hohle männliche Stimme über ihm erscholl, die da frug: was er hier zu suchen habe und ob er mit zur Hölle wolle? — Als er nun zaghaft hinauf blickte, da mochte ihn wohl sein Wagestück gereuen, denn er gewahrte ein großes Gerippe vor sich schweben, aus dessen Augenhöhle ein bleiches Feuer glimmte, das immer heller wurde und die ganze Grausgestalt beleuchtete. Da sah er, wie es die langen Knochenfinger nach ihm reckte, als ob es ihn ergreifen wollte. Die Angst hatte sich seiner bemeistert, daß er der Rede nicht fähig war und er sich wie von dem Blitze getroffen auf dem Boden mit geschlossenen Augen zusammen kauerte; aber da fühlte er, wie das Gerippe sich über ihn herab senkte, kalt und schauerlich. Und mit den dürren eiskalten Knochenfingern, schob es seine vorgehaltenen zitternden Hände hinweg, hakte sich in seine Nase, hob ihn damit wie einen Fisch an der Angel empor und führte ihn durch die dunkle sausende Luft davon. Wie Wirbelwind gings über die Haide umher. Doch der Schmerz an seinem Riechorgane überwog bald die Angstbetäubung des Aermsten. Er kam zu dem Bewußtsein seiner Lage zurück und ergriff die Mittel, von denen ihm so manche Wunder waren erzält worden. »Alle gute Geister loben Gott!« rief er mit gepreßter Stimme, wie in Einem Worte und dabei machte er das Zeichen des Kreuzes über die ganze über ihm schwebende Gestalt. Mit einem schrecklichen Angstgestöhne floh jetzt das Gespenst davon, die angehakte Nase loslassend; der Geängstigte stürzte hinab, viele Klafter tief in den hohen moosdurchwachsenen Haidestrauch, daß ihm die Rippen knackten. Außer dem Schrecken fühlte er keine Beschädigung und

besann sich mit Aufstehen und Fortlaufen nicht lange. Da umrauschte es ihn wieder als ständ er unter einer Schaar auffliegender Trappen; aber er machte Kreuze um sich her und kam so endlich ungefährdet wieder auf den ihm bekannten Weg. Jetzt rollte das Gerippe auf einem feurigen Rade flammensprühend auf ihn zu, aber das Kreuzzeichen scheuchte den Spuk und endlich kam der Abentheurer betend und sich bekreuzend, schreckenbleich und mit blutender Nase auf dem sicheren Bauernhofe an. Sein Aussehen, seine Erzälung erneuete bei Allen die Furcht vor der Berghaide, er aber war von seiner frühern Verwegenheit gänzlich geheilt. Er, den der Spuk an der Nase so in der Luft herum geführt hatte, nahm sich vor, nicht mehr mit Naseweisheit so in Gefahr zu laufen und glaubte hinfort an die Sage, welche von dem Ursprunge des Gespenstes noch heute umgeht. Diese aber klingt noch viel grausenhafter als das verunglückte Abentheuer des Acker nechtes.

Es wohnten nämlich vor ungefähr drittehalbhundert Jahren in Immenkeppel zwei reiche Bauern, die als gute Nachbaren in sehr freundschaftlichen Verhältnissen lebten. Der eine hatte eine einzige Tochter, Catharina mit Namen, der Andere einen einzigen Sohn Andreas. Beider Eltern wünschten, daß die Kinder, die reichsten Erben des Dorfs, sich ehelich verbinden möchten, und es gehörte zu ihren liebsten Angelegenheiten die Heranwachsenden für diese Verbindung zu stimmen. Aber wie freundschaftlich die Eltern sich auch genähert hatten, so schienen sich die Kinder von einander zu entfernen. Zwar wußten sie, daß sie für einander bestimmt waren und gedachten auch nicht dem Willen der Eltern zuwider zu sein, allein eine innige Annährung war nicht möglich. Kathrinchen war ein stilles frommes Gemüt, züchtig und beschämt ihr ganzes Wesen; allein Andreas, der als einziger Sohn von den Eltern verzogen wurde, wuchs zu einem rechten Taugenichts heran und obwohl man, wie dies leider zu häufig zu geschehen pflegt, von reiferen Jahren die Besserung des Wildfangs erhoffte, so schob sich diese Aussicht doch immer noch in die Ferne. Da

wandte sich auch Kathrinchens engelreines Herz immer mehr von ihm ab, und als Andreas Vater auf die langberedete Heirath drängte, da entdeckte die verschämte Jungfrau ihren Eltern mit Thränen, daß sie dem braven Wilhelm, dem Sohne eines minder reichen Ackersmannes gut sei und ihn dem zugedachten Bräutigame weit vorziehe. Diese Kunde kam auch an Andreas und in seinem wilden Sinne faßte er den Entschluß, sich an dem verhaßten Nebenbuhler zu rächen. Er lauerte ihn Abends auf und verwundete ihn mit einem Messerstiche so, daß er für todt hinfiel. Weil ihm als Mörder die Todesstrafe drohete, floh Andreas über den Rhein und gerieth unter die spanischen Werber. Er war in den spanischen Niederlanden unter der Würgerbande Alba's einer der rohesten Kriegsgesellen und die Greuelscenen, die er sah und verrichten half, hatten sein Herz gänzlich entmenschet. Die spanischen Kriegsschaaren nahmen endlich auch an dem Streite um Jülich Theil, und als Andreas seiner Heimat näher kam und erfuhr, daß Wilhelm an der erhaltenen Wunde nicht gestorben sei, sondern frisch und gesund in gutem Verständnisse mit Kathrinchen lebe, da nahm er, von Haß und Eifersucht, wie auch von Liebe oder Sehnsucht nach der Heimat getrieben, die auch im verdorbensten Herzen nie ganz erlöschen, Reißaus und kam zu der Freude seiner Eltern, die ihn längst als todt beweint hatten, wieder in seine Heimat an. Drei Jahre war er in der Fremde gewesen und während dieser Zeit hatten Trinchen und Wilhelm sich immer mehr genähert; ja man sprach sogar davon, daß sie bald ein Paar sein würden.

Andreas Ankunft schien dies zu vereiteln und dieser suchte seine ältere Ansprüche auf Trinchens Hand auf alle Weise geltend zu machen. Als aber die Maid von Wilhelm nicht ablassen wollte, da erwachte alle Glut wilder Leidenschaft in des Verschmäheten Brust und Andreas schwur die Braut zu erringen, es gehe wie es wolle.

Auch schon damals war im Bergischen die Vorbereitung des Flachses zum Spinnen eines der lärmensten

aller ländlichen Festen. Zu den sogenannten Schwingtagen fanden sich alle Mädchen der Umgegend in einer Scheune zusammen, es wurde dort der Flachs unter Absingung von Volksliedern und nach dem Takte derselben vom Baste gereinigt; der damals in Gebrauch gekommene Anisbranntwein, Wachholderbeerwasser, Pfefferkuchen und Semmel- oder Reisbrei wurden der fröhlich thätigen Gesellschaft reichlich ausgetheilt und erst spät in der Nacht trennte man sich nach einem Ringeltanze, oft betäubt von geistigem Getränke. Dabei bestand die Sitte, daß die jungen Burschen, die sich am Schlusse des Festes einfanden, ihren Schwestern oder Liebchen nach Hause führten, und wo dann Haß oder Eifersucht herrschten, dort gab es es nicht selten blutige Händel. Trinchen war auch zu einem solchen Schwingabende gegangen, ohne den Andreas zum Nachhauseholen einzuladen, dieser aber erfuhr, daß Wilhelm diese Bevorzugung genießen sollte, und darum lauerte er auf der früher erwähnten Berghaide, über welche Kathrinchens Heimweg führte, voll schwarzer Rachegedanken auf die Rückkehr des Pärchens. Kaum gewahrte er sie in fröhlichen Gesprächen, Arm in Arm daher kommen, als er ihnen in den Weg trat und dem Mädchen Untreue vorwarf. Dann wandte er sich gegen Wilhelm und drohete ihm mit dem Schlimmsten, wenn er ihm die Braut nicht abtrete. Bald wurden die beiden Freier handgemein und Wilhelm lag in seinem Blute. »Diesmal traf ich dich besser, als vor drei Jahren!« rief der wilde Andreas: Du wirst mir nun wohl nicht mehr ins Gehege kommen, — aber du Trinchen gehest jetzt mit mir zum Hochzeittanze!« —

Das arme Mädchen war mit einem Ausrufe des Entsetzensauf den sterbenden Geliebten hinabgesunken und umklammerte ihn, als ob sie ihn im Leben fest halten wolle; aber der Mörder riß die Schluchzende empor und drohete auch sie umzubringen, wenn sie nicht eidlich verspreche die Blutthat zu verheimlichen und ihm ihre Hand zu reichen. Die bedrängte Jungfrau dachte an nichts als an die Rettung des Geliebten, sie stieß den Andreas zurück und schrie um Hülfe so laut, daß

ihre Simme bis an die fernen Gehöfte drang. Da tauchte der Unmensch von Haß empört und gedrängt von der Furcht entdeckt zu werden, sein Mordmesser auch in Trinchens Blut, und weit entfernt Reue zu empfinden über diese Greuelthat, gedachte er vielmehr zu seiner Sicherheit dieselbe vor den Augen der Menschen zu verbergen und eilte nach Hause um einen Spaten zu holen, mit welchem er die Leichname auf der Haide eingrabe. Es war gerade Vollmondlicht und ehe der Morgen erschien, hatte der Mörder in diesem allen Verbrechen günstigen Lichte die Erndte seines Frevels verborgen. Den ganzen folgenden Tag erwartete und suchte man Trinchen und Wilhelm vergeblich; als aber die Mitternacht kam, da wurden die Eltern von ängstlichem Hundegeheul hinaus geschreckt und sie sahen die blutigen Gestalten ihrer vermißten Kinder um das Gehöfte schweben. Man ging den Gespensterschatten nach, welche auf der Haide verschwanden, sah dort das frische Grab, grub es auf und fand die Gemordeten. Auch Andreas war durch das Hundegeheul an das Fenster geschreckt worden und nie gefühlte Angst hatte ihn beim Anblicke der vorüberschwebenden wohlbekannten Gestalten ergriffen. Ihm schienen es die Rachegeister, die zu seiner Vernichtung gekommen, und weil er der Reue nicht fähig, überließ er sich der feigsten Verzweiflung. Die Strafe war nah. Weil Andreas Verhältniß zu Trinchen und die früher gegen Wilhelm geäußerte Eifersucht bekannt war, so fiel er sogleich beim ganzen Dorf in Verdacht und man forderte von ihm, daß er sich durch die Leichenprobe von demselben reinigen solle. Zu dieser Leichenprobe (auch Bahrrecht genannt) die bei der damaligen Strafjustiz in Mordfällen allgemein war, mußte der Angeschuldigte die rechte Hand auf das Evangelienbuch, den Zeigefinger der linken Hand aber auf die Wunde des Gemordeten legen, und dann schwören, daß er von dem Frevel keine Wissenschaft habe. Verhielt der Todte sich still hierbei, so sah man den Verdächtigen für schuldlos an, zuckte aber die Leiche oder sah man an der Wunde eine plötzliche Veränderung, so wurde er als der unbezweifelte Verbrecher hingerichtet. Dies

sogenannte Gottesurtheil hatte bei Andres einen wahrhaften Ausspruch gethan. Kaum berührte der Mörder die Wunden als frisches Blut daraus entgegen quoll; er gestand die That und wurde zum Tode verurtheilt. Die Gemordeten wurden auf dem Gottesacker des Dorfes bestattet, der Mörder aber wurde auf der Stelle wo er die Leichen vergraben hatte, eine Speise der Raben, aufs Rad geflochten und sein gebleichtes Gerippe endlich dort verscharret. Dies ist die Stelle auf der Berghaide, wo kein Gras wächst, wohin (wegen der Blutflecken die man dort sieht) weder Thau noch Regen zu fallen scheint und wo selbst die Vögel den Flug herunterzusenken vermeiden. Diese Stelle wird noch heute Trinchens-Gericht genannt.

Andreas Geist spukte lange auf der Haide, bis nach dem im Eingange erzählten Vorfalle mit dem verwegenen Ackerknechte es einem in Exorcismen gewandten Mönche einfiel, den Spuk zu verweisen und ihm die sogenannte Geckswiese, ein nahegelegenes Dorngestrüppe zum Tummelplatze anzuweisen. Dort mag er Mitternachts spuken so lang er will, weil er dort nur die scheuen Hase und Nachtvögel zum Besuche hat.

Nachschrift.

Wegen seiner Entfernung von dem Druckorte vermochte der Herausgeber nicht, die Correctur der gegenwärtigen vier Hefte der Vorzeit zu übernehmen. Dadurch ist leider, besonders im 2. und 4. Hefte eine übergroße Anzahl Druckfehler erwachsen und in die Notizen zu dem Nonnenraube zu Gräfrath (2. Heft) S. 222 sogar eine Verwechselung eingeschlichen, die sonst würde vermieden worden sein. Letztere hofft der Verfasser in einem der folgenden Hefte, das eine ausführliche Geschichte des Klosters Gräfrath enthalten wird, vollständiger auszumerzen, und was die übrigen Druckfehler betrifft, so sieht er sich, obwohl der unterrichtete Leser dieselbe mit Nachsicht übersehen wird, genöthigt, wegen allenfallsiger schiefen Beurtheilung hier ein Verzeichniß derselben folgen zu lassen. Kleinere, nicht sinnentstellende Druckfehler und die häufige Versetzung oder Weglassung der Unterscheidungszeichen sind in dem Sündenregister übergangen.

Der geneigte Leser wird aber der Nothwendigkeit des gegenwärtigen Druckfehler-Verzeichnisses um so eher eine gütige Nachsicht angedeihen lassen, als ihm der Verfasser hier die Versicherung gibt, daß er die Correktur der künftigen Hefte selber übernehmen wird und die Nothwendigkeit eines solchen Verzeichnisses nicht mehr eintreten soll. Sollten aber in gegenwärtige Nachschrift und in folgendes Verzeichniß der Druckfehler wiederum Druckfehler einschleichen, so möge diese der gütige Leser doch noch aus ganz oben stehendem Grund entschuldigen.

Druckfehler des 1. Heftes.

Seite			
17	Zeile	19	statt Schätze lies: Schätzen.
28	—	6	der Anmerk. statt 1806 lies: 1803.
29	—	7	statt frommen lies: frommem.
40	—	29	st. Lies l. Ließ.
42	—	20	st. Und l. Um.
53	—	25	st. Goswinnen l. Goswinen.
56	—	10	st. Streir l. Streit.
57	—	19	st. einsehen l. einsehn.
75	—	23	st. Ritterbrust l. Ritter Brust.
78	—	5	st. hört l. höret.
89	—	19	st. wir l. sie.
92	—	7	st. zierliches l. zierlicher.
"	—	27	st. versammelte l. versammelten.
94	—	14	st. Fürstenkreis l. Fürsten Kreis.
"	—	18	st. freudigem l. freudigen.
"	—	31	st. härte l. hörte.
95	—	11	st. schönes l. Schönes.
"	—	13	st. geringe l. gringe.
100	—	31	st. Haß l. Hast.
101	—	14	st. wähdend l. während.
105	letzte	Z.	st. Freudenklang l. Freudendrang.
106	Zeile	14	st. schwarzumflorten l. schwarzumflorte.
107	—	24	st. doch l. dort.
"	—	30	st. er l. es.
109	—	6	st. Zaubereien l. Zaubrern.

Druckfehler des 2. Heftes.

117	Zeile	8	statt: hat lies: hatte.
118	—	20	st. den l. dem.
119	—	3	st. Friedrich l. Friederich.
"	—	25	st. Jünger l. Jüngling.
120	—	5	st. mir l. nie.
121	—	1	st. himmelblaue l. himmelblauen.
122	—	12	st. st. nur l. mir.
123	—	21	st. st. den l. dem.
125	—	4	st. seinem l. seinen.
"	—	11	st. Vesir l. Visir.
127	—	21	st. Freudensame l. Freudensonne.
128	—	11	st. arger l. arge.
"	—	31	st. Friedrich l. Friederich.
"	letzte	Z.	st. gezirrt l. geziert.
129	Zeile	28	st. soll l. sollt.
132	—	7	st. von l. vom.
"	—	11	st. Brühe l. Brüh'n.
133	—	9	st. Irmgard l. Irmengard.

Seite
133 Zeile 13 st. Friedrich l. Friederich.
" — 20 st. Der l. Dem.
" — 25 st. flohe l. floh'n.
134 — 20 st. jeder l. ein jeder.
" — 22 st. danbar l. dankbar.
135 — 8 st. brühe l. Brühn.
" — 13 st. nun l. um.
" — 23 st. Friedrich l. Friederich.
" — 32 st. Friedrich l. Friederich, st. Rächen l. rächen.
139 — 32 st. van l. vom.
140 — 19 st. Feindeſpur l. Feindesſpur.
" letzte Z. st. mit Roß durch Lanzen l. durch Roß und Lanzen.
147 Zeile 11 st. nun l. um.
" — 26 st. Schimmer l. Schirmer.
148 — 4 st. Irmgard l. Irmengard.
" — 7 st. Macht l. Nacht.
" — 9 st. Denn l. Den.
" — 24 st. Herrſchers l. Herrſchens.
" — 33 st. zu l. zur.
149 — 3 st. ruht l. ruhet.
150 — 12 st. umſtralende l. ruhmſtralende.
151 — 20 st. Kirchenthores l. Kirchenchores.
152 — 12 st. ! l. ;
" drittletzte Z. st. Boden l. Orden.
155 Zeile 5 st. gebliebte l. geliebte.
" — 30 st. wunderbaren l. wunderbarer.
157 — 13 st. Comma muß ein Punkt ſtehn.
159 — 6 st. Chorerſtürmer l. Choreſtrümmer.
160 — 30 st. ſchlugen l. ſchlagen.
163 vorletzte Z. st. enie l. eine.
164 Zeile 17 st. einen l. einem.
" — 36 st. mitfleißig l. mit Fleiß.
166 — 4 st. dem l. den.
173 — 25 st. ſie l. ſich.
" — 28 st. funkeln l. funkelnd.
176 — 15 st. auflodrete l. aufloderte.
178 — 29 st. daß l. das.
180 — 23 st. wohlberechneten l. wohlberechnete.
184 — 2 st. machte l. mochte.
" — 20 st. aufgeblühet l. aufgeblähet.
187 — 2 st. Krenkheit l. Krankheit.
189 — 18 st. trotze l. trotzte.
190 — 13 st. Gereueln l. Greueln.
195 — 29 st. milde l. wilde.
" — 36 st. um l. nun.
" — 39 st. in l. ihn in.
206 — 8 st. Rudolph l. Adolph.

Seite			
206	Zeile	31	st. gefeiert l. angefeuert.
208	—	26	st. Haupkirche l. Hauptkirche.
"	—	23	st. Freunden l. Freuden.
211	—	14	st. jüngern l. jüngere.
"	—	19	st. duftete l. duftet.
"	—	35	st. der l. dem.
213	—	13	st. Erhälteſt. l. Erhältſt.
"	—	15	st. mit l. in.
214	—	19	st. Balg l. Bald; st taufen l. tauchen.
"	—	27	st. Säugling l. Jüngling.
"	—	30	st. herein l. hinein.
"	—	35	st. leicher l. leichter.
219	—	9	st. Dem l Den.
"	—	22	st. Kronenberg l. Kronberg.
220	—	4	st. blinkenden l. blinkendem.
221	—	6	st. Zermalmden l. Zermalmten.
222	—	14	st. die im Jahre 1089 das Kloſter ſtiftete lies: die in dem im Jahre 1185 geſtifteten Kloſter faſt hundert Jahre nach dem Nonnenraub lebte, u. ſ. w.
"	—	21	st. in ſeiner eigenen Burg l in ſeinem eigenen Burgbanne.
224	—	34	st. damalicher l. damaliger.
"	—	35	st. Helter l. Zelter.
"	—	36	st. ſchen l. ſcheu.
226	—	20	st. das l. daß.
"	—	37	st. ſchämte l. ſchämten.
240	—	7	von unten st. und l. um.

Druckfehler des 3. Heftes.

235	Zeile	7	st. leutet l. leuchtet.
	—	26	st. Widerhall l. Wiederhall.
240	—	34	st. tiefinnerſten l. tiefinnerſtem
241	—	32	st. die l. der.
249	—	29	st. die l, der.
250	—	38	st. dem l. den.
261	—	18	st. befriegigen l. befriedigen.
	—	39	st. Zaubermitteln l. Zaubermittel.
252	—	8	st. entſchiedene l. verſchiedene.
258	—	29	st. Amphiebien l. Amphibien.
959	—	6	st. den l. der
261	—	11	st. aufgerechte l. aufgeregte.
267	—	24	st. Krönungsſtagt l. Krönungsſtadt.
	—	39	st. Bahn l. Bann.
271	—	21	st. des Lande l. des Kaiſers.
	—	32	st. ermitteln l. vermitteln.
278	—	23	st. Seinen l. Seinem.
279	—	16	st. geworedn l. geworden.

Seite			
283	Zeile	9	st. Doch l. Dort.
284	—	11	st. die l. der.
285	—	3	der Anmerk. st. Höhlscheid l. Höhscheid.
286	—	9	st. Laah l. Laach.
290	—	4	st. Erzbischöfen l. Erzbischöfe.
„	—	14	st. ihnen l. ihr.
„	—	3	von unten st. Höls l. Hüls.
294	—	14	st. Neuenburg l. Neuburg.
294	—	3	st. die l. der.
„	—	9	st. Obergleiß l. Oberpleiß.
297	—	6	von unten st. geschäftigt l. geschäftig.
299	—	24	st. und l. um.
302	—	22	st. um l. nun.
304	—	1	st. verschiedenen l. verschiedene.
„	—	10	st. fand l. stand.
308	—	11	st. abwanden, um l. abwandten um.
„	—		letzte Zeile st. Obergleiß l. Oberpleiß.
309	—	16	von unt. st. Handelspeculante l. Handelsspeculanten.
310	—	13	von unten st. hät l. hat.
312	—	14	st. im l. in.
316	—	7	von unten st. saßt l. faßt.
„	—	7	von unter st. Knechte auf l. Knecht' auf.
318	—	19	st. Friedrich III. Friedrich II.
„	—	20	st. del l. der.
320	—	19	st. ſdaß l. das.
„	—	23	st. heufigsten l. häufigsten.
322	—	24	st. die l. den.
325	—	19	st. die l. den.
330	—	18	st. Gewissens l. gewissen.
331	—	14	st. erkennen l. erkenne.
235	—	15	st. Dietrich l. Dieterich.
337	—	3	st. verhällen t. verhallen.
„	—	10	st. getäuscht l. getauscht.
338	—	21	st. On l. Du.
341	—	8	von unten st. hinten l. hintan.
342	—	12	von unten st. günstige l. günstigste.
345	—	12	st. kleinere l. kleineren.
346	—	8	st. Heerden l. Horden.
„	—	13	st. fernen l. fernem.
„	—	20	st. milden l. wilden.
347	—	21	st. heerlich l. herrlich.
348	—	6	st. der l. die.
„	—	24	st. in's l. im.
349	—	14	st. kundiger l Kundiger.
„	—	24	st. eingebornen l. Eingebornen.
354	—	26	st. entlassen l. erlassen.
355	—	3	von unten st. aus l. an's.

Seite
356 Zeile 17 st. mölich l. möglich.
„ — 32 st. Frohnleuten l. Frohnleute.
357 — 9 st. ihm l. ihn.
„ — 4 st. dreschen l. gedroschen.
„ — 23 st. Thieren l. Thiere.
362 — 10 st. er l. es.
„ — 30 st. frohe l. rohe.
363 — 7 st. vorstehen l. verstehen.
„ — 8 von unten st. Rhein l. Schein.
„ — 12 von unten st. sehet l. stehet.
365 — 12 von unten st. Roth l. Noth.
366 — 17 st. Stad l. Stadt.
368 — 5 der Anmerk. st. stehr l. steht
„ — 18 st. mehr l. oft mehr.

Druckfehler des 4. Heftes.

370 Zeile 15 st. Eleorens l. Eleonorens.
373 — 9 st. Waffenruhm l. Waffenruhe.
„ — 18 st. Scheeren l. Schaaren.
378 — 20 st. belehrende l. belehrenden.
379 — 1 st. an der l. an dem.
„ — 10 von unten st. über als l. als.
„ — 3 von unten st. Bilder l. Bildern.
380 letzte Z. st. damalichen l. damaligen.
384 Zeile 2 st. seiner l. seiner Hand.
385 — 1 st. düsteren l. düsterem.
„ — 17 st. der l. den.
386 — 5 von unten st. haben l. haben mochte.
390 — 25 st. nimmt l. minnt.
„ — 26 st. einem l. meinem.
„ — 29 st. wohl l. wohnt.
392 — 9 von unten st. in welchem l. welchen.
397 — 21 st. genährt l. genähert.
„ — 7 von unten st. Worten l. Worte.
398 — 14 von unten st. gestäubt l. gestäupt.
400 letzte Z. st. exclamate l. exclamare.
406 Zeile 13 von unten st. von l. wo.
407 — 17 von unten st. berichtet l. berühmt.
408 — 4 von unten st. den Herzen l. dem Lande.
409 — 8 von unten st. Frohsinns l. Frommsinns.
410 — 18 st. dauerte l. dauerten.
„ — 34 st. das ganze l. als.
412 — 2 st. hierüber auch l. hierüber.
„ letzte Z. Nienbrück Limburg l. Nienbrück u. Limburg.
414 Zeile 6 von unten st. das l. daß.
„ — 5 von unten st. größeres l. größerer.
416 — 14 von unten st. ziehe l. zeihe.
417 — 18 st. Verkehrung l. Vorkehrung.
„ — 7 von unten st. dem l. den.

Seite
423 Zeile 6 an dem l. an den.
430 — 18 st. Kirchenthores l. Kirchenchores.
433 — 6 st. im l. ein.
437 — 26 st. denn l. dann.
438 — 15 st. Covent l. Convent.
„ — 16 st. Asdruk l. Asdonk.
441 — 1 st. geseht l. gesetzt.
„ — 21 st. dem l. denn.
„ — 22 st. Urtheihe l. Urtheile.
444 — 13 st. Abschaf l. Abtschaft.
„ — 21 st. etlitt l. erlitt.
449 — 4 von unten st. gewandt l. verwandt.
450 — 7 st. Streitigkeit l. Streitigkeiten.
„ — 20 st. nach welche l. unter welche.
452 — 22 st. 400 l. 400 Jahren.
453 — 22 st. Rheinberg l. zu Rheinberg.
454 — 3 st. Wihelm l. Wilhelm.
„ — 27 st. und vermag l. und man vermag.
„ — 27 st. einer l. eine.
„ — 28 st. Bedeutenheit l. Bedeutendheit.
455 — 11 von unten st. Anvergne l. Auvergne.
„ — 6 v. u. st. war l. , ein.
„ — 5 v. u. st. Anvergne l. Auvergne.
456 — 5 st. Comma l. und
„ — 15 st. Gemälde l. Gemälden.
„ — 17 nach Erlernung fehlt ein Semicolon.
„ — 25 st. Hayde l. Haydn.
457 — 15 st. 1788 l. 1783.
„ — 15 st. Nachfolge l. Nachfolger.
„ — 30 st. einem l. einen.
459 — 21 st. hatte l. hatten.
„ vorletzt Z. st. Astei l. Abtei.
464 Zeile 25 st. den l. dem.
465 — 6 st. sie l. die.
„ — 16 st. gegämet l. gegönnt.
„ — 20 st. Planen l. Plane.
468 — st. und l. um.
469 — 11 st im l. mit.
473 — 4 von unten st. Abentheuer l. Abentheurer.
478 — 31 nnrchsauft l. durchsauf't.
480 — 14 von unten st. nicht l. nichts.
482 — 7 von unten st. beschämt l. verschämt.
483 — 10 st. ihn l. ihm
484 — 1 st. Festen l. Feste.
„ — 19 st. die l. der.
„ — 8 von unten sterhenden l. sterbenden.
486 — 1 st. Andres l. Andreas.
„ — 6 st. aber wurde l. aber.
„ — letzte Z. Hase l. Hasen.

Der zweite Band des gegenwärtigen Werkes wird gleichfalls in 4 Heften zu gleicher Bogenzahl und gleichem Betrage wie die vorliegenden im Laufe des Jahres 1838 erscheinen, und zwar das erste Heft um Neujahr und sofort zu drei Monaten 1 Heft. Dieser Band wird unter Anderem enthalten:

Gedrängte Geschichte der Klöster Gräfrath, Kentorf, Fröndenberg, Werden, Altenberg und Deuz; dann die Biographien, Geschichtsscenen, Sagen u. s. w., die zu dem vorigen Bande angekündigt dort nicht Raum fanden; ferner: Die Schlacht bei Woringen — Der Bauernaufstand von 1813 oder die Knüttelrussen — Dietrich von Dinslaken, Graf von der Mark — Das Freigericht zu Dortmund — Der Ritter mit dem eisernen Halsband — Die unglücksame Probe — Der Jagdstreit zu Diependahl — Junker Hans von Schlebusch — Der Probst zu Xanten — Peter Hahn, der getreue Solinger — Des Herzogs Adolph I. von Jülich und Berg Abentheuer — Die Schlacht bei Zülpich — Die Ritter von Strünkede — Die letzten von Stammheim — Die heil. Regenberga zu Geresheim — Die hölzerne Säge — Die Wiedertäufer zu Münster — Johannes von Leunenschloß oder die Reformation von Solingen — Graf Engelbert IV. von der Mark — Das letzte Ritteraufgebot — Der Sturm von Hohensyberg — Die Gräfinn Adela von Altena — Der Exterstein — Die hl. Adelheid zu Vilich — Arnold, der Wildenburger — Die Eroberung des Schlosses Engern — Der Churfürst mit der langen Nase — Der Templer zu Burg — Der Traum des h. Anno — Die Dortmunder Fehde — Ritter Hermann von Loen — Die Hermannschlacht — Heribert, eine westphälische Legende — Kurt von Arloff, der bergische Gideon — die Blutmesse zu Wiesdorf — Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg — u. s. w.; ferner: veraltete Gebräuche, Sonderbarkeiten und Aberglauben in unserer Heimat.

Im Laufe des künftigen Jahres erscheint bei dem Verleger der Vorzeit auch:

Niederrheinische Lieder von Wilhelm von Waldbrühl — Lieder, Legenden und Sagen in der Mundart unserer Heimat, mit beigefügtem Wörterbuche. Dies besonders für den Sprachforscher höchst interssante Werkchen, ungefähr 200 Octavseiten umfassend, wird im Laufe dieses Jahres näher angekündigt werden, sowie die

Geschichte des Landes Berg von Montanus, welche, im Aeußern der Vorzeit, in 4 Heften, jedes zu 8 bis 12 Druckbogen erscheinen wird.

Der Mangel einer vollständigen, lesbaren, in kritischem Geiste redigirten Geschichte unserer Heimat wurde bisher oft und vielfach laut. Das hier angekündigte Werk wird die derartigen Wünsche großentheils befriedigen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zettler

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zuccalmaglio, Vincenz Jacob <<von>>,

Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen

Bd.: 1

Solingen [u.a.] 1837
Bor. 211 g-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014548-3